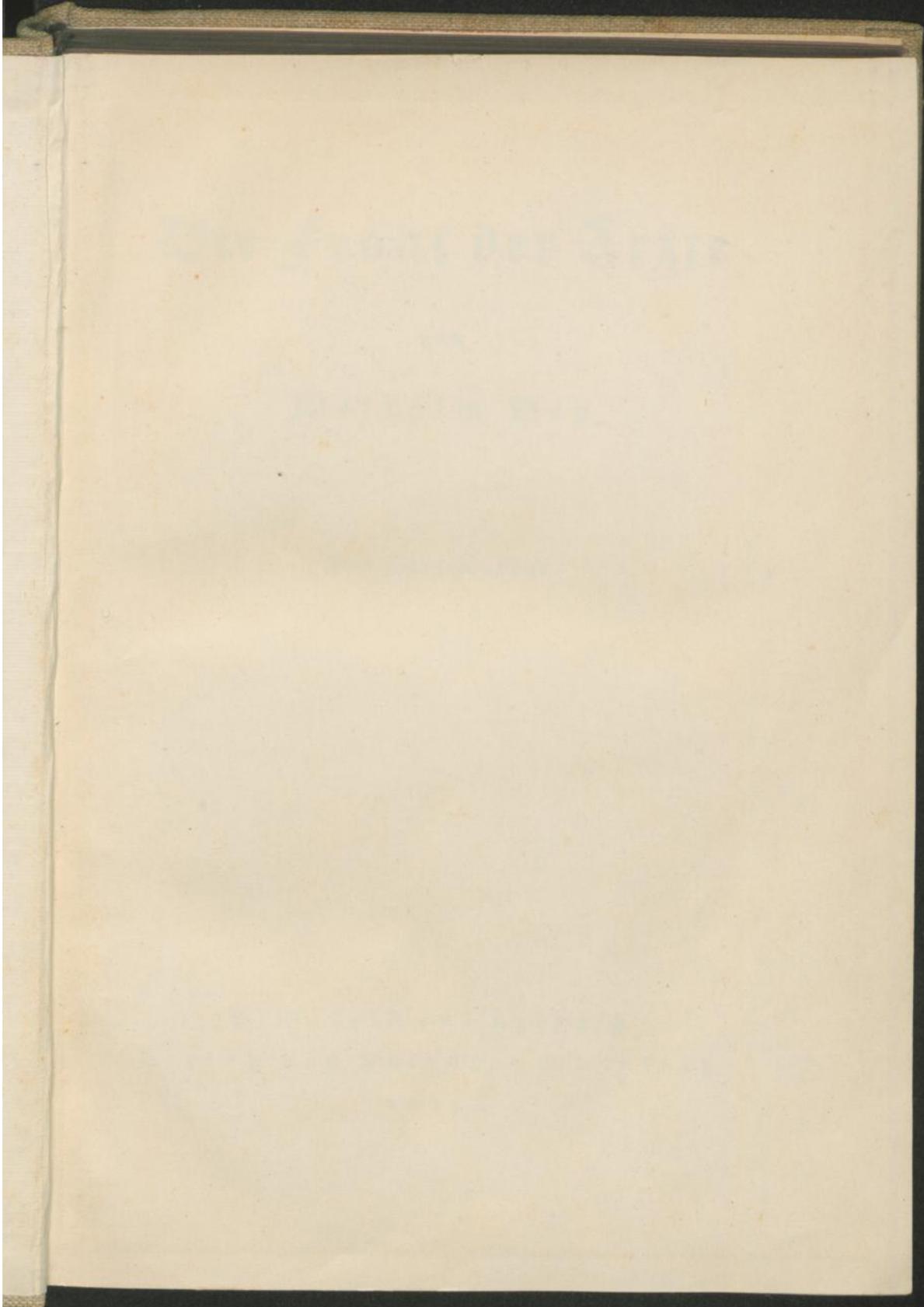
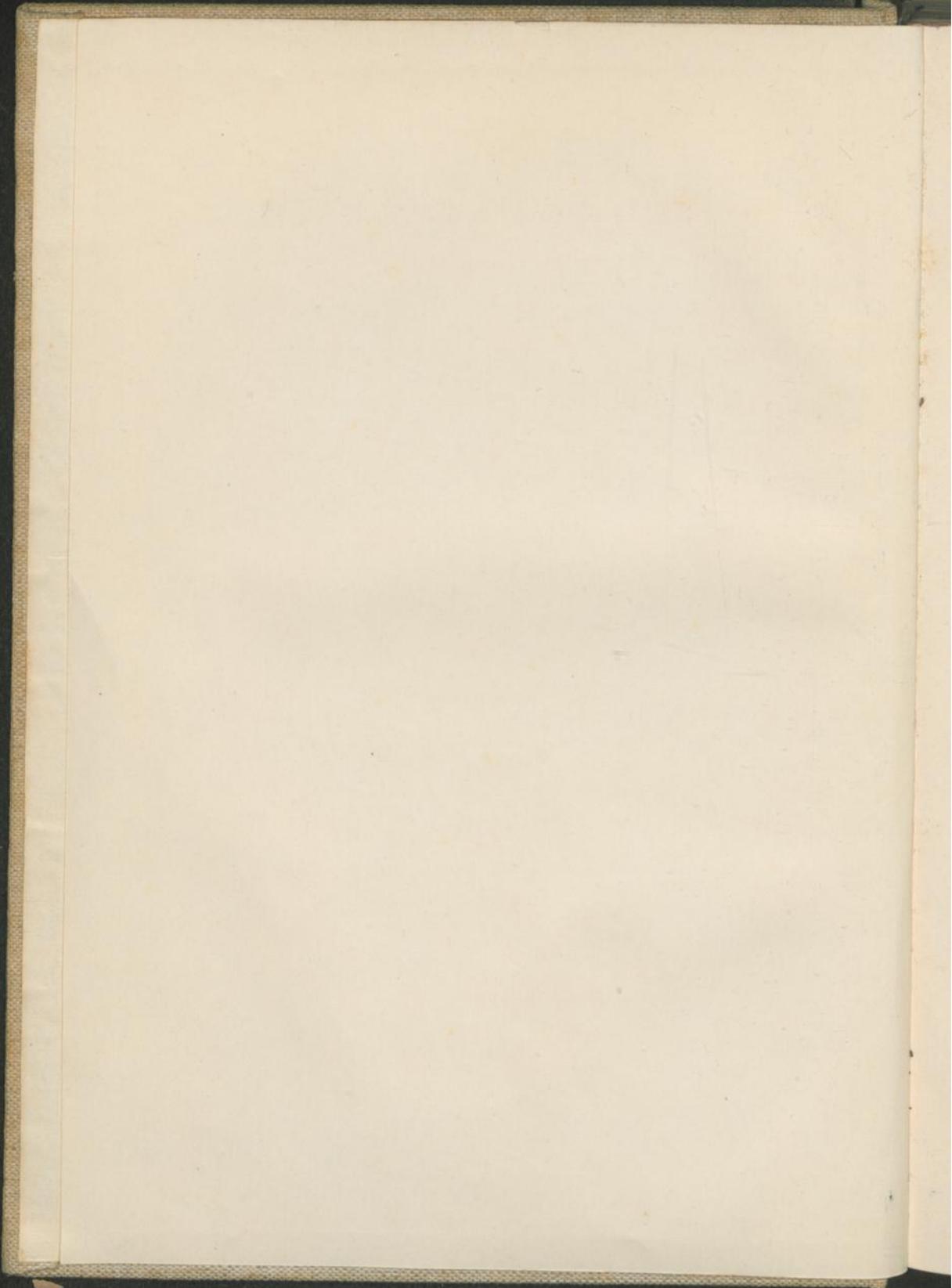


Wilhelm His

Die Front
der Ärzte

Dv 906





Die Front der Ärzte

von

Wilhelm His

Mit zwei Karten

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Delhagen & Klasing

1931

Der Urheber
der Bronzestatuette des Schutzumhanges ist
Bildhauer Alexander Zschokke, Berlin

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1930 by Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig
Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Z u m G e l e i t

Man darf wieder vom Kriege sprechen. Die Erstarrung, die sich nach dem schrecklichen Ende und der Staatsumwälzung des Volkes bemächtigt hatte, beginnt sich zu lösen. Man erinnert sich wieder des Ungeheuren, das ein großes und mächtiges Volk vier lange Jahre hindurch geleistet und getragen hat. Keinem Staat hat der Krieg dauernden Segen gebracht, Siegern nicht und Besiegten. Niemand möchte seine Wiederkehr wünschen. Und doch brachte er Stimmungen von einer Größe und Schönheit, die unvergänglich sind. Jene allgemeine Erhebung im Beginn, da jeder zurücktrat hinter dem Ganzen, jene Begeisterung und Hoffnungsfreudigkeit, jene Steigerung aller Kräfte, jenes gleichsam höhere Leben der ganzen Nation: wer möchte es in der Erinnerung missen? Die ruhige Sicherheit und Pflichttreue, die all die langen Jahre groß und klein, alt und jung im schweren Kriegshandwerk aufrecht erhielt, wer will sie nicht bewundern und aus ihr Gewähr für die Zukunft schöpfen!

Hinter der Front der Waffen kämpfte eine zweite Linie, die nicht mordete, sondern erhielt, die nicht vernichtete, sondern sicherte: die Front der Ärzte. Was sie geleistet und wie sie es geleistet, ist für den Fachmann eingehend geschildert worden. Aber wie die Weltgeschichte erst lebendig wird, wenn wir sie auflösen in Dokumente, Lebensbeschreibungen und Korrespondenzen, wie eine unentbehrliche Ergänzung der Generalstabswerke die Soldatenbriefe und Kriegserinnerungen sind, so mag auch die Schilderung eines berechtigt sein, der viel herumkam, vieles gesehen und die ärztliche Arbeit in allen möglichen Lagen verfolgt hat.

So mag das Büchlein hinausgehen zur Erinnerung für viele, die mitgewirkt haben, zum Gedächtnis derer, die der Pflichterfüllung erlegen sind, zur Belehrung aller über das, was die Front der Ärzte gewollt und erreicht hat.

Inhaltsverzeichnis

Ausfahrt	1	Die Jugendlichen	109
Das Sanitätswesen im Kriege	9	Die Westfront	113
Die Freiwillige Krankenpflege	14	Gefangenenlager in Münster	131
Herbst 1914	17	Herbst 1916	132
Die Russen	19	Die Türkei	134
Die Lazarette	22	Vorgeschichte des Krieges in der Türkei	136
Der Typhus	26	Die Vorhölle	138
Der Paratyphus	31	Aus meinen Briefen	154
Die Ruhr	31	Armenien	162
Die Cholera	34	Der Krieg an der Kaukasusfront	168
Das Fleckfieber	36	Der Krieg in Mesopotamien und Persien	171
Stimmungsbilder in Briefen nach Haufe	43	Persien	174
Die Trichinose	56	Aus meinen Briefen	178
Prinz Joachim von Preußen. Herz- stationen	58	Damaskus	187
Die Front im Frühjahr 1915	61	Aus meinen Briefen	197
Zur neuen Armee	65	Der Krieg in Palästina	200
Vormarsch der Armee	69	Im Hauptquartier Tell Scheria	203
Kommando zum XI. Korpsbezirk	82	Aus meinen Briefen	207
Warschau	86	Rückblick	216
Die Ostjuden	91	Cambrai	223
Leben in Biala	94	Ukraine	226
Das Rückfallfieber	97	Einige Betrachtungen über die Ukraine	240
Der Warschauer Kongreß	97	Abgesang	243
Das Land	103	Schrifttum	247
Malaria	106		

A u s f a h r t

Bei Kriegsausbruch gehörte ich nicht zur deutschen Armee. Vater und Mutter stammten aus alteingefessenem Basler Geschlecht, und als mein Vater 1872 an die Universität Leipzig berufen wurde, rechnete er damit, im Alter mit seinen Kindern nach der Heimat zurückzukehren; er behielt daher für seine Kinder das Recht vor, Schweizer bleiben zu dürfen. So kam es, daß ich, obchon mit neun Jahren nach Deutschland gekommen und dort Schule, Studium und Fachausbildung genossen hatte, erst 1895, bei der Ernennung zum außerordentlichen Professor, in Leipzig die sächsische, später 1906 in Göttingen die preußische Staatsangehörigkeit annahm. Seit meiner Berufung nach Berlin 1907 hatte ich mich alljährlich verpflichtet, im Kriegsfall mich dem Heer zur Verfügung zu stellen; das wurde von jedem Professor der Medizin verlangt. Die Art der Verwendung war nicht näher bezeichnet, und man machte sich darüber keine Gedanken. Dachte doch niemand an die Möglichkeit eines Krieges. Noch Ende Juni 1914 nahm ich an der Eröffnung der Internationalen Hygiene- und Städteausstellung in Lyon teil, genoß das Festmahl und hörte eine Aufführung der 9. Symphonie in Gegenwart Poincarés, und als mein Freund Teissier, der ausgezeichnete Lyoner Kliniker, mich besorgt fragte: „Ihr werdet doch keinen Krieg mit uns anfangen?“ lachte ich ihn aus. Nun kamen die spannenden Tage vom 30. Juli bis 1. August; das Unwahrscheinliche wurde Ereignis. In wenigen Tagen stellte sich das ganze Volk in seinem Sinnen und Trachten um und übernahm die neuen Pflichten. So meldete ich mich beim Stellvertretenden Korpsarzt des III. Armeekorps in Berlin. Er war in nicht geringer Verlegenheit, da für diesen Fall nicht vorgesorgt war; schließlich kommandierte er mich zum Garnisonlazarett in Tempelhof, wo die Erkrankten unter den einrückenden Mannschaften

eingeliefert wurden. Jeden Morgen fuhr ich mit der Straßenbahn anderthalb Stunden nach Tempelhof. In der Charité war wenig zu tun; die meisten Säle waren geleert, der größte Teil der Ärzte zum Heeresdienst eingezogen, Zivilärzte boten sich zur Ausshilfe freundlich an. Bald fand sich aber eine neue Aufgabe: die Ausmusterung von Kriegsfreiwilligen. In Haufen strömten sie zu. Wir untersuchten sie gewissenhaft, und wer nicht gerade krumm oder lahm oder offensichtlich krank war, wurde als tauglich erklärt. Hatten wir alle doch keine Ahnung, welche Strapazen ihrer warteten, und war doch ihr Kriegseifer so groß, daß sie, an einer Stelle abgewiesen, sich von Stelle zu Stelle meldeten, bis sie irgendwo Aufnahme fanden.

Noch eine Tätigkeit bot sich. Nach anfänglichem Zögern wurde genehmigt, daß die älteren Medizinstudierenden eine Notprüfung ablegen durften. So saßen in der alten Aula der Universität acht Prüfer und einige Hundert Kandidaten; in Gruppen von zehn zogen sie von einem Professor zum anderen, manche schon in voller Kriegsbemalung, und wurden nach wenigen Fragen für tauglich erklärt. „Was braucht der Soldat im Felde?“ — „Mut!“ — „Gut. Der Nächste.“

Das war ja nun Beschäftigung; aber sie entsprach nicht meinen Wünschen. Ich ging daher zum Feldsanitätsschef v. Schjerning und bat um Verwendung im Felde. Er sah mich etwas erstaunt an und sagte: „Sie gehören doch gar nicht zu uns.“ Als ich ihm aber erklärte, wenn er mich nicht brauchen könne, müsse ich als Kriegsfreiwilliger gehen, lachte er und sagte: „Wir schreiben Ihnen noch.“ Nun wußte ich, er würde an mich denken, und begab mich beruhigt an die gewohnte Arbeit. Freilich, zu wissenschaftlicher Tätigkeit fehlte jede Stimmung; ich las über die etwa zu erwartenden Kriegsfeuchen, hielt darüber in und außerhalb Berlins Vorträge. Einige Damen der höchsten Berliner Gesellschaft wünschten Schnellausbildung in Krankenpflege. Eine von ihnen erschien dazu in weißseidener Schwestertracht mit langen weißen Handschuhen, die sie auch bei der Arbeit nicht ablegte. Aber eifrig waren sie alle. Ein großes Ereignis war der erste Verwundetentransport in der

Charité. Wochenlang hatte man darauf geharrt, endlich wurde er angekündigt auf morgens 5 Uhr. Ärzte und Schwestern standen erwartungsvoll bereit, es wurde 7, 8, 10 Uhr, endlich wurde vom Bahnhof telephonierte; die Krankenwagen fuhren vor. Man denke unsere Spannung! Es waren Mannschaften, die von den Kämpfen in Ostpreußen kamen. Wo fehlt's? Der Erste: Fußleiden, der Zweite: Erkältung, und so ging es fort; ein einziger war wirklich verwundet und hatte Schlüsselbeinbruch. Wir waren enttäuscht: Wir wußten noch nicht, daß auch der Leichtfranke ein Hemmnis ist für die Truppe und daß die Lazarette im Operationsgebiet entleert werden müssen, sobald neue Kampfhandlungen bevorstehen. Die Kranken litten nicht unter unserer Enttäuschung; sie wurden bestens gepflegt und mit Liebesgaben überschüttet.

Die Abende verbrachte man gern Unter den Linden. Dort bewegte sich an den schönen Augustabenden eine angeregte Menge: Dort wurden die neusten Extrablätter ausgeben mit ihren ungeahnten Gefangenenzahlen. Dort wurden die Siegesnachrichten ausgerufen. Das ganze Volk fühlte sich als große Gemeinschaft mit gleichen Freuden und Sorgen. Es war gleichsam ein höheres Leben, das man führte, und heute noch, nach allen Enttäuschungen und allem Schweren, was der Krieg gebracht hat, erinnert sich mancher gern jener Zeit mit ihrer Hoffnungsfreudigkeit und ihrer über alles Alltägliche hinaustragenden Stimmung.

Endlich, am 2. September, kam das langerwartete Telegramm Schjernings: Ernennung zum Beratenden Inneren Mediziner bei der Stappeninspektion VIII; Antritt baldmöglichst in Dirschau.

Nun mußte so rasch wie möglich eine Ausrüstung besorgt werden. Im Offiziersverein wurde sorgsam Maß genommen; auf die Frage, wann ich zur Anprobe kommen könne, hieß es: in sechs Wochen! So lange konnte ich nicht warten; ein Privatschneider lieferte mir in 48 Stunden alles Nötige tadellos. Der Abschied war nicht schwer. Auf der Klinik walteten erfahrene Ärzte, und meiner Frau konnte ich sagen, ich sei ja nicht so weit ab und

werde wohl einmal Urlaub bekommen. Es dauerte freilich ein halbes Jahr, bis mich eine Dienstreise wieder nach Berlin brachte.

Die Fahrt nach Dirschau allein dauerte 24 Stunden; 12 Kilometer die Stunde, mit viel Unterbrechungen. In Schneidemühl bestellte ich ein Glas Bier, wurde allgemein entrüstet angesehen und entdeckte zu meiner Beschämung, daß durch Anschlag der Verkauf geistiger Getränke an Militärpersonen verboten war. Das Bier wurde durch einen vorschriftsmäßigen Kaffee ersetzt. In Dirschau kam ich vormittags an, meldete mich beim Stappenarzt und war nun in den gewaltigen Organismus der Deutschen Armee eingereiht. Ganz fremd war mir das Militärische nicht; ich hatte in der Schweiz die Rekrutenschule als Artillerist, später die Sanitäts-offizierschule und ein Manöver mitgemacht. Einigen meiner Kollegen ging es schlimmer: sie mußten mühsam die Chargen und das Grüßen lernen! Immerhin war es anfangs nicht ganz leicht, sich in die fremden Verhältnisse zu finden; die klare Gliederung des Heeres aber, die jedem eine bestimmte Funktion zuteilte, den Verkehr und seine Formen so sicher regelte, erleichterte das Einleben, und in freundlicher Weise war mir der Beratende Hygieniker, Generalarzt Wernicke, behilflich. Militärarzt, zu Robert Koch kommandiert, gleichberechtigter Mitarbeiter an Behrings großer Entdeckung des Diphtherieserums, war er bei Kriegsausbruch Professor der Hygiene an der Akademie in Posen gewesen. Er hatte vor den Toren der Stadt ein Restgut erworben. Das war nun in den Befestigungsgürtel einbezogen. Die alten Bäume waren geschlagen. In der Küche herrschten 20 Offiziersburschen, die nebst ihren Offizieren verpflegt werden mußten, kein angenehmer Zustand, aber von Wernicke und seiner tapferen Frau klaglos ertragen.

Die Stellung eines Beratenden Inneren Mediziners hatte v. Schjerning neu geschaffen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hatte die Heeresverwaltung gesucht, der Armee den Beistand erfahrener Gelehrter zu sichern. Schon im Kriege 1870/71 waren die besten Operateure als Beratende Chirurgen dem Ruf mit Begeisterung gefolgt, und es ist bekannt, daß gerade in diesem Kriege unter Esmarck, Thiersch, Volkmann, Ruffbaum, Socin, Billroth

das neue antiseptische Verfahren Listers mit glänzendem Erfolg im großen erprobt worden war. Durch die Kriegssanitätsordnung war jedem Armeekorps ein Beratender Chirurg zugeteilt. Nicht minder wichtig war die Hygiene. Alle aktiven Militärärzte waren hygienisch geschult, jedem Armeekorps war ein Korpshygieniker zugeteilt. Aber für die Aufgaben, die über den Einzelfall hinausgingen, war jeder Etappeninspektion ein Etappenhygieniker beigegeben mit einer Ausrüstung an Apparaten und Instrumenten. Freilich war diese etwas veraltet und wurde in einem ungefügen Kasten geschleppt, der bei jeder Ortsbewegung ein- und ausgepackt werden mußte; auch war die Zahl der Geräte für Massenuntersuchungen viel zu gering. Es bedurfte der Kriegserfahrungen, um da Wandlung zu schaffen. In Ostpreußen konnten die Einrichtungen der Universität Königsberg wirksam zu Hilfe kommen.

Die Innere Medizin war von der Kriegssanitätsordnung nicht in gleichem Maße bedacht. Schjerning sagte sich mit Recht, daß die Beratung, die jeder Sozialversicherte, jeder Bürger in Krankenhaus und Klinik durch ausgebildete Fachärzte haben kann, auch dem Heeresangehörigen zugänglich sein müsse. Namentlich die vom Kriege untrennbaren Seuchen verlangten die Mitarbeit der Internisten, die dabei die Tätigkeit der Hygieniker zu unterstützen und zu ergänzen hatten.

Ursprünglich sollte sich mein Bereich auf die ganze Armee im Osten erstrecken. Aber bei der Ausdehnung der Kämpfe von Ostpreußen bis Schlesien erwies sich das als unmöglich; so wurde der südlich benachbarten neunten Armee in der Person des Professors Minkowski aus Breslau ein eigener Beratender Mediziner zugeordnet. Auch bei dieser Beschränkung war die räumliche Ausdehnung des zu bereisenden Gebietes groß genug und erforderte tägliches Reisen. Als Ausrüstung waren zunächst ein Reitpferd und ein unberittener Bursche vorgesehen; ich sah mich hoch zu Ross, mit dem Burschen am Pferdeschwanz, das Land durchziehen. Bald wurde ein Kraftwagen bewilligt, zunächst zusammen mit dem Beratenden Hygieniker, dann erhielt ich einen eigenen Wagen. Wo der Kraftwagen versagte, mußte das Pferd benützt werden,

das ich bei den Truppen gestellt erhielt; ich mußte mich ans Reiten wieder gewöhnen.

In Dirschau war unseres Bleibens nicht lange. Das kleine Landstädtchen mit seiner alten Ordenskirche und der gewaltigen scharf bewachten Weichselbrücke bot ein lebhaftes Bild. Flüchtlinge zogen mit Pferden und Vieh durch die Straßen, Offiziere und Mannschaften suchten ihre Ausrüstung zu ergänzen. Auch gelang mir, was in Berlin nicht mehr möglich gewesen war: die Erwerbung eines Browning. Die waren in Berlin restlos ausverkauft. Er machte sich am Gurt sehr kriegerisch, hatte aber das Korn falsch aufgesetzt und schoß entsetzlich daneben. Gebraucht habe ich ihn nie.

Am 14. September wurde die Etappeninspektion nach Rastenburg verlegt. Die Reise machte ich mit dem Etappenarzt und seinem Adjutanten im Kraftwagen. Diese erste Fahrt durch das Gebiet, das noch vor wenigen Tagen Schauplatz der Schlacht bei Tannenberg gewesen, war sehr interessant. Die Straßen waren vortrefflich, wie denn überhaupt die ostpreussischen Straßen sehr lange den Anforderungen der unausgesetzten und schweren Transporte standgehalten haben. Die Gehöfte waren zum größten Teil erhalten. In langen Wagenzügen kehrten Geflüchtete wieder heim; Vieh und Pferde sah man weiden. Ein paar Hügel deuteten Massengräber an; dicht dabei wurde gepflügt. In dem großen Hause eines Domänenpächters war ein Kriegslazarett eingerichtet, und hier sah ich zum ersten Male, wie vieles behelfsmäßig in kurzer Zeit geschaffen werden kann. Der Kriegslazarettedirektor, im Frieden Kreisarzt, hatte in Herrschaftsbetten, auf Stroh, in zusammengezimmerten Lagerstätten die Verwundeten gut untergebracht, ihr Essen kochte in eroberten russischen Feldküchen, sogar für Blumen hatten die Schwestern gesorgt. Unterwegs sahen wir auch ein in Eile verlassenes russisches Lazarett. Die Ausstattung war reichlich, wenn auch altmodisch, die Instrumente trugen deutsche Firmenstempel. Überraschend war mir die große Menge Chinin; die Russen waren eben gewohnt, mit Malaria zu rechnen. In den Städten war wenig zerstört. Allenstein war völlig verschont geblieben. Die Russen hatten selbst gesagt, die Stadt sei bestimmt, Quartier

des Zaren zu sein, wenn er nach Berlin zöge. Unsere Fahrt führte auch nach Tannenberg; wir kennen die Landschaft aus Hugo Bogels Bild: ein welliges Gelände, unterbrochen von Gehölzen und Gewässern.

Spät in der Nacht erreichten wir Rastenburg, ließen uns Quartier anweisen, fanden aber das Haus verschlossen und mußten es aufbrechen lassen. Da kamen aus dem hintersten Zimmer die Besitzer hervor und fragten etwa wie Mephisto: „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“ Sie waren eben verschüchtert. Die Russen hatten die Stadt besetzt, ihr eine Kontribution von 20000 Mark auferlegt und, bis das Geld einging, die Behörden auf offenem Markt mit angelegtem Gewehr bedroht. Am nächsten Tage erhielt ich ein anderes Quartier in dem schönen alten Ordensschloß, in der Wohnung des Brigadegenerals Mengelbier. Der General war bei seiner Brigade, seine Familie im Reich, die Wohnung galt als Freibeute. Mein Bett stand im Arbeitszimmer des Generals, unter einem Auerhahn, Geweihen und Gemskrifeln, ein Schrank enthielt eine gute Sammlung geschichtlicher Werke, die mir in Freistunden sehr zugute kamen, die Kastellanin kochte vortrefflichen Kaffee, und so konnte ich mit meinem Quartier zufrieden sein. Daß es mich fast ein volles Jahr beherbergen sollte, dachte damals freilich niemand. Man erwartete rasches Vorrücken nach Rußland, und als die Kämpfe sich nach Süden zogen, Abtransport nach dem Westen. Erst allmählich richtete man sich auf Bleiben ein. Die Offiziere der Inspektion trafen sich zu den Mahlzeiten im Hotel Königsberg, dessen Besitzer gleichen Namens war mit dem russischen General Kennenkampf; in dem zweiten Hotel der Stadt, Thuleweit, herrschten die Flieger, die dort eine Schule hatten. Zu essen gab es immer, freilich fehlten an einem Tage das Fleisch, am anderen die Kartoffeln, fast immer das Gemüse. Butter, Milch waren knapp oder fehlten ganz. Ein Tischtuch lag auf, seine Farbe schwankte zwischen grau und schwarz; gewechselt wurde es nie. Das hinderte aber nicht, daß die Mittag- und Abendmahlzeiten in lebhafter Geselligkeit verliefen. Diese Erholungsstunden wurden geistlich gepflegt, als Ruhepausen in

der schweren Arbeit, die den Tag und einen Teil der Nacht erfüllte. Vom Dienst wurde grundsätzlich nicht gesprochen; an anregender Unterhaltung fehlte es aber nie. Umschloß doch unser Kreis einige Männer von breitem Wissen, großer Erfahrung und ausgesprochener Unterhaltungsgabe, so den Fürsten Dohna-Schlobitten, den Grafen Kayserlingk-Neustadt, den Grafen Strachwitz, den Grafen York von Wartenburg; andere hatten gesellige Talente aller Art, und die gemeinsame Hoffnung gab den Ton.

Von den Kriegshandlungen und ihrer Bedeutung erfuhren wir wenig mehr, als die Zeitungen brachten; der eine oder andere hatte Briefe aus dem Westen; die wenigen aber, die etwa strategisches Verständnis haben konnten, hielten ihr Urteil vorsichtig zurück. Im Ausgang der Marne Schlacht sahen wir ein vorübergehendes Hindernis im Vorrücken; niemand dachte daran, daß er die Einleitung zu einem endlosen Stellungskriege bilden würde. Mit besonderer Freude begrüßte man die Heldentaten der „Emden“, die Schlacht bei Coronel; niemand ahnte, daß das nur brillante Kämpfe verlornen Posten wären. Vor allem fiel mir die Gutgläubigkeit selbst höherer Offiziere auf, die blindlings die Nachrichten der Zeitungen aufnahmen, gleichviel welcher Richtung sie angehörten. Man merkte wohl, daß die Beschäftigung mit Politik den Offizieren ferngehalten worden war.

Die Etappe war bei der kämpfenden Truppe nicht beliebt und auch in der Heimat nicht sehr angesehen. Es mochte den Frontsoldaten fränken, hier kräftige Männer in voller Sicherheit gleichsam bürgerlicher Tätigkeit nachgehen zu sehen; und der Offizier, der aus den Nöten, Gefahren und Entbehrungen der Front an eine fröhliche, gutbesetzte Mittagstafel gezogen wurde, empfand den Unterschied scharf. Nur wenige wußten, welche ungeheure Arbeit da geleistet wurde. Die Etappe hat die Aufgabe, die kämpfende Truppe mit allem Nötigen zu versehen, Waffen, Munition, Gebrauchsgegenständen, Pferden, Sanitätsmaterial, Post, Liebesgaben, und all diese Transporte den Bedürfnissen und Bewegungen der Truppe entsprechend zu beschaffen und zu befördern, dazu in dem teilweise verwüsteten Land die Eisenbahnen und Straßen wieder

in Gang zu setzen. Das erforderte ständige Bereitschaft bei Tag und bei Nacht und ein ungeheures Maß von Arbeit. Hindenburg, damals Oberbefehlshaber Ost, sandte eine Gruppe von Front- und Stabsoffizieren zur Aufklärung auf einige Tage nach der Etappe: sie gestanden, daß sie von deren Leistung aufs höchste überrascht seien.

Das Sanitätswesen im Kriege

Manchem mag es erwünscht sein, Aufbau und Organisation des Sanitätsdienstes im Kriege kennen zu lernen. Er war geordnet durch die Bestimmungen der Kriegs-sanitätsordnung vom 27. Januar 1907. Sie ruhte auf den Erfahrungen früherer Kriege, die ja im wesentlichen Bewegungskriege von kurzer Dauer gewesen waren. Trotz den Besonderheiten des Weltkriegs blieb die Organisation im ganzen wirksam und ausreichend. Die Friedensarmee hatte Ärzte für Bataillon, Regiment, Division und Armeekorps; die oberste Behörde in Preußen war die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, deren Chef zugleich Generalstabsarzt der Armee war. Jede Garnison hatte ein oder mehrere Lazarette. Mehrere Kurorte hatten Heime zur Unterbringung erkrankter Heeresangehöriger.

Die Ausbildung tüchtiger Militärärzte war seit dem 18. Jahrhundert Sorge der Landesfürsten gewesen; in Berlin bestand seit 1797 die „Pepinière“, die spätere Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Sorgsam nach Fähigkeit und Vorbildung ausgewählt, traten die Studierenden ein, erhielten freie Station und unentgeltliche Vorlesungen an der Universität. Sie verpflichteten sich, nach der Approbation sechs Jahre beim Heer zu dienen. Dann stand ihnen frei, zum Zivilberuf überzutreten, doch blieben sie verpflichtet für den Kriegsfall. Ausgewählte Militärärzte konnten für einige Jahre zu fachärztlicher Ausbildung auf Universitätsanstalten kommandiert werden; jede Charitéklinik hatte zwei kommandierte Stabsärzte, die zuweisen, wie Virchow, Leyden,

Renvers, die wissenschaftliche Laufbahn einschlugen. Für die Fortbildung der Militärärzte dienten Kurse in Universitätsstädten. Auf engste Fühlung mit der Wissenschaft hatte der frühere Chef der Medizinalabteilung, v. Coler, ebenso wie sein Nachfolger, v. Schjering, den größten Wert gelegt; ihr diente der Wissenschaftliche Senat bei der Kaiser-Wilhelm-Akademie, in dem die hervorragendsten Gelehrten der Universität Fragen des Heeres-sanitätswesens eingehend erörterten; noch im Kriege haben wichtige Sitzungen stattgefunden.

Der erste Mobilmachungstag brachte einschneidende Veränderungen. Truppenärzte und Sanitätspersonal folgten ihren Truppen ins Feld; die bisherigen Behörden wurden Stellvertretende Behörden. Ihnen unterstand das Heer in der Heimat und was die Heimat für das Heer leisten mußte: Ausmusterung, Rekrutenausbildung, Heimatlazarette, Gefangenenlager, Transportwesen, vor allem die Beschaffung des Sanitätsmaterials. Diese lief zusammen im Haupt-sanitätsdepot in Berlin, das allmählich den Umfang eines gewaltigen Industrieunternehmens annahm.

Für das Heer wurden die früher aktiven Militärärzte und Sanitätspersonen eingezogen, ferner alle Ärzte, die nach halbjähriger Ausbildung mit der Waffe zu Sanitätsoffizieren der Reserve ausgebildet waren. Endlich wurden Ärzte, die dem Heere nicht angehört hatten, vertragsmäßig verpflichtet. Diese hatten anfangs eine schwierige Stellung. Erst allmählich erhielten sie Uniform und Rang. Sie haben bis in die vorderste Front treffliche Dienste geleistet.

Zwischen Heimat und Operationsgebiet schiebt sich der breite Gürtel der Etappe. Ihr Sanitätswesen unterstand dem Etappenarzt mit seinem ausgedehnten Pflichtenzirkel. Dazu gehörten die Lazarette der Etappe (Kriegslazarettabteilungen, Etappenlazarette), die Krankentransportabteilung, die Lazarettzüge, vor allem das Etappen-sanitätsdepot. Vom Armeearzt oder Etappeninspekteur über bevorstehende Kampfhandlungen oder Transporte in Kenntnis gesetzt, hatte der Etappenarzt seine Anordnungen zu treffen. Dem

Etappenarzt zugeordnet waren der Beratende Hygieniker und der Beratende Innere Mediziner mit der Bestimmung, daß der Armeearzt sie nach Bedarf ins Operationsgebiet vorziehen könne. Das geschah sehr bald, und wir hatten völlig freie Bewegung. Im Etappenhauptort war endlich der Sitz des Etappenbelegierten der Freiwilligen Krankenpflege.

Die schwersten Ansprüche an das Sanitätswesen stellt natürlich das Operationsgebiet. Die wichtigste und eigenartigste Aufgabe ist das Sammeln und die Versorgung der Verwundeten. Die vorderste Staffel war das Sanitätspersonal der Truppe: Regiments- und Bataillonsärzte, Sanitätsunteroffiziere und -mannschaften. Ihnen fielen das Sammeln und die erste Pflege der Verwundeten zu. An geschützter Stelle hinter der Front wurde auf dem Truppenverbandplatz die erste Hilfe geleistet. Die zweite Linie nahm die Sanitätskompagnie ein. Ihre Hauptaufgabe war die Versorgung der Verwundeten in und nach dem Gefecht. Dazu stand ihr außer den Ärzten, Sanitätsunteroffizieren und -mannschaften ein Train mit dem nötigen Personal zu. Auf Befehl des Divisionsarztes hatte sie an geeigneter Stelle den Hauptverbandplatz anzulegen. Hier wurden die Verwundeten nach der Schwere der Verletzung in Marschfähige, Transportfähige und Schwerverwundete, die sofortiger Hilfe bedurften, geordnet. Dementsprechend wurde der Rücktransport eingeleitet: nach Leichtverwundeten sammelplatz, Feldlazarett oder weiter rückwärts nach Etappe oder Heimat. In dritter Linie stand das Feldlazarett. Seine Aufgabe war die wenn möglich endgültige Versorgung Schwerverwundeter, Vornahme von Operationen, Anlegen von Dauerverbänden, Schienen von Brüchen und dgl. Freilich mußte das Feldlazarett beweglich bleiben, um seinem Armeekorps jederzeit folgen zu können; es besaß daher einen großen Transportstab, um nach Bedarf rückwärts befördern zu können. Die nächste rückwärtige Staffel war die Kriegslazarettabteilung der Etappe.

Mit der Dauer des Krieges und dem Einsetzen des Stellungskampfes machten sich allerlei Änderungen notwendig. So mußten unmittelbar hinter der Front Operationsräume bombensicher ein-

gedeckt werden, als sich ergab, daß Unterleibschüsse nur bei sofortiger Operation Aussicht boten; Feldlazarette wurden für Sonderzwecke bestimmt und aus dem Rahmen ihres Armeekorps gelöst, so für Seuchen, Nierenkranke, Nervenranke. Standen starke Verschiebungen und Kampfhandlungen bevor, dann mußten diese Lazarette oft in großer Eile geräumt werden.

Die Krankenverteilung im großen ordnete der Chef des Feldsanitätswesens, im einzelnen der Stappenarzt mit Hilfe der Krankentransportabteilung. Diese vermittelte zwischen den Chefärzten des Operations- und Stappengebiets und den Chefs der Transportorganisationen (Eisenbahn, Wasserstraßen) und hatte ihren Sitz am Stappenhauptort. Sie sorgte für die Sammlung der Kranken, ihre Unterkunft und Verpflegung bis zum Abtransport, für Verband- und Erfrischungsstellen unterwegs. Ein Chefarzt mit sechs Ärzten und reichlichem Personal leiteten den Betrieb. Den Transport nach der Heimat besorgten die Lazarettzüge für je etwa 300 Kranke, teils eigens dazu gebaut, teils behelfsmäßig eingerichtet; manche auch für nicht Bettlägrige mit Sitzplätzen versehen. Bald gesellten sich zu den staatlichen die Hilfslazarettzüge der Freiwilligen Krankenpflege, die aus freiwilligen Beiträgen eingerichtet waren.

Für den Wassertransport waren Lazarettschiffe vorgesehen; ich sah solche, sehr sinnreich eingerichtet, in Danzig.

Feldsanitätschef während des Krieges war Otto v. Schjerning, ein Mann von ungewöhnlicher Verstandeschärfe, großer Willenskraft, seiner Aufgabe mit Leib und Seele hingegeben, dabei wohlwollend und menschlich. Was er geleistet, darf sich den Taten der Heerführer würdig anreihen. Die Aufgabe hatte seine Kräfte erschöpft, der Zusammenbruch traf ihn in tiefster Seele; als gebrochener Mann starb er am 28. Juni 1921.

Anfangs als Armeearzt, später als Feldsanitätschef beim Hauptquartier Ober-Ost amtierte Berthold v. Kern, wohl die seltenste Erscheinung unter den Militärärzten. Selbst trefflicher Arzt, in früheren Jahren als Konsiliarius viel aufgesucht, außergewöhnlicher Organisator, dabei Reiter von jugendlichem Wagemut, Dantekenner, Philosoph und Religionsdenker von Namen, ein

Mann von unbeirrbarer Gerechtigkeit und größter Pflichttreue. Persönlich besichtigte er die Gesundheitseinrichtungen und Lazarette, und es konnte wohl geschehen, daß in einem Lazarett, in dem die Kranken schlecht, die Inspektoren gut untergebracht waren, ein Donnerwetter niederging und nach einer Stunde das Verhältnis umgekehrt war.

Die Art meiner Tätigkeit führte mich hauptsächlich mit Lazarettärzten zusammen. Seuchen und noch mehr schwere Kampfhandlungen stellten gelegentlich an sie heroische Anforderungen; ich habe ihrer gesehen, die 36 Stunden ununterbrochen verbunden und operiert hatten. Nicht wenige wurden Opfer ihres Berufes. Truppenärzte sah ich fast nur außerhalb der eigentlichen Kämpfe. Was sie in der Front geleistet, wie sie die Leiden und Entbehrungen ihrer Truppen geteilt, in vorderster Linie ihr schweres Amt versehen, ihren Truppen Vertraute und Helfer waren, findet hoffentlich einmal die verdiente lebendige Schilderung!

Einige Zahlen werden nicht unwillkommen sein.

Es standen im Heeresdienst 33359 Ärzte, davon 17530 im Felde, dazu etwa 3000 beim Roten Kreuz; 3743 Militärapotheker, wovon 2033, und 928 Kriegszahnärzte, wovon 300 im Felde. Militärkrankenwärter und Sanitätsmannschaften gab es 1916, nach Schjernings Angabe, 92000.

Während der vier Kriegsjahre wurden in Lazaretten verpflegt 10080476 Personen, davon sind gestorben rund 3 vom Hundert. Der Prozentsatz der Gestorbenen betrug

im Krimkrieg (Franzosen)	17,2%
1866 (Preußen)	8,6%
1870/71 (Deutsche)	4,5%
Russ.-Japanischer Krieg (Japaner)	7,6%
Weltkrieg (Deutsche)	3,0%

Der Verlust des gesamten Sanitätspersonals im Weltkrieg beziffert sich auf rund 15000 Mann, darunter 1325 Ärzte. Ein würdiges Denkmal auf dem Potsdamer Friedhof, 1930 errichtet, sichert ihnen ein ehrenvolles Gedenken.

Die Freiwillige Krankenpflege

Das Sanitätswesen im Kriege kann nicht erschöpfend geschildert werden, ohne der Mitwirkung der Freiwilligen Krankenpflege zu gedenken. Gemäß dem Ausmaß des Weltkrieges hat sie ihr Arbeitsgebiet fast unübersehbar erweitert und Leistungen gezeitigt, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Etwa 132 000 Männer, die für den Dienst mit der Waffe nicht tauglich waren, hat sie dauernd beschäftigt, dazu 118 000 Frauen. Dabei sind nur die Personen gezählt, die im eigentlichen Heeresdienst standen; nicht viel geringer mag die Zahl derer gewesen sein, die in der Heimat, im Sammel- und Verteilungswerk, an Erfrischungstationen, in der Fürsorge für Angehörige der Kriegsteilnehmer ehrenamtlich ein ungeheures Maß von Arbeit freudig geleistet haben.

Die gewaltige Organisation war bereits im Frieden sorgsam vorbereitet. Schon in vergangenen Jahrhunderten hatten kriegsführende Parteien gelegentlich Abkommen zum Schutz der Verwundeten getroffen; in den Kriegen 1792 bis 1815 war dies aber mit wenigen rühmlichen Ausnahmen in Vergessenheit geraten. Das schreckliche Schicksal der Kranken und Verwundeten im Krimkrieg 1854/56 suchte Miß Florence Nightingale aus eigener Kraft zu lindern und fand Nachahmung. Aber erst der Genfer Henri Dunant, der 1859 das Elend der Verwundeten nach der Schlacht bei Solferino erlebt hatte, weckte das Gewissen der europäischen Welt, und 1864 vereinigten sich 12 Nationen zur sog. „Genfer Konvention zum Schutz der Verwundeten und Kranken sowie des Sanitätspersonals der kriegsführenden Nationen“. Als Schutz- und Erkennungszeichen wurde das rote Kreuz auf weißem Felde gewählt. Als bald entstanden Vereine, die für den Kriegsfall Hilfe vorzubereiten, im Frieden Fürsorge bei allerlei Notständen zu treiben bestimmt waren. In allen deutschen Ländern sprossen Organisationen, meist unter dem Protektorat der Landesfürstinnen; in Preußen traten sie 1866 auf Anregung der Königin Augusta zum Vaterländischen Frauenverein zusammen, dem sich bald auch andere Länder anschlossen.

Der Krankenpflege dienten seit ihrer Gründung katholische Orden, die Elisabethanerinnen, die Schwestern vom heiligen Vincent von Paula, der Orden der Barmherzigen Schwestern mit seinen Zweigen. 1836 gründete Pastor Fliedner in Kaiserwerth die ähnliche evangelische Einrichtung der Diakonissinnen. Dazu gesellten sich Frauenvereine mit weniger strenger religiöser Bindung: Zimmers Diakonieverein und die Freien Schwesternschaften, die 1882 zum Verband der Mutterhäuser vom Roten Kreuz zusammentraten. Der Krankenpflege diente ferner der katholische Männerorden der Barmherzigen Brüder (gegründet 1540); für die Pflege im Kriege gestiftet waren einige Ritterorden, die Malteser, St. Georgsritter und der 1842 von Friedrich Wilhelm IV. neugegründete Johanniterorden. Dazu traten seit den siebziger Jahren die Sanitätskolonnen und die 1886 von Dr. Wichern ins Leben gerufene Genossenschaft Freiwilliger Krankenpfleger. Schon im Kriege 1866 und noch mehr 1870/71 war die freiwillige Krankenpflege der Heeresorganisation eingereiht und hatte treffliche Dienste geleistet. Inzwischen hatte das Internationale Komitee vom Roten Kreuz sein Gebiet erweitert und befestigt. Aus den 12 Staaten, die es gegründet, waren 41 geworden. Eine Konferenz in Genf setzte am 6. Juli 1906 das „Abkommen zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren“ fest und erweiterte den Schutz des Roten Kreuzes, der bisher nur dem Sanitätspersonal des Heeres zukam, auf das Personal der von ihrer Regierung anerkannten und ermächtigten Freien Hilfsvereinigungen. Dieser Vereinbarung entsprechend schuf das Deutsche Reich die Organisation der Freiwilligen Krankenpflege.

Schon im Frieden waren die mannigfachen Organisationen und Verbände zu staatlich anerkannten Vereinen zusammengetreten, nach Ländern gegliedert, aber zusammengefaßt unter der Leitung des vom Kaiser ernannten Kaiserlichen Kommissars und Militärinspektors der Freiwilligen Krankenpflege. Dessen Aufgabe war, in engster Verbindung mit den Organisationen des Roten Kreuzes deren Verwendung für den Kriegsfall vorzubereiten.

Die Aufgaben der Freiwilligen Krankenpflege waren sehr mannigfach: Stellung von Krankenpflegern und -pflegerinnen für die Lazarette der Etappe und der Heimat, Bereitstellung von Pflegern und Trägern für Krankenbeförderung, Einrichtung von Hilfs-lazarettzügen und -schiffen, Einrichtung von Verband-, Erfrischungs- und Übernachtungsstellen an Krankensammelstellen, Einrichtung und Verwaltung von Depots für Liebesgaben, Sammlung und Verteilung freiwilliger Gaben, Vermittlung von Nachrichten über Lazarettfranke an Angehörige, Beteiligung an den Arbeiten des Zentralnachweisbüros, dazu Fürsorge für Kriegsbeschädigte, Bäder-fürsorge (etwa 100000 Betten in Bädern und Kurorten), Fürsorge für Kriegsgefangene, für Rückwanderer und Auslandsdeutsche, endlich die Einrichtung von Vereinslazaretten und Genesungsheimen. Daneben gingen die Friedensarbeiten in der Heimat weiter: Gemeindepflege, Volksküchen, Säuglingsfürsorge usw.

Mit dem Tage der Mobilmachung trat der Kaiserliche Kommissar ins Große Hauptquartier über; ein Stellvertretender Kommissar übernahm die Leitung in der Heimat. Dem Kommissar unterstand bei jeder Etappe ein Etappendelegierter; weitere Delegierte waren den Kriegslazarettabteilungen, Krankentransportabteilungen, Sammeldepots, Linienkommandanturen, Festungen usw. zugeteilt. Die höheren Delegiertenstellungen waren durchweg mit Mitgliedern des hohen Adels besetzt, die schon durch ihre gesellschaftliche Stellung das nötige Ansehen gegenüber den Militärbehörden wahren konnten.

Das Personal der Freiwilligen Krankenpflege unterstand für die Dauer des Krieges dem militärischen Kommando und den Kriegsgesetzen. Es trug die Armbinde mit dem roten Kreuz und durfte nach der Genfer Konvention, falls es in Feindeshand geriet, nicht als kriegsgefangen behandelt werden. Mit der Dauer des Krieges und der Ausdehnung der Fronten wuchsen die Anforderungen an die Freiwillige Krankenpflege: es mußten in der Heimat Männer, die zum Militärdienst nicht tauglich waren, und Frauen ausgebildet werden. Zahllose junge Männer und Frauen aller Stände meldeten sich und nahmen bereitwillig die Anstrengungen der Aus-

bildung und die Strapazen des Dienstes auf sich. Namentlich die Schwestern waren, obschon zumeist von daheim an bequemes und sorgenloses Dasein gewöhnt, in Ausdauer und Hingabe unermülich; ich werde ihrer öfter rühmend zu gedenken haben.

Von der anfangs aufgezählten Viertelmillion Menschen waren in der Etappe 72000, in der Heimat 178 000, als Krankenpfleger und Träger 111500, als Schwestern und Hilfschwestern 91000 tätig. Zu den 62 planmäßigen Lazarettzügen und 112 Leichtfrankenzügen lieferte die Freiwillige Krankenpflege noch 86 Vereinslazarettzüge, die von ihr ausgerüstet und unterhalten wurden, ferner 3470 Vereinslazarette und Genesungsheime mit etwa 200000 Betten. Der Gesamtaufwand, der ausschließlich aus freiwilligen Gaben bestritten wurde, wird auf 700 Millionen berechnet.

H e r b s t 1 9 1 4

Im August und auch im September noch war die deutsche Armee von Seuchen frei geblieben, und auch im russischen Heer, wie wir von gefangenen Ärzten erfuhren, war der Gesundheitszustand gut. Allmählich aber kamen bei Gefangenen und auch bei deutschen Soldaten vereinzelt Fälle von Typhus und Ruhr vor, und man erfuhr, daß sich bei den Russen Cholera und Fleckfieber gezeigt hatten. Da hieß es aufpassen, und es wurde meine Aufgabe, hinzufahren, wohin ich zur Untersuchung verdächtiger Fälle gerufen wurde. Bald zeigte sich, daß ich mit den Anforderungen mich nicht begnügen dürfe, sondern selbst die Fälle heraussuchen müsse. Denn unsere Ärzte hatten wenig Zeit zu genauer Untersuchung. Vor allem waren ihnen die Seuchen kaum mehr bekannt; ich selbst hatte Ruhr beim Erwachsenen noch nie gesehen. So wurden viele Typhusfälle verkannt und lagen als „Grippe“ oder „Bronchialkatarrh“ unter anderen Kranken, diese und das Personal mit Ansteckung bedrohend. Daher mußte jedes Lazarett aufgesucht und durchmustert werden.

Schließlich erkannte ich die Notwendigkeit, die Truppen der Front zu besuchen. Das spielte sich in ergöglicher Form ab. Ende

Oktober hatte der Armeearzt eine Besprechung der Hygieniker und beratenden Mediziner angesetzt, in der eingehend erwogen wurde, welche Schutzmaßnahmen bei der Truppe gegen die Ausbreitung der Seuchen getroffen werden könnten. Als die Leitsätze zusammengestellt waren und die Sitzung aufgehoben wurde, fragte ich den Armeearzt: „Wieviel dieser Maßregeln glauben Exzellenz, lassen sich in der Front praktisch durchführen?“ — „Ja, das weiß i net,“ antwortete er in seinem unverfälschten Schwäbisch, „i war net drauße.“ „Warum sehen Exzellenz nicht nach?“ „Ja, nach der Instruktion gehört ich da net hin. Wenn was passiert, da heißt's: was hat der alt Esel da zu suche?“ — „Da haben Exzellenz ganz recht, aber da ist ein junger Esel, der möchte gern nachsehen.“ — „Ja, da fahre Sie halt hin.“ — „Darf ich das als dienstlichen Befehl auffassen?“ — „Wenn Se wolle.“

So fuhr ich an einem regnerischen Herbstnachmittag zu einem Infanterieregiment, daß sich hinter Darkehmen eingegraben hatte, meldete mich beim Hauptmann einer Kompagnie und fragte: „Haben Sie Latrinen?“ — „Zawohl, vorschriftsmäßig.“ — „Gehen die Leute hin?“ — „Nein.“ — „Warum nicht?“ — „Versuchen Sie's mal!“ Da war in dem schweren Lehmboden hinter dem tief eingeschnittenen Graben eine viereckige Latrinengrube ausgehöhlt, in ihrer Mitte ein Spanischer Reiter als Sitz, die Grube zwei Fuß hoch mit Regenwasser gefüllt. Hätte man ihm Abfluß verschafft, wäre es in den Graben oder rückwärts nach dem Dorfbach gelaufen. Die Vorschriften waren gut. Aber wie sie befolgen? Händewaschen z. B.! Ein Handtuch wäre sofort geklaut worden. Bei der marschierenden und kämpfenden Truppe vollends litt die Hygiene Not, und so geschah denn, was noch in jedem Kriege geschah: der Typhus breitete sich langsam, aber unaufhaltsam aus. Es mußten größere Seuchenlazarette eingerichtet werden. Thorn hatte gute Einrichtungen, Graudenz schuf eine Lazarettstadt von 2400 Betten mit Bädern und allem Zubehör; Soldau, Reidenburg hatten treffliche Krankenhäuser, ebenso Löben mit seiner großen Diakonissenanstalt Bethanien. Aber sie mußten für die Verwundeten bestimmt bleiben, die von den fort dauernden Kämpfen reichlich zuströmten;

auch waren sie vor Russeneinfall nicht sicher. So wurde denn die geräumige Unteroffiziersvorschule in Bartenstein zum Seuchenzazarett bestimmt und weitere Anstalten in Westpreußen eingerichtet: Königs, Neustadt, und vor allem eine wahre Musteranstalt in Preußisch-Stargard. Die Entfernung spielte keine Rolle, nach dem sich ergeben hatte, daß Typhuskranke die Reise im Lazarettzug ohne Schaden ertragen.

So entstand für mich ein Reisedasein, das mich zwischen Front und Heimatgebiet dauernd hin- und herpendeln ließ. Anfangs fehlte es an Karten, und die ersten Reisen durch Ostpreußen machte ich an Hand einer Ansichtspostkarte, auf der die masurischen Seen eingezeichnet waren. Noch stand das Land unter dem frischen Eindruck der Russeneinfälle, noch hielten die Russen einen Teil Ostpreußens jenseits der Seenlinie besetzt und drohten durchzubringen, abgehalten von einem dünnen, stellenweise aus Landsturm bestehenden Truppenschleier; einmal packte selbst das stellvertretende Armeeoberkommando in Allenstein seine Akten zusammen, da die Kette durchbrochen war.

Die Russen

Im ganzen waren die Russen beim ersten Einfall schonend vorgegangen; sie hofften, das reiche Land als Siegesbeute in Besitz zu nehmen. Auch waren es anfangs Elitetruppen. Sie hatten das Land schon im Frieden durch Offiziere bereisen lassen, kannten die Entfernungen genau und waren deshalb bald eingeschossen. Die Besitzerin eines Ritterguts erzählte mir, sie habe zwölf Gardeoffiziere im Quartier gehabt. Einer sprach sie an: „Gnädige Frau erkennen mich wohl nicht mehr? Ich war letzten Sommer als Landarbeiter bei Ihnen.“ Beim Abschied warnten sie: „Gnädige Frau, wir sind Garde, aber hinter uns kommt die Linie!“

Anderswo war freilich mehr zerstört worden, und je länger das Hin und Her der Kämpfe dauerte, um so mehr wuchs die Zerstörungswut. Es war erstaunlich, wie unsinnig sie dabei vorgingen. Bauernhäuser, Einzelgehöfte, entlegene Forsthäuser wurden unbarm-

herzig niedergebrannt; dagegen blieben die Kasernen, Schulen, Kreishäuser, Kirchen sämtlich verschont; es machte deshalb keine Schwierigkeit, Truppen in den Ortschaften unterzubringen.

Auf Mobiliar waren die Russen besonders veressen. Ganze Eisenbahnzüge wurden damit gefüllt und in die Heimat geschickt. In den Wohnungen ging es wüst zu. Meist fand man die Federbetten aufgeschnitten. Einen besonderen Haß hatten sie auf Klaviere. Sie wurden kurz- und kleingeschlagen. In Darkehmen drangen sie ins Gemeindegarchiv, rissen die Registerbände heraus und machten sich die Mühe, jede Seite einzeln herauszureißen und zu zerkrümmeln. Es muß ein furchtbarer Haß gegen die Schreiber bei den Soldaten geherrscht haben.

Mit den Bewohnern verfahren sie härter, als nach Kriegsbrauch nötig war; gegen 12 000 Personen wurden verschleppt, sahen die Heimat erst nach Wochen und Monaten wieder oder verkamen im Elend. Dagegen waren die berühmten Schauermärchen nicht zu erweisen, die seit Jahrhunderten in jedem Kriege wiederkehren, auch unseren Truppen nachgesagt wurden und offenbar zum unentbehrlichen Bestand der Kriegspsychose gehören. In Allenstein lernte ich eine Offiziersfrau kennen, die auf ihrem Gut hinter Neidenburg ausgehalten hatte; nun kamen Berichte über Berichte aus der Stadt von angeblichen Augenzeugen: ihr Vater sei erschossen, den Kindern die Hände abgehackt, der Superintendent an der Kirchentür gekreuzigt. Der Vater kehrte am nächsten Tage zurück, Superintendent und Kinder waren unverletzt; ich habe die Beteiligten später kennen gelernt.

Viel war die Rede von abgehackten Händen. Jede Stadt nannte eine andere, in der solche Untat geschehen sein sollte. Ich habe sie alle besucht und nachgefragt, nie aber einen Beweis oder gar einen Verletzten gefunden. In Soldau freilich war eine Missetat vollbracht. Ein Kosak drang ins Lazarett, verlangte ein Hemd, und als die Schwester hoch in den Schrank griff, riß er sie um und vergewaltigte sie. Das wurde dem russischen Kommandanten gemeldet und der Kosak kriegsrechtlich erschossen. Das wurde mir glaubwürdig erzählt.

Für erwiesene Dienste waren die Russen nicht undankbar. Das Städtchen Köffel mußte 30 000 Mark Kontribution aufbringen,

als die Russen aber sahen, daß ihre Verwundeten ordentlich im Lazarett verpflegt wurden, schenkten sie dem Lazarett 1000 Mark. In Angerburg war ein alter Arzt zurückgeblieben; die Russen hatten seine Wohnung besetzt, ausgeplündert und entsetzlich beschmutzt. Zum Dank für die Sorge, die er ihren Kranken erwiesen, schrieben sie beim Abschied ihm einen freundlichen Brief und sandten ihm 500 Mark. Die kamen ihm sehr zugute, denn er besaß nur noch, was er auf dem Leibe trug. In übergroßer Gewissenhaftigkeit scheute er sich, Geld vom Feind anzunehmen und war sehr erleichtert, als ich durch Anfrage bei amtlicher Stelle ihm das Recht bestätigen konnte. Wo Offiziere in einem Hotel einquartiert waren, verzehrten sie reichlich und bezahlten gut. Im Dessauer Hof in Insterburg hatte Rennenkampf mit seinem Stab gehaust. Besitzer und Ober waren geflüchtet, Frits und May besorgten den Dienst. Abends nötigten wohl die Offiziere die jungen Kellner zum Trinken, und wenn sie nicht wollten, hieß es mit vorgehaltener Pistole: „Verfluchter Junge, willst du wohl saufen!“

Im ganzen war der Russe, bei aller Zerstörungswut, gutmütig und nicht von dem verbissenen Haß besetzt wie der Feind im Westen. Einige Schwestern, die ich in Königsberg traf, waren in der Marneschlacht mitsamt ihrem Lazarett gefangen worden; sie wurden durch mehrere Städte, zuletzt Paris, in offenem Zuge geführt, mit Schmutz beworfen und angespien, im Hotel Dieu in Lyon als Gefangene streng gehalten und endlich über Genf ausgetauscht. Noch höre ich die Schwester mit ihrem frommen Kinder Gesicht ihrer Empörung Ausdruck geben: „Ich war immer nett zu den Franzosen, sie nannten mich leur petite Mère; wenn ich aber heute einen sehe und ich habe eine Pistole, dann schieße ich.“

Bald wurde man inne, daß der Kriegswille nicht bei allen Russen sehr groß war, nicht wenige gingen über; ein Offizier ließ sie wissen, sie möchten doch nicht seine Nachtruhe stören, sondern sagen, wann sie kommen wollten; er werde dann einen Nachtportier hinstellen. Manche brachten nicht nur ein, sondern zwei oder drei

Gewehre mit: das waren damals willkommene Trophäen. Am meisten begehrt waren die Feldküchen. Im deutschen Heer waren sie noch spärlich und fehlten den neu formierten Truppen gänzlich. Man konnte nachfühlen, wenn etwa ein Landsturmregiment, das vielleicht seit Wochen von kalter Kost gelebt hatte, das eroberte Ungetüm zärtlich streichelte und liebte wie ein braves Haustier.

Einmal hinter der Front, hatten die Gefangenen wenig Neigung zur Flucht; man verwendete sie bald zu allerhand Diensten, selbst in der Stappe; unbekümmert konnte man ihnen jeden Transport übergeben. Ich war erstaunt über die Kraft dieser Leute. Hatte man uns doch Rußland geschildert als ein durch Alkohol und Syphilis verwüstetes Land. Davon war wahrlich nichts zu bemerken: Bauart, Gebiß und Muskeln der Gefangenen ließen nichts zu wünschen übrig. Erst später, als die Fabrikbevölkerung Moskaus ausgekämmt wurde, kamen elende, oft mit Tuberkulose behaftete Leute ins Feld, mit ganz ungenügender Bewaffnung: eine Flinte auf zwei Mann; ich habe selbst Holzflinten gesehen, die Gefangenen abgenommen waren. Heute wissen wir, wie schwer damals den Russen der Ersatz der ungeheuren Gefangenen- und Wafferverluste wurde.

Die Lazarette

Die alten Krankenhäuser Deutschlands reichen zurück bis in die Zeit des 15. Jahrhunderts, als die Pest in Europa wütete. Damals entstanden milde Stiftungen zur Aufnahme der Kranken. Mit der Reformation gingen viele Hospitäler in Besitz und Verwaltung der Städte über, oft mit recht fragwürdiger Bestimmung, für unbemittelte Kranke, Landstreicher, Dirnen, von allen gefürchtet. Die Zeit der Aufklärung und Humanität, das 18. Jahrhundert, brachte den Umschwung; vielerorts entstanden stattliche Neubauten. Das 19. Jahrhundert litt, zuerst in England, unter der Anhäufung der Bevölkerung in Industriestädten; es schuf die öffentliche Gesundheitspflege. Hygiene ruht auf dem Grundsatz der Reinlichkeit: Zufuhr guten Wassers, frischer Luft, hellen Lichtes, Beseitigung

der Abfallstoffe sind ihre wichtigsten Aufgaben. Langsam eroberten diese Grundsätze das Krankenhauswesen. Aber noch herrschten die schrecklichen Wundkrankheiten, Brand, Rose, Starrkrampf, und machten jede, auch die kleinste Operation zu einem Unternehmen auf Leben und Tod. Im amerikanischen Sezessionskrieg hatte man erfahren, daß Verwundete, die in notdürftig zusammengeschlagenen Baracken untergebracht wurden, besser heilten als die in festen Gebäuden. Das machte sich der Leipziger Chirurg Karl Thiersch zunutze und setzte durch, daß das neu zu erbauende Krankenhaus zu St. Jakob als Barackenspital, d. h. in einzelstehenden, ebenerdigen Bauten errichtet wurde. Heinrich Curschmann erwirkte in Hamburg dasselbe für das Eppendorfer Krankenhaus, jedoch in vollkommener Ausführung: die Krankensäle wurden von Licht und Luft der Länge und der Quere nach durchströmt, Fußboden, Wände, Betten, Geräte waren wasch- und desinfizierbar, reichliche Nebenräume erleichterten die Ordnung und Sauberkeit. Dieser Bau blieb mustergiltig, auch nachdem man erkannt, daß dieselben Vorteile sich auch in mehrstöckigen Bauten erreichen lassen. Die aufblühenden Großstädte wetteiferten in der Errichtung zweckmäßiger, oft üppiger Bauten; Mittel- und Kleinstädte folgten mit ihren Kreisfrankenhäusern und charitativen Anstalten; die Sozialversicherung erweiterte ständig die Belegzahl. So war das Reich übersät mit einer großen Zahl brauchbarer, z. T. hervorragender Anstalten.

Für den Kriegsfall reichte das alles aber bei weitem nicht aus. Im Osten stürzte die unerwartete Bereitschaft der russischen Armee, die Heftigkeit der Kämpfe, die gewaltige Zahl der Verwundeten beider Heere gleich anfangs die Ordnung. Nicht nur Aktive und Reservisten, sondern Landwehr und selbst Landsturm rückten in vorderste Front, und so kam es, daß Kriegslazarette unter Feuer, Reserve- und selbst Vereinslazarette dem Russeneinfall preisgegeben waren.

Vor allem litt die Versorgung der Lazarette unter der Schwierigkeit des Transports. Eisenbahnen und Fuhrwerke mußten in erster Linie für die kämpfende Truppe sorgen; es fehlte daher hinter der Front oft am Nötigsten. Die Feldlazarette, genötigt, ihrer Truppe

W. J. Hoalder?

zu folgen, konnten nur behelfsmäßig auf kurze Zeit eingerichtet werden; selbst die Kriegslazarettabteilungen mußten sehen, in Gutsböfen, Schlössern oder wo sonst Raum war, unterzukommen. Alles mußte behelfsmäßig eingerichtet werden. Da zeigte sich, wer von den Ärzten praktisches Geschick hatte. Die Stabsärzte fanden sich meist leicht zurecht, nicht minder handfeste Landärzte, die selber Wirtschaft hatten, aber auch unter den Stadtärzten, ja selbst unter den Spezialisten, waren nicht wenige, die mit einfachsten Mitteln wahre Musteranstalten schufen. Offener Blick, Tatkraft, Erfindungsgabe und die Kunst, aus dem bunt zusammengewürfelten Personal die Richtigen herauszufinden; — darauf kam es an, und das war häufiger, als man bei der eng begrenzten Berufstätigkeit des heutigen Arztes erwarten sollte.

Im Heimatgebiet entstanden während des Winters 1914/15 ganz ausgezeichnete Anstalten, die Seuchenlazarette. Es war ein Gebot der Sicherheit, ansteckend Kranke möglichst aus Front- und Stappengebiet zu legen. Fast alle kamen in den 17. Korpsbezirk, dessen stellvertretender Korpsarzt, der stattliche weißhaarige Generalarzt Böttcher, sich nie genug zu tun wußte. So wurde zuerst ein kleineres Lazarett in Hilmarshof bei Konitz, dann eine umfängliche Barackenanlage in Neustadt eingerichtet, die freilich, nach ihrer Vollendung, für Seuchen nicht mehr notwendig war, und schließlich eine wahre Musteranstalt in Preußisch-Stargard, ein Lazarett aus geräumigen Baracken, mit allen Wirtschaftseinrichtungen, Diätküche, Entlausung; ein Stab vortrefflicher Ärzte leistete das Menschenmögliche in Arbeit und Aufopferung; auch einige wissenschaftliche Arbeiten konnten aus der Anstalt hervorgehen.

Recht schwierig wurde die Unterbringung der Kranken, sobald die Grenze überschritten war. Die polnischen Städte waren arm an größeren Gebäuden. Wohl standen überall auffallend geräumige Kirchen: eine Russische, eine Römisch-Katholische, dazu der Backsteinwürfel der Synagoge. Aber Kirchen sind schlechte Lazarette, unheizbar und kalt. Wo etwa Schulen oder Kasernen standen, wurden

sie von den Militärbehörden beschlagnahmt. Gelegentlich konnten Schlösser oder Klöster eingerichtet werden; meist aber mußte man die Kranken in Einzelhäusern oder Bauerngehöften unterbringen. Ein Lazarett von 200 Betten füllte eine ganze Dorfstraße und machte die ärztliche und wirtschaftliche Versorgung recht mühsam. Dennoch ist es den Kranken nicht schlecht ergangen. Wir lernten daraus, daß für das Schicksal der Kranken und Verwundeten weniger die äußere Umgebung, als die Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Ärzte und Pfleger wesentlich ist und daß wir auch in der Heimat künftig manchen Luxus bisheriger Krankenhausbauten ohne Schaden entbehren können.

Dazu kamen bald noch Lazarette für die Gefangenen. Hinter der Front wurden alle Verwundeten gemeinsam verbunden und gelagert; in den Gefangenenlagern aber mußten besondere Lazarette eingerichtet werden. Der Russe war im ganzen ein bequemer Patient, geduldig, dankbar, anspruchlos; am liebsten rollte er sich zusammen, zog die Decke über den Kopf und kam erst wieder zum Vorschein, wenn er genesen war. Für die Russen bediente man sich zum Teil der russischen Ärzte. Sie haben uns aber wenig gefallen; sie waren gleichgültig gegen ihre Anvertrauten, nur auf ihre Bezüge und ihr Wohlbefinden bedacht, wissenschaftlich ganz gleichgültig. Ausnahme machten nur einige baltische Ärzte. Viel besser waren die „Felscher“, Feldscherer, Wundärzte, wie sie Deutschland bis 1870 ebenfalls kannte; sie mußten in dem weitläufigen, mit Ärzten spärlich besetzten Rußland deren Amt auf dem Lande übernehmen. Auch mit freiwilligen Ärzten, meist jüdischen Medizinstudierenden, haben wir keine schlechten Erfahrungen gemacht. Spaß machte mir, darunter einige frühere Zuhörer aus Berlin zu finden.

In den ersten Kriegsmonaten machten uns besondere Kriegskrankheiten wenig zu schaden; die Haupt Sorge machten die Verwundeten, namentlich die im Grabenkrieg so häufigen Kopf- und Lungenschüsse; es dauerte einige Zeit, bis die Ärzte dahin belehrt waren, daß es am besten sei, möglichst wenig zu tun. Bei Kopf-

schüssen tritt nach einigen Tagen Gehirn aus der Wunde hervor; ich sah Ärzte, die darin eine Gefahr der Heilung fanden und das Überquellende entfernten, nicht selten zum dauernden Schaden der Kranken. Das Gehirn wäre mit Abnahme der Wundschwellung von selbst zurückgetreten. Die Lungenschüsse verliefen gutartiger als man hätte erwarten sollen. Schon der Schuß blieb fast unbemerkt; es hat Leute gegeben, die damit noch stürmten, bis der Blutverlust sie erschöpfte. Das Blut ergießt sich in die Brusthöhle und wird langsam aufgesogen. Bedingung war freilich, daß die Verletzten ruhig liegen konnten. Ich erlebte einige Male, daß die Lazarette in Eile geräumt werden mußten. Der Transport bekam den Kranken sehr schlecht und kostete vielen das Leben. Später, im Frieden, wurde das Schicksal der Lungenschüsse sorgsam verfolgt: sie hinterließen auffallend wenig dauernde Schäden, namentlich haben sie niemals, wie man anfangs fürchtete, den Ausbruch von Lungentuberkulose begünstigt.

Der Winter 1914/15 war ziemlich streng. Der Militärmantel bot keinen genügenden Schutz. Es wurden daher für Posten und Wachen die russischen Schafpelze besorgt, die, das Fell nach innen, einen ausgezeichneten Schutz abgeben. Dazu kamen unerschöpfliche Liebesgaben an Wolljachen aus der Heimat.

Dennoch kamen viel Erfrierungen vor. Zum Teil waren die Liebesgaben selbst daran schuld: wir fanden Leute, die fünf und sechs Paar Strümpfe übereinander gezogen und damit den Blutzufluß zum Bein abgesperrt hatten. Der Armeearzt, v. Kern, mußte durch eine Verfügung auf diesen Unfug aufmerksam machen.

Der Typhus

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelang es den Ärzten, aus der Gruppe der fieberhaften Zustände, die man unter dem Namen Typhus zusammenwarf, bestimmte Krankheiten abzugrenzen: den Abdominaltyphus, das Fleckfieber, das Rückfallfieber. Dazu gesellte sich noch eine verwandte Krankheit, der Paratyphus.

Der Abdominaltyphus war früher in Deutschland weit verbreitet; er trat im Sommer und Herbst allerorts auf und breitete sich gelegentlich zu größeren Epidemien aus. Gewisse Städte, z. B. München, waren besonders berüchtigt, und es war beinahe ein Gesetz, daß jeder Zugewanderte der Seuche seinen Zoll zahlen mußte.

Schon vor der Entdeckung des Erregers begann eine wirksame Bekämpfung. Daß der Erreger ein Lebewesen sein müsse, hatte der geniale Henle schon 1845 vorgeahnt. Daß er in Wasser, Milch und Lebensmitteln übertragbar sei, war aus mannigfachen Beobachtungen wahrscheinlich geworden. Bettenkofer, der Vater moderner Hygiene, hatte daraus die Schlußfolgerung gezogen und die Sanierung der Städte, die Zufuhr reinen Wassers und die Beseitigung der Abfallstoffe, immer wieder empfohlen. Wo Kanalisation und Wasserleitung eingeführt wurden, nahm die Zahl der Typhuskranken rasch ab. Aber Koch, der den Erreger nachzuweisen gelehrt, konnte zeigen, daß die Quelle der Ansteckung immer der Mensch ist, der typhuskrank, zuweilen weit über die Zeit seiner Krankheit hinaus als sog. Dauerausscheider, der in seiner Galle die Erreger beherbergt und sie mit dem Stuhl ausscheidet. Nun konnte in jedem Einzelfalle der Quelle der Infektion nachgegangen und diese verstopft werden. In wenigen Jahrzehnten war der Typhus geradezu eine seltene Krankheit geworden, und mancher vielbeschäftigte Arzt hatte ihn nie zu sehen bekommen, geschweige denn, daß er all die mannigfachen Verlaufsformen aus Erfahrung gekannt hätte.

Dennoch ist der Typhus jederzeit wieder verbreitet worden, sobald die hygienischen Verhältnisse sich verschlechterten.

So war sein Auftreten auch im Weltkriege zu erwarten: Zwar war das Aufmarschgebiet im Westen besonders sorgfältig überwacht worden und selbst im Osten war die Krankheit nirgends häufig; anders stand es in Rußland und auch in Frankreich, wo die öffentliche Hygiene die unsere an Vollkommenheit nicht erreichte. Aber wie die Krankheit dann in die Armee sich einschlich, birgt noch heute manches Rätsel. Ich hatte die Gewohnheit, von jedem Typhusfall mir Namen und Truppenteil zu notieren. Als nun

im September die ersten Fälle kamen, im Oktober und November sich mehrten, zeigte sich, daß sie nicht auf eine gemeinsame Quelle zurückgeführt werden konnten; sie waren über die ganze Front gleichmäßig verteilt, ein bis zwei Kranke auf eine Kompanie, ein Bataillon, ein Regiment. Man konnte nichts anderes tun, als die Kranken möglichst früh zu erkennen und auszufordern.

Nun kann der Typhus recht mannigfache Formen annehmen. Etwa die Hälfte der Fälle verläuft nach einem Schema, das in den ersten Tagen uncharakteristisch, von der zweiten Woche ab aber unschwer zu erkennen ist. Sehr häufig aber sind abweichende Krankheitsformen, abnorm kurze, abnorm leichte, solche, bei denen die Beteiligung einzelner Organe, des Halses, der Hirnhäute, der Lungen, der Nieren das Grundleiden verdecken. Im Zweifelsfall hilft die bakteriologische Untersuchung; aber diese ließ im Stiche, solange die Laboratorien weit hinter der Front lagen und die Feldpost die Proben nicht befördern konnte; vor allem dachten viele Ärzte gar nicht an Einsendung, da sie Typhus nicht vermuteten. Sie ließen die Kranken unter der Diagnose Bronchialkatharrh oder Grippe unter den andern liegen und waren sehr erstaunt, wenn ich ihnen die klassischen Symptome demonstrierte. Man kann sich dabei auch der Nase bedienen. Manche Krankheiten verbreiten einen leicht erkennbaren Geruch, so z. B. Pocken und Masern. Der Typhuskranke hat einen nicht unangenehmen aromatischen Duft, der mir oft, wenn nicht die Diagnose, so doch den Verdacht sicherte. Den Ärzten machte das viel Spaß; sie wollten wissen, wie denn Typhus rieche. Nun ist es schwer, einen Geruch zu beschreiben; man kann ihn nur vergleichen und so sagte ich denn: etwa wie das Haar blonder Frauen. Nach einiger Zeit stellte mich der Korpsarzt: „Sie haben schöne Dinge angerichtet.“ „Wieso denn?“ „Seitdem Sie das gesagt, laufen die jungen Ärzte hinter den blonden Schwestern her und beschnüffeln ihre Haare.“

Indessen konnte alle Sorgfalt die Ausbreitung des Typhus wohl eindämmen, doch nicht hindern. Während die Epidemien im Winter sonst zu erlöschen pflegen, nahm jetzt die Krankenzahl dauernd zu und erreichte im Januar ihre Höhe, um gegen das

Frühjahr langsam abzusinken. Der Sommer 1915 brachte noch eine wenn auch geringere Zahl; von da nahm sie dauernd ab und spielte in den nächsten Jahren zahlenmäßig keine Rolle mehr.

Womit ist der Rückgang der Erkrankungen zu erklären?

Darüber wissen wir noch nicht alles. Eine ganz allgemeine Erfahrung lehrt, daß jede Seuche, bekämpft oder nicht bekämpft, einen Höhepunkt hat, nach dessen Überschreitung sie schneller oder langsamer zurückgeht. Das hat mehrere Gründe. Zunächst verleiht das Überstehen der Krankheit Schutz gegen neue Erkrankung. Auch leichte und leichteste Erkrankungen gewähren Schutz, und es scheint immer mehr die Häufigkeit der sog. „stummen“ Infektionen hervorzutreten, d. h. Infektionen, die weder Krankheit noch Krankheitsgefühl auslösen. Ferner scheint die Ansteckungskraft der Erreger starken Schwankungen zu unterliegen und im Laufe der Epidemien zu- und abzunehmen. Weiter sind im Twort-Herelleschen Phänomen Einflüsse erkannt worden, von denen noch nicht feststeht, ob es Lebewesen oder Fermente sind, die aber im Körper oder in Bakterienkulturen zugleich mit den Bakterien wachsen und sie vernichten.

Dazu kam noch eine bewußte Bekämpfung. Den Schutz, den das Überstehen der Krankheit gewährt, versuchte man nach dem Vorbild R. Pfeiffers künstlich durch Injektion abgetöteter Bazillen zu schaffen; darüber lagen bereits ausgedehnte Erfahrungen der englischen Armee in Indien vor. Das deutsche Heer hatte die Schutzimpfungen in Südwestafrika und bei einer Epidemie auf dem Truppenübungsplatz Munsterlager angewandt. Die Ergebnisse waren nicht recht überzeugend, die Nebenwirkungen: Fieber und mehrtägige Abgeschlagenheit recht lästig. Viele Offiziere und Militärärzte hatten das noch in Erinnerung und widersetzten sich der Schutzimpfung, weil die militärische Lage nicht zuließ, daß die Truppen, sei es auch nur für wenige Tage, kampfunfähig würden. Inzwischen war aber festgestellt, daß die Schutzwirkung vermehrt, die schädliche Reaktion vermindert werde, wenn die Bakterienkulturen nicht wie früher bei 60, sondern schon bei 55 Grad abgetötet würden. Dennoch gab es unter den Truppenführern immer

Dis, Die Front der Ärzte

3

noch Widerstrebende. In solchen Fällen bin ich wohl hingefahren und habe mich vor ihren Augen selbst impfen lassen. Das hat immer geholfen.

Aber noch kam ein neues Hindernis dazwischen. Man erfuhr, daß im russischen Heer Cholera herrschte; es war deren Ausbreitung entlang der Ostfront zu befürchten, und es erging der Befehl, zunächst gegen Cholera die Schutzimpfung durchzuführen. Man hätte versuchen können, beide Impfstoffe gleichzeitig zu verabreichen, und wir wissen heute, daß unsere Gegner das ohne Schaden getan haben: bei uns aber widersetzte sich Wassermann mit seiner großen Autorität, weil er das für gefährlich hielt. So wurde es Januar, bis die Typhusimpfung begann, und April, bis sie beendet war.

Über den Erfolg der Schutzimpfung ist viel verhandelt worden. Absolut war der Schutz nicht; auch Geimpfte erkrankten; oft, wenn vorher infiziert, unmittelbar nach der Impfung. Krankheitsverlauf und Sterblichkeit waren wohl bei den Geimpften günstiger, wenn auch der Unterschied nach den sorgsamsten Untersuchungen Goldscheiders nicht sehr groß war. Es hat daher nicht an Kritik gefehlt, und namentlich Friedberger hat sie scharf ausgeübt. Sie ging zu weit. Man darf ruhig zugeben, daß wir die Gesetze der Epidemien noch nicht genau kennen. Man darf anerkennen, daß das Ansteigen und Abfallen im Weltkrieg etwa die Kurve zeigt, wie sie von früheren Epidemien bekannt war. Aber solche Kurven bezogen sich immer auf einen Ort, einen Bevölkerungskreis. Jede neue Stadt, jeder neue Kreis zeigte immer wieder eine neue eigene Kurve. Im Weltkrieg aber hat der Schauplatz ständig gewechselt. Neue Kreise wurden mit den Rekruten aus der Heimat, den Gefangenen fremder Länder geschaffen, und dennoch hat sich das Auf- und Absteigen nicht wiederholt. Man wird daher den Vorteil der Schutzimpfung als eine Kriegserrungenschaft ansehen, die auch auf Friedenszeiten übertragen werden darf.

Von den Erkrankten blieben nicht wenige Dauerausseider. Es war Befehl, die Genesenden erst zu entlassen, wenn eine dreimalige Untersuchung ihre Ausleerungen als bazillenfrei erwiesen hatten. Gelegentlich läßt aber selbst diese Vorsichtsmaßregel im Stich.

Das Heimatgebiet blieb während des Krieges von Typhusepidemien verschont.

Der Paratyphus

Schottmüller, Kayser und Brion lehrten uns Erreger kennen, Paratyphus A und B, die dem Typhusbazillus ähnlich, aber nicht gleich sind. Sie rufen ein typhusähnliches Krankheitsbild hervor, Paratyphus B gelegentlich auch Brechdurchfall, ähnlich der Cholera. Beide wurden auch im Kriege gefunden. Aber während die Häufigkeit des Typhus nach den ersten Monaten dauernd sank, nahm die Zahl der Paratyphuserkrankungen zu. Dabei überwog die Form B im Osten, Form A war häufiger im Westen und besonders auf dem Balkan und dem türkischen Kriegsschauplatz. Zahlenmäßig haben aber beide keine entscheidende Rolle gespielt.

Die Ruhr

Unter Ruhr versteht man eine Entzündung des Dickdarms, die durch lebende Erreger hervorgerufen wird. Von diesen kennt man zwei Gruppen: die eine sind Protozoen, Amöben; die von ihnen bewirkte Form der Ruhr herrscht in den warmen Ländern und überschreitet in Europa die Alpengrenze nur ausnahmsweise. Die andere Erregergruppe gehört zu den Bakterien. Zuerst wurden sie von Shiga in Japan und von Kruse in Bonn nachgewiesen; dazu gesellten sich verwandte Formen mit etwas abweichenden Eigenschaften. Kruse hatte diese Abarten genau studiert und nach den Buchstaben des Alphabets benannt. Nach ihm sollten zwei Hauptgruppen unterschieden werden: der Bazillus Shiga-Kruse, der ein schweres Gift produziert und schwere Erkrankung hervorrufen, und

die sämtlichen anderen Ruhrerreger, die nicht Giftbildner sind und nur leichte Krankheit erzeugen. Aber dieses schöne Schema hat sich im Kriege nicht bewährt. Zunächst gelang es überhaupt nur ausnahmsweise, im Stuhl der Ruhrkranken Bazillen nachzuweisen. Das Material mußte den weit entfernten bakteriologischen Untersuchungsstellen überwiesen werden und gelangte erst nach Tagen dahin. Dabei starben offenbar die Erreger ab; erst als die Transportwege verkürzt und die Laboratorien möglichst dicht hinter der Front stationiert wurden, nahm die Zahl der positiven Befunde zu. Aber nun wollte sich kein Parallelismus finden lassen zwischen der Schwere der Erkrankung und der Art der Bazillen. Im Laufe der Zeit kam man zur Überzeugung, daß die Bazillenformen keine festen Arten, sondern je nach Umständen veränderlich seien. Jedenfalls spielen bei Entstehung der Ruhr äußere Umstände, Ernährung, Lebensverhältnisse eine weit größere Rolle als etwa beim Typhus, und man hat heute Gründe, anzunehmen, daß Bazillen, die als harmlose Parasiten den Darm bewohnen, unter gewissen Umständen ihre Natur verändern und zu Krankheitserregern werden. Zu diesem Ergebnis kam der Bakteriologe Prof. Boehnke, der am genauesten während des Krieges die Ruhr studiert hat.

Eine schwere Ruhr gehört zu den qualvollsten Krankheiten. Ein krampfhafter Kolikschmerz, der anhaltende Stuhlbrand, der 40-, 60-, 80mal die Kranken zur Entleerung zwingt, läßt sie Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen; sie verfallen und magern in einer Woche mehr ab als der Typhuskranke in der ganzen Krankheit. Nicht selten ist der Übergang in chronische Ruhr, die Monate und Jahre anhält, und selbst wenn die Ruhr abheilt, bleiben nicht selten langdauernde Störungen des Herzens, Rheumatismus und Magenschwäche zurück. So ist die Ruhr ein gefährlicher Feind im Kriege und verlangt große Sorgfalt und Überwachung.

In Deutschland war dank den hygienischen Verbesserungen die Ruhr derart zurückgedrängt, daß ich selbst in fünfundzwanzigjähriger ärztlicher Tätigkeit nie einen Fall gesehen hatte. Bei Kindern kam sie in der heißen Jahreszeit etwas öfter vor; von einem Kinderarzt, Prof. L. F. Meyer, lernte ich später auch die

wirksamste diätetische Behandlung kennen: Vermeidung von Brot und mehligem Speisen, Ernährung mit Fleisch, Eiern, Quarkkäse.

Die ersten Fälle von Ruhr begegneten mir schon im September 1914 in Angerburg bei verwundeten Russen und einigen deutschen Landsturmmännern. Eine Häufung fand ich Mitte November und zwar bei Kriegsfreiwilligen des XXV. Reservekorps. Dieses bestand zum Teil aus alten Reservisten, zu drei Fünfteln aber aus jungen Freiwilligen bis zu 16 Jahren herunter. Wochenlang hatten sie Hunger und Kälte erdulden müssen, es fehlten die Feldküche und auch die Felderfahrung. So erkrankten etwa 60 an Ruhr und wurden ins Seuchenlazarett in Bartenstein abgeliefert. Ich sah sie bei ihrer Ankunft: flehentlich baten sie um Essen, sie seien ganz ausgehungert. Was sie wünschten, durfte man bei ihrer Krankheit nicht bewilligen; indessen ein Tee mit einem Schuß Rum beschwichtigte aufs erste ihren Magen. Sie sind alle rasch genesen, und als ich ihnen von den Erfolgen ihres Korps erzählte, war eine Stimme: Schade, daß wir nicht dabei waren.

Dezember und Januar blieben ziemlich frei. Ende Februar aber befiel die Ruhr in bedenklicher Ausdehnung Truppen, die an der Winterschlacht in Masuren teilgenommen hatten. Diese Schlacht, die Ostpreußen endgültig von den Russen befreite, ist bemerkenswert nicht nur durch die ungeheuren Marsch- und Kampfleistungen der Truppen, sondern namentlich wegen der außergewöhnlichen Umstände, unter denen diese vollzogen wurden. Heftige Kälte, 15 bis 18 Grad bei scharfem Ostwind hatte die Straßen vom Schnee befreit und in glatte Eisbahnen verwandelt, auf denen Truppen, Geschütze, Lastwagen sich mühsam vorarbeiten mußten. Ich bin einige Tage danach die Straße gefahren: links und rechts lagen verendete Pferde in Menge. Aber die Menschen hatten durchgehalten, auf freiem Felde einige wenige Stunden ruhend, ohne warme Kost, bei heftigem Wind, vom Durst geplagt, den sie aus Pfützen und mit Schnee stillten. Es gab Erkältungen und Erfrierungen in Menge. Nach wenigen Tagen traten ruhrähnliche Darmkatarrhe auf, bei einigen Regimentern in solcher Menge, daß über die Hälfte der Mannschaft krank war.

Die Truppe hätte bis zum Verschwinden der Seuche abgefondert werden müssen. Die Offiziere erklärten indessen, daß zur Zeit keine Einheit entbehrt werden könne. Bernick und ich waren vor eine schwere Entscheidung gestellt. Auf uns lastete eine große Verantwortung, falls die Epidemie weiter um sich greifen sollte. Deren infektiöse Natur war klar; aber ebenso der Einfluß der äußeren Umstände. Wir gaben unser Gutachten ab auf Gewährung möglicher Ruhe, Darreichung von Kakao, Tee, Hafergrütze und anderen antidiarrhoischen Nahrungsmitteln, Verteilung warmer Kleidung und Leibbinden, Verabreichung von Rot- oder Glühwein. Der Erfolg bestätigte unsere Anschauung; innerhalb weniger Tage erlosch die Epidemie, und auch im Sommer hatte diese Truppe unter Ruhr kaum zu leiden.

Die Cholera

Die Cholera, in Indien heimisch, hat Europa zuerst 1831, dann in wiederholten Zügen heimgesucht. 1904 erreichte sie wieder Rußland und blieb, wenn auch in milder Form, in diesem Lande heimisch. Juli 1914 waren die Grenzprovinzen Podolien und Wolhynien amtlich als verseucht erklärt. Dort infizierten sich russische Truppen, verschleppten die Krankheit nach Galizien; hier sprang sie auf österreichische Truppen über und geriet mit diesen nach Schlesien. Dank dem energischen Eingreifen des Hygienikers Oberstabsarztes W. Hoffmann wurde sie aber rasch ausgerottet. Auch in Serbien war sie aufgetreten; Flüchtlinge verschleppten sie über alle Länder der Doppelmonarchie; von dort waren etwa 23 000 Fälle im Herbst 1914 gemeldet.

Am 13. Dezember 1914 wurde ich eilig nach Hammerstein in Westpreußen gerufen. Hammerstein war ein großer Truppenübungsplatz mit zahlreichen Stein- und Holzgebäuden auf ausgedehntem Gelände. Es war zum Gefangenenlager bestimmt.

Die Zahl der russischen Gefangenen war ja gleich in den ersten Monaten über alle Erwartungen groß. Ihre Unterbringung

machte nicht geringe Mühe. Die vorhandenen Räumlichkeiten waren bald überbelegt; es mußten in großer Eile behelfsmäßige Unterkünfte geschaffen werden. Eines Morgens klagte mir der Lagerkommandant in Czerst an der Tucheler Heide, er habe am Tage zuvor die Mitteilung erhalten, Czerst sei zum Gefangenenlager bestimmt; tags darauf liefen schon über 2000 Gefangene ein. Sie mußten bei der naßkalten Herbstwitterung im Freien kampieren, und als ich früh mit dem Kommandanten durchs Lager ging, flehten sie ihn auf den Knien an, er solle sie doch nicht erfrieren lassen. Hätte man den Leuten Holz und Spaten gegeben, so hätten sie in wenigen Stunden Erdhütten hergestellt, worin sie sehr erfahren und geschickt waren; Holz lag reichlich in den benachbarten Forsten, und der Landesforstmeister sagte mir später in Marienwerder, die Forstverwaltung wäre glücklich gewesen, es loszuwerden. Aber solche Anforderungen mußten den Dienstweg gehen, und was das heißt, lehrt die alte soldatische Parabel: Kamel und Schnecke wetten, wer zuerst am Ziel ankommt; die Schnecke gewinnt, denn das Kamel beschreitet den Dienstweg. So dauerte es geraume Zeit, bis die Gefangenen untergebracht waren. Metertiefe Gruben wurden ausgeschachtet, die Wände mit Holz verschalt, ein schräges Holzdach übergebaut, aus Backsteinen ein mächtiger Ofen errichtet, und so entstanden Unterkünfte, zwar etwas feucht, aber nicht unbehaglich; der Gesundheitszustand der Gefangenen blieb ausgezeichnet.

In Hammerstein waren solche behelfsmäßige Bauten nicht erforderlich; die Gebäude waren geräumig und sauber, aber auf größere Krankenzahl und gar gefährliche Seuchen waren sie nicht eingerichtet.

In der Nacht vom 3. zum 4. Dezember wurden 2500 Gefangene eingeliefert, die in den Kämpfen um Lowitz gefangen und fast eine Woche unterwegs gewesen waren. Von ihnen waren 110 krank, 17 auf dem Transport gestorben, 16 choleraverdächtig, und täglich erkrankten neue. Es handelte sich um echte Cholera, daneben um Typhus und Ruhr. Ärzte und Pfleger leisteten Übermenschliches, aber es fehlte an Betten, an Gerätschaften, an Spritzen und Medikamenten. Die Unglücklichen lagen mit Kleidern und

Stiefeln auf Holzwolle oder Stroh am Boden: für ihre, ach so zahlreichen Bedürfnisse mußten einige Gurlentöpfe ausreichen. Es wurde dringend telegraphisch alles Erforderliche in Danzig angefordert, aber es dauerte Tage und Wochen, bis es geliefert war und vollständig war die Einrichtung erst, als der letzte Cholerafranke gestorben oder genesen war.

Ich hatte später in Danzig Gelegenheit, die Sache zur Sprache zu bringen; man erwiderte mir, hätte der Chefarzt sich sofort auf die Bahn gesetzt und seine Forderungen mündlich begründet, hätte er alles sofort erhalten. Aber der Rat kam zu spät; auch wäre ein Arzt nicht einmal auf Stunden entbehrlich gewesen.

Es ist natürlich leicht, über solchen „Kommiß“ zu spotten. Es ist aber ja bekannt, wie die Armee mit ihren Anforderungen dauernd gegen den Widerstand des Parlaments zu kämpfen und ihre Kosten auf das Mindestmaß einzuschränken hatte. Verschwendung und Unterschleife lassen sich nur durch scharfe Aufsicht und Prüfung vermeiden, und das geht nicht ohne Dienstweg und Schreibereien. Das weiß der Warenhausbesitzer so gut wie der Heeresintendant.

In Hammerstein hat die Verzögerung insofern nicht geschadet, als die Epidemie rasch unterdrückt wurde; weder Arzt noch Pflegepersonen wurden angesteckt, auf die Stadtbevölkerung ist kein Fall übergesprungen. Soviel vermag ärztliche Einsicht und Energie auch unter schwierigsten Umständen.

D a s F l e c k f i e b e r

Das Fleckfieber verläuft wie der Typhus als hoch fieberhafte Krankheit, aber ohne Darmerscheinungen und überhaupt ohne viel örtliche Symptome, aber mit starker Benommenheit und Aufregungszuständen. Es hat eine sehr hohe Sterblichkeit, 10 bis 20%, die mit dem Alter rasch zunimmt, während es bei Kindern sehr leicht, etwa wie Masern verläuft. Alles, was die Lebensverhältnisse verschlechtert: dichtes Beisammenwohnen, Elend, Hunger, Un-

sauberkeit begünstigt das Auftreten. Daher hatte das Fleckfieber als „Hungertyphus“, „Kriegstyphus“ in früheren Zeiten schreckliche Verheerungen angerichtet, so beim Rückzug der französischen Armee 1812, nach der Schlacht bei Leipzig 1813, im Krimkrieg und im russisch-japanischen Krieg. Dagegen war es 1866 und 1870/71 ausgeblieben. In Deutschland war das Fleckfieber gänzlich ausgestorben; 1878 war die letzte Epidemie in Berlin; seitdem waren durch wandernde Handwerksburschen einige wenige Menschen gelegentlich angesteckt worden. Ich selbst hatte nie einen Fall gesehen. Dagegen war bekannt, daß jenseits unserer Grenzen im Osten Fleckfieber einheimisch war und daß wir mit dem Eindringen in unser Heer und unser Land würden rechnen müssen. Es war daher meine Sorge, jedem verdächtigen Fall nachzugehen und mich mit dem Krankheitsbild vertraut zu machen.

Nun hatte 1912 der französische Militärarzt Nicolle in Tunis gezeigt, daß das Fleckfieber durch Kleiderläuse übertragen werde; das war mir aus Berichten bekannt, doch hatte ich die Originalarbeiten nicht gelesen, und mir wie fast allen meinen Kollegen war die Beweiskraft der Nicolleschen Untersuchungen noch nicht über jeden Zweifel erhaben. Namentlich wußten wir nicht, ob die Laus der einzige Überträger sei, oder ob auch von Mensch zu Mensch die Ansteckung erfolgt.

Nicolles Angaben sind im Kriege vollauf bestätigt und erweitert worden. Nur die Laus, die das Blut eines Kranken in einem bestimmten Stadium der Krankheit gesogen hat, vermag die Erreger aufzunehmen, zu vermehren und durch Biß auf den Gesunden zu übertragen. Nur die Kleiderlaus ist Überträger, nicht die Kopf- und die Filzlaus, auch nicht Floh und Wanze. Daß auch nur die Kleiderlaus das Rückfall- und das später zu besprechende Fünftagefieber zu übertragen vermag, ist auffällig und hängt vielleicht damit zusammen, daß die Laus beim Biß mit ihrem Speichel einen Teil des Mageninhaltes in die Wunde einfließen läßt.

Der Kampf gegen das Fleckfieber wurde zum Kampf gegen die Laus. An Läusen fehlte es nicht. Wochenlang kam der Soldat

nicht aus den Kleidern, tagelang nicht zum Waschen; Läuse fanden sich in den unreinlichen Quartieren Polens in Masse. Der Schützengraben gab ihnen gute Gelegenheit, sich auszubreiten, und so war die Armee wie in früheren Kriegen nach wenigen Wochen durchweg verlaust, Mannschaften wie Offiziere. Nun war man mit den Lebensgewohnheiten dieser lästigen Parasiten und mit ihrer Bekämpfung wenig vertraut. Pennbrüder und Stromer hatten keine besonderen entomologischen Studien angestellt; in Herbergen suchten und knackten sie ihre Läuse; die Herbergsväter ließen wohl die Hemden und Kleider feucht bügeln, und in der Tat ist das ein einfaches und wirksames Mittel. Aber das ließ sich nicht immer und überall durchführen und bot keinen Schutz gegen das Befallenwerden. So wurden denn allerlei Chemikalien geprüft, die wie das Naphthalin die Motten, so die Läuse vom Körper abhalten sollten. Industrielle Leute in der Heimat überboten sich in Vorschlägen und Anpreisungen; es sind deren gegen 200 aufgebracht worden mit den schönsten Namen wie „Lausmors“, „Kil-o-laus“; sie waren beliebte Weihnachtsgeschenke 1914. Genützt haben sie alle nichts; selbst das amtlich empfohlene „Globo“, das in Säckchen auf dem Leib getragen werden sollte, mußte verlassen werden, denn gerade diese Säckchen erwiesen sich als beliebte Zufluchtsstätten der Läuse. Die Läuse suchen nämlich den Körper nur auf zum Saugen; in der Zwischenzeit sitzen sie in den Falten der Hemden, auf Kleidern, in Hosenträgern, Erkennungsmarken, Geldbeuteln und mit Vorliebe in den Verbänden, zur schrecklichen Plage der Verwundeten.

Der einzig wirksame Kampf war die systematische Entlausung der Truppen: Baden oder Duschen des Körpers, überhitzter Dampf für die Kleider, Lysol für Schuhe und Lederzeug. So mußten Entlausungsanstalten geschaffen werden, behelfsmäßig, wo es nicht anders ging, möglichst dicht hinter der Front. Die Leute liebten diese Anstalten sehr und schufen die schöne Überschrift:

„Tritt nur getrost in dieses Haus,
Auf lebt der Mensch, ein geht die Laus.“

Keiner durfte Heimaturlaub antreten ohne Bescheinigung, daß er entlaust sei. Für größere Truppentransporte wurden an der Grenze riesige Anstalten errichtet, die bis zu 45 000 Mann täglich entlausen konnten, im ganzen 9, darunter eine in Mowo, einer Grenzstation, die schon im Frieden von den großen Dampfgesellschaften eingerichtet war, um Auswanderer zu überwachen und zu desinfizieren.

Aber die Gefahr drohte, solange die Zivilbevölkerung unter Fleckfieber litt. Daher mußte die Entlausung auch auf diese ausgedehnt werden. Das stieß auf Schwierigkeiten bei der jüdischen Bevölkerung, die aus rituellen Gründen dem Baden und Scheren sich widersetzte. So gern man auf ihre Anschauung Rücksicht nahm, die Not kennt kein Gebot. Wie aber vorgehen? Jeder Jude hatte einen Sklad, einen Laden. In einem Städtchen wurden alle Läden geschlossen und erst wieder eröffnet, wenn der Besitzer den Nachweis brachte, daß er und seine Familie zuverlässig entlaust seien. In einem anderen erhielt jeder Bewohner eine Marke, die ihm bei der Entlausung abgenommen wurde. Alle Marken wurden prompt abgegeben, und doch waren einige Männer und Frauen entschlüpft: sie hatten, um nicht gegen das Gesetz zu verstoßen, ihre Kinder zwei- und dreimal geschickt, sich selbst aber entzogen!

Der Feldsanitätschef hatte den bekannten Entomologen, Prof. Albrecht Haase zum Studium der Läuse und der Verlausung nach dem Osten entsandt. Obschon gehindert durch ein steifes Bein, hat er alle Wohnungen, Schlupfwinkel und Schützengräben durchforscht und sehr vieles Wichtige festgestellt. Wer hätte gedacht, daß so ein kleines Tier mit seinen kurzen Krabbelbeinen in der Stunde viele Meter zurücklegen, durch lockeres Erdreich wandern, unter der Wand von einem Zimmer ins andere kriechen kann? Aber auch unter den verlaustesten Truppen fand Haase immer einige, die verschont blieben. Sie mußten irgend eine Ausdünnung haben, die den Läusen unsympathisch war. Ich selbst bin lange von Läusen verschont geblieben. Erst 1916, als ich mehrere Nächte in einer sehr schmutzigen Unterkunft am Bahnhof in Kowel übernachtet hatte, verspürte ich tags darauf ein verdächtiges Zucken,

ließ den Wagen halten, verbarg mich in einem Gehölz, und fand denn auch etwa ein Duzend, die ich sorgsam knackte. Das ist aber das einzige Mal geblieben. Dagegen war ich eine leichte Gelegenheit für Wanzen; auch wo meine Gefährten unbelästigt blieben, wußten sie mich zu finden und haben mich später in Rußland jede Nacht gestört. Ich hatte die Gewohnheit, anhaltend zu rauchen, und vermutete, der Tabaksduft halte die Läuse ab; aber ich fand dann einen noch stärkeren Raucher, der von Läusen wimmelte.

Bekannt ist, daß unreinliche Völker unter Insekten gar nicht leiden. So wurde Sven Hedin von den Tibetanern ausgelacht, als er sich von Flöhen zu befreien suchte. Auch die Russen und Polen litten wenig unter den Läusen. Darüber hat Prof. Haase interessante Beobachtungen gemacht: die Kinder spüren den Läusebiß wohl, dann tritt aber Gewöhnung ein; erst im Alter schwindet diese; die Greise kragen sich wieder.

Die Verlausung kann so hochgradig werden, daß Tier an Tier sitzt und die Farbe des Gewebes völlig verdeckt. Die Sammlung meiner Klinik besitzt den Strumpf einer alten Almosenempfängerin als Beispiel. Ähnliche Verlausung fanden wir in Russenlagern. In Schneidemühl, das zu einer Musteranstalt ausgebaut war, traf ich mit Prof. Brauer aus Hamburg zusammen, um das Fleckfieber zu studieren: da wurde vom Hemd eines Russen ein Tassenkopf voll Läuse abgekämmt. Brauer nahm sich die Mühe, sie zu zählen; es waren über 6000 Stück.

Das Fleckfieber verläuft einförmiger als der Typhus. Es beginnt plötzlich mit hohem Fieber und der Hinfälligkeit einer schweren Krankheit. Ende der ersten Woche erscheinen auf der Haut stecknadelkopf- bis linsengroße rötliche Flecke, die Roseolen; in der zweiten Woche werden sie durch Blutaustritt bläulich und schwinden etwa Ende der dritten Woche mit dem Fieber. Die gefährlichsten Komplikationen sind die Lungenentzündungen, die sich besonders häuften, wenn die Kranken in der Kälte transportiert werden

mußten; ferner der Brand. Dieser hängt zusammen mit dem Sinken des Blutdruckes; alles was den Blutzufluß zu den Gliedern verlangsamte, Kälte, selbst der leichte Druck eines Verbands genügte, um das Glied blutleer und brandig zu machen. So fand ich ihn massenhaft im Mai 1915 bei Russen in Danzig, die lange bei naßkaltem Frühlingswetter transportiert worden waren.

Auffallend ist das psychische Verhalten der Kranken. Meist werden sie verwirrt, aufgereggt, phantasieren stark und oft eigenartig. Ein Arzt hatte einen „Essigtraum“. Machte man ihm eine Einspritzung, protestierte er: „Spritzt mir doch nicht Essig ein“, beim Aderlaß klagte er „laßt doch den Essig nicht auslaufen“. Er war wie Mann und Frau im Essigpott des Märchens. Ein junger Kollege, Feldunterarzt, Neffe des Armeearztes erkrankte schwer; als militärisch erzogener Pepin verlor er auch im höchsten Fieber die Haltung nicht, begrüßte die Ärzte streng nach ihrem Grad, und selbst als der Dunkel einige Nächte an seinem Bett wachte, nannte er ihn nie Dunkel, sondern vorschriftsmäßig „Herr Obergeneralarzt.“ Nach der Entfieberung erinnerte er sich an nichts mehr, wie denn überhaupt das Vergessen für alles was während der Krankheit geschehen, für Fleckfieber geradezu charakteristisch ist. Eines Tages wurde mir gemeldet, der Garnisonarzt eines Städtchens, in dem Fleckfieber herrschte, sei erkrankt. Ich fand ihn beim Abfassen eines schriftlichen Berichts bei 40 Grad Fieber und wollte ihn sofort ins Lazarett mitnehmen. Er bat aber, den Bericht noch fertigstellen zu dürfen; ich wartete ab, nahm ihn dann ins Lazarett wo er sofort in die heftigsten Delirien verfiel. Den Bericht ließ ich mir später geben: er war durchaus sachlich und gut. Nach der Genesung wußte der Kollege von allem nichts mehr. Wir erfuhren dann durch Prof. Eugen Fränkel in Hamburg, daß wie die Haut so auch das Gehirn Sitz zahlloser kleiner Entzündungsherde ist.

1915 fanden die österreichischen Hygieniker Weil und Felix im Blut der Fleckfieberkranken einen Bazillus; er gehörte zur sog. Proteusgruppe, so genannt, weil die Kulturen sehr leicht veränderlich sind. Durch das Blut der Fleckfieberkranken werden die Kulturen

dieser Bazille agglutiniert, d. h. so verändert, daß die Bazillen sich zusammenballen. Diese Reaktion ist eine der sichersten, die wir kennen; sie wurde diagnostisch um so wichtiger, als sie weit in die Konvaleszenz erhalten bleibt und nachträglich noch die Quelle einer Infektion zu ermitteln gestattet. Worauf sie beruht, ist heute noch nicht sicher geklärt. Weil und Felix hielten ihren *Proteus*-stamm für den Erreger; als später andere Organismen mit weit größerer Wahrscheinlichkeit dafür angesprochen werden konnten, mußte man die Reaktion für ein zufälliges Zusammentreffen halten, wenn man nicht, wie etwa Kuczinsky, den neuen Erreger für eine der möglichen Wachstumsformen des *Proteus* halten will, was von anderen Forschern bisher nicht anerkannt wird.

Im Frühjahr 1915 standen diese diagnostischen Hilfsmittel noch nicht zu Gebot; man mußte suchen die Krankheit aus ihren Zeichen zu erkennen. Diese waren aber uns allen nicht geläufig; die großen Epidemien, die einige unserer Gefangenenlager verheerten, rührten daher, daß die ersten Fälle nicht erkannt wurden, und als die Diagnose gestellt wurde, hatte die Ansteckung schon weit um sich gegriffen. Einige unserer besten Ärzte wurden ihr Opfer; so Prof. Lüthje in Kiel. Zur Konsultation nach Schleswig gerufen, vermochte er die Diagnose nicht rechtzeitig zu stellen, steckte sich an und starb.

In den ersten Wintermonaten riefen einige Fälle den Verdacht wach. Ich reiste ihnen nach, es waren aber immer ungewöhnliche Formen von Typhus oder Paratyphus. Im Februar und März erschienen die ersten sicheren Fälle bei Gefangenen und dann auch bei Deutschen, im ganzen sehr spärlich, vorwiegend bei Ärzten und Krankenpflegern, die mit den Kranken vor der Entlausung zu tun hatten. Am 27. März fand in Berlin eine Beratung des Reichsgesundheitsrates statt, in deren Folge die Entlausung im großen in die Wege geleitet, Ärzte und Sanitätspersonal mit läufesicherem Anzug versehen wurden.

Erfstlicher wurden die Truppen erst im Winter 1915/16 bedroht, als die Armee tiefer nach Rußland eindrang; immer aber gelang es, selbst inmitten schwer verseuchter Bevölkerung, sie fast

ganz freizuhalten, dank der regelmäßigen Entlausung, der ständigen Überwachung und Isolierung der Zivilbevölkerung.

Welche Ausdehnung die Seuche bei völligem Zusammenbruch der Hygiene annehmen kann, lehrt das Beispiel Rußlands 1919/21. Dort sind nach der Schätzung des Volkskommissars für Gesundheitswesen 20 bis 25 Millionen Menschen erkrankt und etwa 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Millionen gestorben. So etwa muß der Schwarze Tod im Mittelalter gewütet haben. Nachdem das Land aufeinanderfolgend Cholera, Typhus, Fleckfieber, Rückfallfieber, Malaria als Volkskrankheiten überstanden hat, ist es zur Zeit nahezu seuchenfrei, obwohl hygienisch noch keineswegs musterhaft. Jede Epidemie läuft von selbst aus: Das gehört zu den großen Rätseln, die sie uns aufgeben.

Stimmungsbilder in Briefen nach Hause

Rastenburg, 27. Dezember 1914

Ich weiß noch nicht, wo ich Sylvester feiern werde, vielleicht bei den Truppen, denn der alte Generalarzt v. Wegelin hat durch meine Erzählungen Appetit bekommen und möchte auch die Unterstände und Schützengräben besuchen, um sich von den gesundheitlichen Einrichtungen und dem Zustand der Truppen zu überzeugen. Das ist jetzt ein ziemlich unbedenkliches Vergnügen, denn die Russen sind nicht sehr angriffslustig; nur seit den Weihnachtstagen beschießen sie Löwen, möchten den Bahnhof treffen, schießen aber in den Löwenthinsee und töten die Fische, darunter alte riesige Räuber von Hechten, die ans Land geschwemmt werden und bei der Kälte gut zu essen sind. Bei einem Landsturmregiment hatten sie einen Parlamentär geschickt und gesagt, sie wollten am Weihnachtsabend nicht angreifen, man solle sie dann an ihrer Weihnacht auch nicht stören. Unsere armen Kerle in Polen haben es nicht so bequem; sie müssen furchtbare Anstrengungen haben. Weihnachtstisten kamen

in solcher Menge, daß man einen Teil wieder zurückfahren und für später aufheben mußte. Noch am 24. kamen achtzehn Eisenbahnwagen mit Rotwein aus Antwerpen und wurden an die Truppen verteilt, daß jeder eine halbe Flasche bekam.

Rastenburg, 8. Januar 1915

Ich habe einige Regimenter in den Schützengräben besucht. Das sind sehr unterhaltende Expeditionen. Das Auto fährt auf der Chaussee, dann auf fragwürdigen Feldwegen, so weit es kann. Dann kommt eine Strecke, die man nur in der Dunkelheit begehen oder befahren kann, weil sonst die Russen Granaten schicken. Das wird im Wagen, im Schlitten oder zu Fuß gemacht bis zu den vordersten Gehöften, wo sich die Leute aufhalten, die gerade keinen Dienst im Graben haben. Da liegen sie in den Ställen und Zimmern, auf dem Hofe brodelt die Feldküche, und bei Tage verhält sich alles still, weil manchmal Granaten unversehens in die Gehöfte kommen. Da ist auch die Revierstube, wo sich die Kranken melden und liegen, bis sie rückwärts in die Lazarette abgeführt werden können. Abends wird alles lebendig; die Küche fährt bis an den Graben, Stroh, Holz, Munition wird hingebacht. Die Ablösung marschiert vor, die Abgelösten zurück. In den Gräben wird Essen ausgeteilt, gegraben, gearbeitet und vor allem exerziert, damit die Leute Bewegung haben, denn tags sind sie in ihren Erdwohnungen oder stehen im Graben auf Posten. Sie haben gut zu essen und zu trinken, Kaffee und Tee, so viel sie wollen, Weihnacht und Neujahr Wein aus Belgien. Sie sehen famos aus, sind sehr munter; die Landwehr- und Landsturmeute sind freilich weniger vergnügt und wären lieber daheim bei Müttern. Es ist ein anstrengender Dienst. Nie weiß man, wann die Russen sich rühren. Hinter Gumbinnen machten sie an ihrem eigenen heiligen Abend einen Angriff mit Hurra und viel Schießen. Es war völlig zwecklos, kostete ihnen viel Tote und Verwundete, bei uns niemand. Dann kommen öfter nachts Patrouillen und versuchen, die Drahtverhaue zu durchschneiden. Kurz, es muß immer

aufgepaßt werden. Die Mannschaften legen sich am Tage ruhig schlafen, aber die Offiziere, auf denen die Verantwortung liegt, finden die Ruhe nicht; sie werden antelephoniert, bekommen Meldungen, sind daher erschöpft und nervös, so daß manche in Urlaub gehen müssen. Von den zwei Offizieren, mit denen ich eine so vergnügte Nacht hinter Darkehmen zugebracht hatte, fand ich den einen am Blinddarm operiert, der andere hatte sich wegen Erschöpfung beurlauben lassen. Es ist nicht leicht für die unzähligen Korps, immer trotz allen Verwundeten, Toten und Kranken gute Offiziere zu bekommen; daran fehlt es sehr, mehr als an Mannschaften.

Rastenburg, 17. Januar 1915

Vorgestern und gestern hatten wir sieben fremde Militärattachés zu Besuch: Schweden, Spanien, Argentinien, Nordamerika, Italien und Schweiz; aus der Schweiz den Oberst v. Wattenwyl, den ich von Leipzig her kannte. Sie sind dem Großen Hauptquartier zugeteilt und werden jetzt im Osten herumgeführt. Man zeigt ihnen die Schlachtfelder und was sie sonst ohne Gefahr sehen dürfen. Der Italiener wurde mit großer Vorsicht behandelt, die anderen freundlich. Auch machten sie aus ihrer Sympathie für uns kein Hehl. Auf der Rundfahrt lernte ich all die interessanten Vorrichtungen im Rücken einer Armee kennen, die zu ihrer Verpflegung und ihrem Wohl nötig sind. Zuerst wurden der Flugpark gezeigt, und sechs Doppeldecker zugleich in die Lüfte losgelassen. Dann ging's in die Lazarette und Laboratorien, wo Wernicke eben ein Mittel gegen Läuse ausprobt. Dann in die Depots der Freiwilligen Krankenpflege, Stuben voll Zigarren, Schokolade, Feuerzeuge, Wolljachen. Sie haben es fertig bekommen, daß am heiligen Abend jeder Soldat der Armee zwei bis drei Liebespakete in Händen hatte. Dann das Stappensperdedepot; da standen und lagen viele hundert in schönen, hellen, reinlichen Ställen besser aufgehoben als manche unserer Soldaten in den Lazaretten. Dann wurden 1500 Schlitten gezeigt, in Reih und Glied aufmarschiert

Sis, Die Front der Ärzte

4

für den Transport von Munition und Proviant bei Schnee. Dann ein Speicher der Intendantur mit Bergen von Nahrungsmitteln und Kisten von Pelzen. Endlich der Kraftfahrpark mit Reparaturwerkstätte, die Kaffeeküchen auf dem Bahnhof und die Lazarettzüge. Das meiste hatte ich noch nie gesehen und war erfreut und beruhigt durch die Vorsicht, mit der erreicht wird, daß die Truppen nie Mangel leiden. Auch hat mich gefreut, die Arbeitsstätte der Herren zu sehen, mit denen ich täglich verkehre. Die Attachés wurden aber herumgehézt und unterhalten in einer Weise, die an meine amerikanische Reise erinnerte.

Danzig, 22. Januar 1915

Seit Montag bin ich nun unterwegs, wieder eine ganz neue Umgebung und neue Eindrücke. Daß sie schöner wären, kann ich nicht behaupten. Die Leute merken zu wenig vom Krieg, betreiben Friedensgeschäfte und Friedenszank, erzählen lustige und wüste Geschichten und trinken möglichst viel. Dem allem bin ich ja sonst nicht abgeneigt, aber jetzt findet der Ton in mir keinen Widerhall. Ich habe mir einen kräftigen offenen Opelwagen geben lassen, fahre in Pelz und Fußsack. Der Wind bläzt um Nase und Ohren, daß es eine Freude ist. Nur habe ich abends rote Augen und bin schläfrig und wenig geneigt für längere Sitzungen in rauchigen Zimmern, die man mir zu Ehren hie und da veranstaltet. Die Fahrer sind dieselben, mit denen ich schon eine Danziger Reise machte: v. C., Unteroffizier, in Zivil Vertreter einer Sektfabrik in Grüneberg, der im eigenen Auto sechs Provinzen bereist, alle Wege kennt, sicher fährt und ein Herr ist. Der Begleiter ein dienstleisriges Schaf, das vom Unteroffizier in Distanz gehalten wird. Montags gings zunächst nach Heiligenbeil, mit Mittagspause auf Gut Peisten, dessen Besitzer bei uns in Rastenburg Offizier ist und zu Weihnachten eine sehr redselige und energische Frau zu Besuch hatte. Sie ist eine Stuttgarterin, und wir hatten gleich allerlei Beziehungen. Der Sohn im Feld, die Tochter schießt unterdessen Fasänen und Hasen ab und reitet über Land,

um Füllen zur Aufzucht aufzukaufen. Darin ist sie vollendete Kennerin. In Heiligenbeil ist ein alter famoser Kreisarzt Wollermann, Freund meines alten Lehrers Lichtheim; dort Kaffeepause mit drei Töchtern, die alle in Schwestertracht Dienst tun; die Lazarette waren in bester Ordnung. Abends nach Braunsberg; dort am Dienstag in 15 Lazaretten unausgesetzt von 1/2 9 bis 6 Uhr 750 Kranke besehen, eine Tasse Kaffee getrunken, nach Elbing gefahren. Mittwoch in Elbing Wiederholung der Braunsberger Arbeit. Donnerstag bei prachtvollem Sonnenschein und Staubschnee nach Kadinen, Schlobitten und zurück nach Elbing. Kadinen liegt nahe dem Haff, hat hügeliges Hinterland und ist ein Gut wie viele andere. Ganz einfaches Herrenhaus, ein sog. Kavaliierhaus, Ställe, Scheunen und einige Beamtenwohnungen. Dort lebt der Kaiser als einfacher Landedelmann; sein erster Gang ist in den Stall zu seinen Kaffeschweinen, die soeben Ferkelchen in allen Formaten um sich hatten. Der Papa ist ein prachtvoller Eber von fünf Zentnern, der aber sehr ungnädig grunzte, weil wir ihn im Mittagsschlaf störten. Ein Stall war vermutlich durch Brandstiftung am 13. abgebrannt; damit leider auch 75 junge Schweine, die eingeschlossen waren. Die Kranken und Verwundeten haben fleißig löschen helfen, voran die, die sich vorher am meisten betan hatten. Sie liegen nicht im Schloß, sondern im Kavaliierhaus in kleinen Zimmern, werden sehr gut genährt und gepflegt. Der Weg nach Schlobitten führte über welliges Hochland, da hatte der Wind den Schnee zusammengeweht, das Auto blieb mehrere Male stecken, drehte wütend seine Räder im Schnee, kam aber nichts vorwärts. Einmal half ein Pferd, die anderen Male mußten wir uns herausschaukeln. In Danzig bleibe ich einige Tage; ich fuhr nun zum achten Male an der Marienburg vorbei, ohne die Zeit, sie von innen zu besehen. Hier interessierten mich außer Typhus und Fleckfieber die Herzkranken, die jetzt in Masse erscheinen. Das ist ein neuer, aber nicht ganz unerwarteter Feind; die überradelten und überSPORTelten Herzen verhalten sich ganz ähnlich.

Rastenburg, 13. Februar 1915

Vorgestern abend kam ich nach Rastenburg zurück. Die ganze Reise dauerte fast vier Wochen und war sehr lehrreich im Guten und gelegentlich auch im Unwillkommenen. Es wird den Leuten im Heimatgebiet sehr schwer, den Weg zu finden zwischen den Vorschriften und Bestimmungen, die nun einmal da sind, aber der Lage nicht gerecht werden. Der eine weiß sich besser, der andere weniger gut damit abzufinden. So sind die Einrichtungen und Lazarette nicht gleichmäßig, im ganzen aber gut und an manchen Stellen ausgezeichnet. Am 2. Februar war ich in Neustadt im Typhuslazarett. Die Einwohner haben sich gestraubt, da es für Verwundete eingerichtet wurde, und nun Typhusranke hinkommen. Es fehlt an fließendem Wasser, Abfuhr usw., und alles muß nachträglich eingebaut werden. Am 3. fuhr ich mit Generalarzt Bötticher bei eiskaltem Wind nach Behrent, einem gottverlassenen Nest in der sog. Kaschubei. Dort steht ein prachtvolles Erziehungsinstitut für katholische Mädchen, unter einem Domherrn in Pselplin. Vor Wochen hatte ich es angesehen und für unmöglich gehalten, daß es für Typhusrekonvaleszenten hergegeben würde. Das ist aber doch geschehen. Dank der klugen Vermittlung der Landrätin sind nun unsere Leute dort prachtvoll untergebracht, gefüttert und gepflegt. Nur ein kleiner Teil des Schlosses ist für die Mädchen vorbehalten.

Am 4. fuhr ich mit einem alten Leipziger Hörer, der jetzt Generaloberarzt und Chefarzt des Danziger Lazarett's ist, ins russische Gefangenenlager nach Tuchel, einem elenden Nest in der sandigen kieferbewachsenen Tucheler Heide. Da hausten nun 10 000 Mann in den Erdhöhlen, die sie selbst mit großem Geschick gebaut hatten, immer 100 Mann in einer Höhle. Sehr hell ist es darin nicht, auch tropft manchmal die Feuchtigkeit von den Wänden, aber besser haben es unsere Soldaten in den Schützengräben auch nicht. Ein Barackenlazarett war für die Kranken errichtet. Entlausungsanstalt und Riesenküchen waren angelegt. So hatten's die Leute wirklich nicht schlecht, nur die Langeweile machte ihnen

zu schaffen. Abends fuhren wir zusammen nach Konitz. Eben im Hotel, hörten wir von einem Eisenbahnunfall, fuhren sofort hin und konnten bei den Rettungsarbeiten helfen. Ein Zug war dem andern in den Rücken gefahren und hatte drei Wagen mit Pferden und Mannschaften zertrümmert; 7 Tote und 13 Verwundete. Die Stelle sah schrecklich aus: Lokomotiven und Wagen von den Schienen gestoßen, umgestürzt, in Splitter zerstoßen, und dazwischen die Pferde, die totgeschossen werden mußten, und die Verwundeten, die man mit Äxten befreite! Es ging aber alles ziemlich schnell vor sich; nach einer halben Stunde waren die Verwundeten geborgen und im Krankenhaus. Ich habe sie am folgenden Morgen noch besucht. Am meisten dauert mich der schuldige Eisenbahnbeamte. Seit sechs Monaten haben die Leute einen fast übermenschlichen Dienst und die schweren Transporte ohne Unfall geleitet; ein kleiner Augenblick der Unachtsamkeit macht sie brotlos und wirft sie ins Zuchthaus. Tags darauf war ich in Hammerstein. Das hatte ich vor einigen Wochen besucht, als dort die Cholera unvermutet ausgebrochen war und kein Lazarett bereitstand. Heute steht da eine schöne Krankenanstalt mit bakteriologischem Laboratorium, und die Zahl der Erkrankungen unter den Gefangenen wird täglich geringer. Es könnte ja manchmal etwas schneller gehen mit solchen Einrichtungen, wenn nicht alles durch mehrere Instanzen müßte, aber schließlich wird alles geschafft, ausreichend und zweckmäßig. Das sind erstaunliche Leistungen mitten im Krieg.

Nun ging's nach dem wohlbekannten Preußisch-Stargard. Da ist nun das Typhuslazarett, an dem anfangs manches gefehlt hatte, eine Musteranstalt geworden. Von da nach Marienwerder mit seinem prachtvollen Dom. Ich bin aber auch diesmal nicht dazu gekommen, ihn von innen zu sehen. Dann, immer mit Besuch der Lazarette, nach Deutsch-Eylau, Osterode, Soldau und Gilgenburg. Ich fuhr an einer Brigade vorbei und hatte meine helle Freude an dem Aussehen und der Munterkeit der Leute. Dann besuchte ich Mlawka. Um das ist viel gekämpft worden. Seit Ende Dezember ist Mlawka wieder deutsch: die Straße ist eine glatte Chaussee

geworden, Häuser und Straßen sind gereinigt, öffentliche Latrinen angelegt, große Sprengwagen mit gesundem Trinkwasser aufgestellt, eine Bade- und Entlausungsstation, das frühere jüdische Badehaus, für Offiziere und Mannschaften eingerichtet. Bewohnt wird die Stadt nur von handeltreibenden Juden.

Rastenburg, 19. Februar 1915

Vorgestern Ausflug nach Arys, einem Truppenübungsplatz mit Barackenlager und Hospital, dazu ein kleines Landstädtchen, seit acht Tagen von den Russen geräumt und in bodenlosem Schmutz hinterlassen. Alle Wohnungen ausgeräumt, die Möbel zererschlagen, Leder- und Plüschüberzüge abgepellt, den Kest auf den Hof gestellt, die Turmuhr ausgehoben, und, was das Tollste ist, die große Dampfwäscherei der Garnison nicht benützt, sondern auseinandergerissen, eine Arbeit von Tagen, die nicht im Augenblick des Abzugs geschehen konnte. Die große Abortanlage blieb unbenützt, dafür der Raum davor bergehoch besudelt.

Auf dem Heimweg machten wir Halt bei einem Bauerngehöft, das drei Granaten erhalten, aber nicht gebrannt hatte. Ich wollte es von innen besehen: viel zersplittertes Holzwerk, eine eingedrückte Lehmwand; sonst kein Schaden. Als ich gerade beim Photographieren war, kam der Besitzer mit Frau und Tochter zurück; sie hatten die Zeit der Russenbesetzung in Stirlak hinter Lügen bei Verwandten zugebracht und freuten sich nun, heimzukommen. Sie jammerten mit keinem Wort über die Verluste. Die Frau lief gleich in den Garten und fand die vergrabenen Habseligkeiten unberührt, obgleich die Russen dicht dabei einen Beobachtungsstand gebaut hatten; der Mann lief in die Scheune, fand noch etwa 200 Scheffel ungedroschenen Roggen und rechnete gleich: 50 brauche ich zum Leben, 50 zur Saat, 100 kann ich verkaufen und Schwein und Pferd dafür bekommen. Der ganze Vorrat an Hafer und Korn war geraubt, aber alle waren glücklich, fürs erste versorgt zu sein; ich mußte die ganze Gesellschaft vor ihrem zererschossenen Gehöft photographieren. Sind die Leute nicht famos? Und ein

Borwurf für alle, die zu Hause sitzen und unken? Gestern in Był, das nicht mehr zerstört ist als schon im November, aber alles auf russisch versaut, selbst das Lazarett, in dem sie ihre eigenen Kranken hatten.

Rastenburg, 14. März 1915

Es ist nicht leicht, in Polen Lazarette einzurichten. Größere Räume, Schulen und dgl. gibt es nicht. Die Häuser sind zwar warm, aber klein, 10 bis 15 Mann lassen sich höchstens darin unterbringen und wenn 300 bis 400 Mann aufzunehmen sind, ist ein ganzes Dorf dazu notwendig. Aber der Abtransport ist jetzt vorzüglich geregelt, fortwährend fahren Krankenautos bis zur nächsten Bahnstation, und keiner braucht länger als ein bis zwei Tage in diesen behelfsmäßigen Lazaretten zu liegen. Für die Ärzte und das Personal ist natürlich der fortwährende Ab- und Zustrom eine sehr große Arbeit; aber sie wird geleistet Tag und Nacht hindurch. Es ist nicht immer ganz leicht, Eier und Milch für die Kranken zu bekommen; die Kerle müssen sich mit dem begnügen, was aufzutreiben ist. An Fleisch fehlt es niemals, auch Graupen und Haferflocken sind immer da.

Rastenburg, 21. März 1915

Gestern war ich in Willenberg: ein furchtbares Lazarettelend. Unseren Leuten ging es noch leidlich. Sie waren in Schulen, Kirchen und Privathäusern untergebracht, wenn auch sehr einfach. Aber die Russen lagen im Zellengefängnis wie die Heringe, auf knappem Stroh, viele noch gar nicht oder erst einmal verbunden. Einer humpelte die Treppe hinauf, der Fuß hing ihm im Stiefel schlaff herab; einem anderen hing das ganze Bein nur an einem Hautsegen. Es ist eben unmöglich, überall, wo die Verwundeten zusammenströmen, genügend Ärzte und Personal zu haben. Das dauert immer einige Tage; es sollte auch abtransportiert werden, aber die Züge kommen nicht heran, weil die Bahnen für Truppen- und Munitionstransport ganz in Anspruch genommen sind.

Rastenburg, 6. April 1915

Mit Brauer traf ich mich in Schneidemühl, und wir besuchten am Dienstag eingehend die Fleckfieberkranken. Das Lager ist jetzt sehr nett und sauber geworden. Die Russen sind vergnügt und in gutem Zustand. Unsere Gefangenen sollen es in Sibirien auch leidlich haben. Das ist mir ein Trost.

Nachmittags fuhr ich nach Preußisch-Stargard, der Musteranstalt. Unsere Typhuskranken sind jetzt außer Bett und mästen sich heraus, daß es eine Freude ist. Neue kommen kaum dazu. Das ist die Folge der Impfung, die doch sehr gute Dienste getan hat. Donnerstag war ich in Neustadt, wo nun auch alles fertig ist, aber die meisten Betten gottlob leer stehen, dann im Russenlager in Danzig, wo einige Fälle von Fleckfieber aufgetreten waren. Man hat die Russen in drei gekaperten englischen Dampfern und in Weichselkähnen untergebracht und gibt ihnen ordentlich zu arbeiten; sie mußten ihr Badehaus selber bauen und werden der Reihe nach entlaßt. Es sind furchtbar elende Gestalten darunter, viel Tuberkulöse; es scheint, sie müssen schon gehörig zusammenkraxen, um ihre Verluste zu decken.

Am Karfreitag hatte ich die selten gewährte Erlaubnis, ein Unterseeboot zu besuchen und mit ihm eine mehrstündige Fahrt zu machen; mir zuliebe tauchten sie auch; sie wollten nach Libau, und ich wäre gern mitgefahren, durfte mir aber den Luxus solcher Vergnügungsfahrt nicht gestatten. Denn es lag Befehl vom Armeearzt vor, sofort nach Polen zu fahren; es sei bei unseren Truppen Fleckfieber ausgebrochen . . .

Mit dem nächsten Bummelzug fuhr ich nach Elbing, wo noch zu tun war, nachts nach Königsberg, dort erwartete mich das Auto, um 5 Uhr war ich in Rastenburg, packte um und fuhr um 8 Uhr nach Polen hinein. Es ist inzwischen Frühling geworden; Kiebitze, Wachstelzen und Störche auf den Wiesen, aber die Wege fürs Auto nicht immer passierbar. Wo ich vor drei Wochen in schlankem Tempo über die steinharten Äcker gefahren war, sank jetzt der Wagen unrettbar ein und mußte mit vier Pferden heraus-

gezogen werden; dann holperte es über Löcher und Steine noch Radzilow in das bewußte Lazarett. Da lagen etwa 20 Mann, alle mit Fieber, dick geschwollenen Augen und knallrotem Gesicht. Fleckfieber war das nicht, aber was sonst? Einige Stunden weiter sollten ähnliche Kranke liegen; also wieder in den Wagen nach Przytul, Übernachten im Lazarett, am nächsten Morgen nach Supy, einem kleinen Nest dicht hinter der Front, wo vor kurzem schwere Kämpfe stattgefunden hatten. Jetzt lagen die Toten, Deutsche und Russen, friedlich nebeneinander auf einer Anhöhe; ein riesiger Granitblock mit deutscher und russischer Inschrift wahrte das Andenken an ihre Treue. Ich fand dort dieselbe Krankheit, konnte aber ohne weitere Hilfsmittel die Diagnose nicht sicher stellen. Daher zurück, über Lyck, wo der Armeearzt Bericht haben wollte. $\frac{1}{2}$ 12 Uhr war ich in Rastenburg, nach zwei Stunden zu Pferd, eine Stunde im Holperwagen, fünf Stunden im Auto. Hier fand ich die ganze Etappe zum Osterfestmahl vereint und feierte mit ihr bis in den Morgen hinein. Am nächsten Tage besorgte ich mir Mikroskop und Ausrüstung. Dann ging's von neuem zu den verdächtigen Kranken.

In einem Lazarett hatten sie nach Bier geseufzt, in einer Division schrien die Soldaten nach Bügeleisen, um die Läuse totzubügeln. So zog ich denn wieder ab in dem neuen Auto, das so toll fuhr, mit den fidelen Chauffeuren, zunächst nach Lözen zu Kern, der mir seinen Adjutanten Prof. Boehnke mitgab, dann über Grajewo nach Scuczyn. Man hatte mir bereits gemeldet, daß die Wege für Auto nicht mehr fahrbar wären. In Stawiski erwartete mich ein Fuhrwerk mit zwei kräftigen Pferden; gleich außerhalb der Stadt begann der Sumpf, es dunkelte bereits, und in abenteuerlicher Fahrt erreichten wir das Ziel, das Feldlazarett Przytul, wir lendenlahm, die Pferde schwitzend und bis zum Bauch mit Lehm bedeckt. Übernachten im Lazarett; am nächsten Morgen nach Radzilow. Dort war ich am Ostersonntag bereits gewesen; nun waren in Stawiski noch etwa 10 Mann unter denselben Erscheinungen erkrankt. Es mußte an Trichinose gedacht werden, obwohl im Krankheitsbild manches nicht stimmte. Nun wurde mit Hilfe einiger trefflicher Lazarettärzte ein systematischer

Dienst eingerichtet. Der Hygieniker Prof. Boehnke fragte die Leute gründlich aus, Dr. Siegert aus Bromberg schnitt ihnen Muskelstückchen aus, ein früherer Krehlscher Assistent untersuchte das Blut, und nach einer Stunde fanden wir bei einem Kranken die Trichinen. Nun war die Sache klar.

Während wir untersuchten, klirrten andauernd die Fensterscheiben; es zeigte sich, daß die Russen eine neue Batterie gebaut hatten, die bis an die Stadt reicht. Das erfuhren wir mittags beim katholischen Pfarrer, bei dem die Herren vom Feldlazarett sich zum Essen eingemietet hatten. Der alte Probst ist ein Deutschenfreund und sollte deshalb von den Russen nach Sibirien verbannt werden. Der würdige Herr gab uns ein Schlemmermahl, wie ich es seit Monaten nicht genossen; als Vorspeise eine Sülze, dann Jungschwein mit pikanter Sauce, eine süßsaure Graupensuppe, Kalbsbraten, Käse und Kaffee. Die Unterhaltung wurde lateinisch geführt, da der alte Herr weder deutsch noch französisch kann. Sie war deshalb nicht sehr lebhaft, aber freundlich. Ein Vikar mit einem ins mädchenhafte verfeinerten Johanneskopf half dabei aufs beste mit. Eine kanonische Köchin mit junger Nichte bediente. Indessen hatte es sich sachte eingeregnet; es dunkelte, als wir mit unserer Arbeit fertig waren. Nun wurde Vorspann genommen, und mit vier Pferden keuchten und rüttelten wir langsam durch den Sumpf nach Przytulę zurück. Da hatten sie unterdessen ein neues Arztekasino eingerichtet, eine Bauernstube, weiß getüncht, mit viel Heiligenbildern, die in Polen immer schwarze Köpfe haben müssen; dazu hatten sie unsere Heiligen, Hindenburg, Haefeler und Bismarck, mit Tintenstift an die Wand gemalt. Zum Einweihungsfest gab es das Füßchen Spatenbräu, das ich mitgebracht hatte. Es ist ein besonders netter Kreis, jeder in seiner Art tüchtig und unermülich. Die Kranken sind versorgt wie in einer Klinik.

Donnerstag früh wieder, nach Besuch der Lazarette, mit Bieren auf die Rückfahrt nach Stawiski. Ich hatte den Wunsch geäußert, zwei Spanferkel nach Rastenburg zu bekommen; der Trainwachtmeister, früher Gaucho in Argentinien, wollte sie mir besorgen; er kam mit zwei halbausgewachsenen Schweinen wieder.

Die waren mir zu groß. Also zwei Mann wieder aufs Pferd, nach zehn Minuten zurück, jeder einen Sack in der Hand schwingend, in dem es heftig protestierte: das waren meine Spanferkel. Die wurden in den Wagen geladen, und nun ging's holterdiepolter nach Stawiski zurück. Dort Besichtigung der Stadt mit ihren Einrichtungen. Die Bewohner sind fast alle Juden; die Männer machen Geschäfte mit unseren Soldaten, verkaufen Fleisch, Speck (Trichinen gratis), Zigaretten. Die Weiber hocken auf der Straße und schwatzen andauernd. Die Kinder spielen mit den Soldaten. In der großen Synagoge ist für die Frauen ein gesonderter Raum, der nur durch ein Gitter mit dem Heiligsten zusammenhängt. Da arbeitet jetzt die Feldpost, während unten die Juden Gebete singen und mit dem Hut auf dem Kopf ihre wunderlichen Zeremonien abmachen. Da die Häuser eng sind und keine Höfe haben, ist eine gemeinsame Judenlatrine von altersher gebaut, ein langer Lauffteig führt zu einem Hause, das über den Fluß gebaut ist, und nun sieht man die langen Raftane langsam und würdig vor und nach ihrer Verrichtung den Steg entlanggehen.

In einem Schloß der Umgegend ist ein nettes Lazarett eingerichtet unter Kronleuchtern und Ahnenbildern, in einem prachtvollen Park, in dem jetzt die Lazarettwagen stehen und die Feldküchen brodeln.

Der Weg nach Szuszyn war nun ganz böß geworden; ein Pferd war da nachts ertrunken. Ich bin aber mit dem Wagen noch durchgekommen, unter lebhaftem Protest der Ferkel, denen das Rütteln nicht gefiel.

In Szuszyn hatte ich im Lazarett zu tun. Ein Hamburger Goldsöhnchen, Kriegsfreiwilliger unter all den rauhen Soldaten, mit Hirnhautentzündung, dabei der Herr Konsul Vater, Mama und Schwester, alle in großer Sorge, aber sehr nett und vernünftig. Zum Glück geht es dem netten Jungen wieder besser und er kommt durch. Inzwischen wurden die Ferkel gelabt, aber anstatt ihre Suppe zu fressen, bissen sie links und rechts um sich und vollführten ein solches Theater, daß sich alles vor Lachen krümmte. Diesen Moment benützte ein Schelm, um dem Chauffeur

seinen Pelz zu klauen. Endlich ging es weiter, erst nach Lyck zum Armeearzt. Vor dem vornehmen Sitz des Oberkommandos traf ich einen General, sprach mit ihm, und die Ferkel nahmen an der Unterhaltung lebhaft teil. Sie werden jetzt wohl zu Geheimen Kriegsräten ernannt werden. 10 Uhr nachts Besprechung mit Kern in Löben, immer mit Vorführung der gefangenen Trichinen. Endlich zur Heimfahrt. Noch in Löben platzte ein Reifen. Nun war der Fahrer ungeduldig und sauste in einem Tempo heim, wie ich noch nie gefahren bin. Um Mitternacht war ich in Rastenburg und hätte, nüchtern seit dem Morgenkaffee, gern etwas gegessen. Aber das Hotel war zu. Morgen gibt's zu schreiben, übermorgen geht's wieder nach Polen in eine andere Gegend.

Die Trichinose

Es machte wirklich anfangs Schwierigkeiten, diese Krankheit zu erkennen. Da lagen in einem Lazarett 16 Mann, alle hoch fiebernd, mit geschwellenem und hochgerötetem Gesicht, stark geröteter Bindehaut und einem flüchtigen fleckigen Ausschlag auf dem ganzen Körper. Auch der Rachen war fleckig gerötet. Man hatte deshalb an Fleckfieber gedacht; aber das macht keine Gesichtsschwellung. Einen Anhaltspunkt gaben drei Offiziere mit ihren Burschen. Zur Feier eines Geburtstages hatten sie zart gebratenes Schweinefleisch gegessen; nach drei Tagen erkrankten sie sämtlich. Man mußte an Trichinose denken, aber es fehlten die Darmkatarrhe und die Muskelschmerzen, die sonst für diese Krankheit bezeichnend sind. Bald ergab sich die Bestätigung. Bei einer anderen Truppe lagen 23 mit ganz ähnlichen Erscheinungen, von diesen klagten 9 über Muskelschmerzen. Da mußte ein Stückchen Muskel untersucht werden. Von meinem Lehrer Curschmann wußte ich, daß die Trichinen mit Vorliebe sich da ansetzen, wo der Muskel in die Sehne übergeht; solchen Stellen entnahmen wir Proben und fanden alsbald Trichinen in ganz frischem Stadium, so wie sie aus dem Blut in den Muskel einwandern, noch gestreckt oder peitschenförmig umgebogen, ohne Kapsel.

In der Folge zeigte sich, daß Erkrankungen über viele Truppen zerstreut verbreitet waren. Das Land war reich an Schweinen, die z. T. halbwild herumliefen; ich sah selbst in einem Dorf zwei Schweine einen Hundekadaver reißen. Auch Räucher- und Würstwaren wurden von eingeborenen Händlern angeboten und von der Mannschaft als willkommene Abwechslung gern gekauft. Vier Unteroffiziere hatten zusammen für 80 Mark eine Sau von über drei Zentner gekauft und sich den langentbehrten Genuß eines rohen Hackes geleistet. Alle erkrankten schwer und schmerzhaft, aber ihre Augen leuchteten noch, als sie erzählten, wie gut es ihnen geschmeckt habe. Auch in Nachbararmeen waren Fälle vorgekommen, aber nicht erkannt worden; sie ging als Grippe, Typhus, und einer meiner Kollegen, durch polnische Ärzte irreführt, die in dem Bindehautsekret einen influenzaähnlichen Bazillus gefunden hatten, verkündete stolz, er habe einen Morbus novus, die Krafauer Influenza entdeckt. In der Tat war es für uns eine neue Krankheit. Sie war in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei uns nicht selten. Virchow, Zenker, Fiedler hatten die Trichine als Krankheitserreger erkannt, und erst als nach 1875 die Fleischschau eingeführt wurde, gelang es, die Krankheit einzudämmen. Nur wenige Epidemien durch schwarzgeschlachtetes Fleisch waren seitdem aufgetreten. Ich selbst hatte nie einen frischen Fall gesehen, kannte die Krankheit nur aus der Literatur, und von dem dort beschriebenen Bilde wich der Befund unserer Kranken vielfach ab. Zunächst durch den sehr leichten Verlauf vieler Fälle: einige zeigten nur Schwellung der Augenlider und konnten nach einigen Tagen genesen entlassen werden. Ferner fehlten durchweg die Darmerscheinungen die sonst das Freiwerden und die Vermehrung der Trichinen zu begleiten pflegen, und endlich hatten nicht wenige Kranke überhaupt keine Muskelschmerzen. Andere freilich hatten Monate zu leiden; verloren haben wir nur einen einzigen, einen Landwirt aus Ostpreußen, der die Krankheit kannte, an sich selbst diagnostizierte und erklärte, er müsse daran sterben. Nachbararmeen waren weniger glücklich, und in heimischen Epidemien hatte die Sterblichkeit 25% und darüber betragen. Amtliche Belehrung der Truppen schuf bald eine Abhilfe, und die Krankheit ist mir erst 1919 in Berlin

wieder begegnet. Ein Weltreisender und Schriftsteller hatte eben einen Film beendet und das freudige Ereignis durch ein Festmahl gefeiert, bei dem als seltenes Gericht ein großer Schinken aus Polen viel Anklang fand. Alle Teilnehmer wurden trichinös; sie lagen in der Charité, und es war bedauerlich zu sehen, wie die Muskeln des Burschen, eines Meisterstemmers, von Tag zu Tag dahinschwanden. Aber genesen sind sie alle und haben, wie mir spätere Nachfrage ergab, keinen Schaden davongetragen.

Prinz Joachim von Preußen Herzstationen

Im April rief mich ein Befehl nach Heydekrug, zum Prinzen Joachim von Preußen, der dort dem Stabe der 6. Kavalleriedivision zugeteilt war. Ich verbrachte dort zwei Tage, sah den Prinzen später mehrfach, begleitete ihn nach Heidelberg, wo er unter Leitung Prof. Fränkels Heilung suchte, und habe auch nach Kriegsende mit ihm in Verbindung gestanden. Die Natur hatte ihm keine große Begabung verliehen, und sein Charakter, im Grunde sehr gutartig und offen, kam unter den schwierigen Umständen eines kaiserlichen Prinzen nicht recht zur Entwicklung. Die Strenge der väterlichen Zucht, die herzliche Liebe, aber etwas altmodische Fürsorglichkeit der Kaiserin, das unbefriedigende Leben zwischen Hof und Regiment empfand er als Hemmnisse und kam weder zum Lebensgenuß noch zu innerer Sicherheit und Befriedigung. Persönlich tapfer, war er verwundet worden und recht stolz darauf. Nun plagten ihn die Beschwerden eines wenig entwickelten Körpers, Herzklopfen und Unruhe, sehr stark auch die Rôte des jungen Mannes, der sich nicht frei bewegen darf. Er wünschte sehr die Heirat; aber die spätere Ehe der beiden lebensunerfahrenen Gatten wurde sehr unglücklich und endete mit dem tragischen Tod des Prinzen.

Ich war gerade in Heydekrug, als an die Kavalleriedivision der Befehl erging, nach Rußland einzurücken. Dort hatte russischer

Landsturm die Stadt Memel überfallen und übel gehaust. Ihn zu verfolgen war die Aufgabe. Der Prinz bot mir ein Pferd an, wenn ich mitreiten wollte. Wie gerne wäre ich der Truppe gefolgt! Im Grunde liegt der Kampf doch jedem rechten Mann im Blut. Aber es siegte das verdammte Pflichtgefühl; meine Stellung war doch nicht die eines Schlachtenbummlers; unser Kampf lag auf anderem Gebiet, und so trennte ich mich schweren Herzens von der Division und kehrte zu meinen Lazaretten zurück, in denen es immer Neues gab.

In einigen Lazaretten häuften sich Fälle akuter Nierenentzündung, ein halbes oder ganzes Duzend, aber auffällig, weil sie uns bisher wenig begegnet waren. Das war der Beginn jener eigenartigen Krankheitswelle, die uns später so viel zu schaffen machte.

Seit Januar 1915 mehrten sich die Fälle, in denen über Herzbeschwerden geklagt wurde: Pulsbeschleunigung, Herzklopfen, Angstgefühle, Atemnot bei geringster Bewegung. Bald waren in jedem Lazarett Duzende solcher Kranken zu finden. Die Ärzte wußten nicht recht, was damit anfangen; sie legten die Kranken zu Bett mit der Diagnose Herzerweiterung oder Herzklappenfehler, gaben ihnen Herzmittel, hatten aber wenig Erfolg. Mir fiel auf, daß bei diesen Kranken niemals eine sichere organische Veränderung gefunden werden konnte; es gelang mir, nicht ohne Schwierigkeiten (niemand wollte die Kosten übernehmen!) eine größere Zahl von ihnen in Elbing und Danzig röntgenologisch zu untersuchen und festzustellen, daß nirgends eine Erweiterung, noch die für Klappenfehler charakteristische Gestalt vorhanden sei. Zum Teil waren es ältere Leute, an der Grenze körperlicher Leistungsfähigkeit, zum Teil Unentwickelte und Schwächliche, die Mehrzahl aber junge Leute ohne sonstige Körperfehler, wenn auch von verschiedenster Bauart und Muskelkraft. Ich faßte daher den Zustand als Folge der Überanstrengung auf, ähnlich dem Sportherzen, jener Überempfindlichkeit des Herzens, die nach Überanstrengung monate- und jahrelang zurückbleibt. Ich hielt darüber in Danzig einen Vortrag und verwandte mich dafür, solche Kranke in einer gemeinsamen

Station zu vereinigen, um sie besser überwachen und behandeln zu können. Vor allem suchte ich die Ärzte auf die Unzweckmäßigkeit der langen Bettruhe und der Herzmittel aufmerksam zu machen und drang darauf, sie, nachdem sie einige Zeit der Ruhe genossen, durch allmähliges Trainieren wieder selbstdienstfähig zu machen, vor allem aber das Verständnis der Ärzte für diese Zustände zu erwecken. Wie oft ist es mir begegnet, daß ich an Sälen vorbeigeführt wurde mit der Bemerkung: da ist nichts Interessantes, das sind nur Herzranke. Die Ärzte waren dann sehr erstaunt, wenn ich ihnen bewies, im Kriege seien die Krankheiten am interessantesten, die in Masse auftreten. Die Einrichtung der Herzstationen hat freilich im Heimatgebiet wegen der früher erwähnten Schwierigkeiten nur langsame Fortschritte gemacht. Wendebach in Wien hat eine „Herzkonstatierungsanstalt“ errichtet und gezeigt, daß wirkliche Herzkrankheiten als Kriegsfolge selten, nur in etwa 8% auftreten; in einem packend geschriebenen Schriftchen hat er seine Erfahrungen niedergelegt, und der Feldsanitätschef hat in tausenden von Exemplaren dieses Schriftchen den deutschen Sanitäts-offizieren zugestellt und ihnen damit die nötige Begleitung gegeben.

Es ist vielleicht ein Mangel im deutschen Heeres-sanitätswesen geblieben, daß nicht für bestimmte Fragen Untersuchungskommissionen eingesetzt und mit den nötigen Hilfsmitteln ausgestattet wurden. An Interesse seitens des Feldsanitätschefs fehlte es nicht, zu verschiedenen Malen rief er den wissenschaftlichen Senat der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin zusammen zur Beratung über schwebende Fragen, wie Schutzimpfung, Fleckfieberbekämpfung, Nervenkrankheiten. Aber die Untersuchung blieb dezentralisiert und auf die nur zum Teil zulänglichen Hilfsmittel der Front und der Etappe angewiesen. Österreich hatte eine andere Organisation. Es bestanden da z. B. Operationsabteilungen unter Leitung namhafter Chirurgen wie Eiselsberg, die da eingesetzt werden konnten, wo es wünschenswert erschien. Wendebach gehörte der Armee nicht an; seine Herzanstalt in Wien beschränkte sich auf das eine Gebiet

und konnte es dementsprechend vertiefen. England hat ebenfalls bestimmte Fragen hinter der Front mit allen Hilfsmitteln bearbeitet. Ähnliches hätte bei uns wohl nur der Anregung bedurft; aber die Aufgaben der beratenden Gelehrten waren sehr mannigfach, und es blieb dem Ermessen des einzelnen, Umständen und Gelegenheit überlassen, ob er sich einer Sonderfrage zuwenden wollte. Daß gleichwohl in wissenschaftlicher Beziehung Hervorragendes geleistet wurde, soll rühmend anerkannt werden.

Die Front im Frühjahr 1915

Nach der Winterschlacht in Masuren war die Front der VIII. Armee annähernd zum Stehen gekommen. Die Gegner lagen in Schützengräben, oft nur 40 bis 50 Meter voneinander, hie und da fast verbrüdert, häufig einen gewissen Kommt innhaltend, z. B. schossen sie nicht, wenn der Gegner, an seinem Spaten kenntlich, zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse den Graben verließ. Nur wenn ein Schlachtenbummler seinen Heldenmut beweisen wollte, indem er ein paar Schüsse gegen die Russen abgab, wurde der Friede gestört; das hat einigen unserer Leute ganz ohne Not das Leben gekostet. Die Langeweile vertrieben sie auf alle Arten. Aus Maggikisten hatten sie große und kleine Geigen gebaut, mit Draht bespannt, aus Bindfaden und Ruten den Bogen hergestellt und gaben die muntersten Konzerte, wozu die Russen Bravo klatschten. Die Lager und Ruhequartiere wurden mit Birkenstämmchen aufs zierlichste geschmückt, die Friedhöfe sorgsam gepflegt, Quellen gefaßt, ja, in dem Grenzort Chorzele aus Ton ein Brunnen erbaut und mit einem ausgezeichneten Medaillon Hindenburgs geziert.

Große Not machte unserer Front quer vorgelagert die Bobr-Festung Ossowez. Sie lag auf sanfter Anhöhe inmitten breiter Sümpfe, durch die von Nord und Süd auf einem Damm die Bahn zog. Kernwerk und Bahn wurden wochenlang unter Feuer gehalten; 15, 18, 24 cm Kaliber reichten nicht. Da kamen zur Unterstützung zwei der berühmten 32 cm Skodamörser. Merkwürdiger-

weise hatte man sie in einer dem Feinde zugekehrten Waldlichtung aufgestellt, und der Beginn ihres Schießens an einem schönen, sonnigen Frühlingstag lockte viele Besucher aus den Stäben der benachbarten Truppenteile an, die mit Interesse der prompten Arbeit der flinken österreichischen Artilleristen zusahen. Da erhob sich langsam aus der Festung ein Fesselballon; diesem muß die Menschenansammlung aufgefallen sein; nach wenigen Minuten fing es an, in den Bäumen zu pfeifen und zu rascheln, die Russen schickten ein paar Schrapnellschüsse. Ich kann beschwören, daß keiner gerannt ist, aber im Nu war der Platz geräumt. Die Unvorsichtigkeit kostete zwei Artilleristen das Leben, und die Geschütze wurden dann in gedeckte Stellung gezogen. Aber auch sie genügten nicht. So erschienen eines Tages zwei „Dicke Bertas“ und ich hatte Gelegenheit, diese berühmten Ungetüme kennen zu lernen. Sie machten einen imposanten Eindruck, diese haus hohen Geschütze, sorgfältig auf einem Pfahlrost fundiert und mittels dicht herangeführter Bahn mit Munition versehen. Bei Auf- und Abbau wurde mit Schraubenschlüsseln von der Länge eines Pferdes hantiert. Aber selbst diese berühmten Mauerbrecher versagten vor Dssowez; zwar stand bald das Kernwerk in Flammen, doch die Russen hatten es längst verlassen und die Geschütze ringsum in Feldbefestigungen aufgestellt. Traf ein schweres Geschos in Sand- oder Sumpfboden, dann warf es wohl Erde und Schlamm in die Höhe, richtete aber wenig Schaden an. Ein Artillerist, der später beauftragt war, die Wirkung der Beschießung zu untersuchen, hat mir versichert, wenn er nicht gewußt hätte, was alles an Artilleriemitteln gegen Dssowez aufgeboten war, er es aus den nachweislichen Zerstörungen niemals hätte schließen können. Nicht einmal die Bahnlinie konnte dauernd zerstört werden. Erst als es umgangen war, wurde Dssowez geräumt.

Am 8. Juli 1915 erhielt ich ein Telegramm des Feldsanitätschefs, das meine Versetzung zur XI. Armee anordnete; Meldung in Rawaruska in Galizien. Ich merkte, wie lieb mir Ostpreußen und der vertraute Kreis geworden war. Leichter als im Friedens-

leben vereinigt gleiche Arbeit und gleiches Streben zur Familie. Glücklicher als viele andere hatte ich einige Male Gelegenheit gehabt, dienstlich nach Berlin zu fahren. Frau und Kinder wieder zusehen war eine große Freude, die pflichttreue Arbeit auf der Charité befriedigte höchlich; die Kollegen, auf Zeitungen angewiesen, empfingen gern jeden, der die frische Luft der Armee mitbrachte und von ihrem Treiben aus Anschauung berichtete. Dennoch wurde mir daheim nie recht wohl; ich empfand mich als überflüssig. Die mannigfachen Klagen und Beschwerden der Heimat erschienen mir unberechtigt neben dem, was die Soldaten auszustehen hatten, die Arbeit draußen als allein dem Manne angemessen. Unsere Raftenburger Tafelrunde umfaßte Männer verschiedenster Abkunft und Bildung, darunter nicht wenige von Geist und Wissen; die Unterhaltung ging nicht selten weit über das Alltägliche hinaus. Besonders hatte ich mich an den Kraftfahrhauptmann Wolff, späteren Direktor der Mercedeswerke, und Prof. Stavenhagen von der Technischen Hochschule Charlottenburg angeschlossen; wir ritten morgens zusammen und waren bekannt unter dem Namen: Akademischer Reiterschwarm, böswillig abgekürzt in A. R. S. Der witzige und energische Oberst v. Wilmsdorf hatte mir eines seiner Pferde überlassen, eine Rappstute, wegen des weichen Ganges „Schaufelpferd“ genannt. Mit dem trefflichen Bernicke stand ich ausgezeichnet, mit dem energischen Stappenarzt Generaloberarzt Gohner auf dem Fuße gegenseitiger Achtung. Besonders möchte ich des alten Fürsten Richard Dohna-Schlobitten gedenken, des Stappendelegierten der Freiwilligen Krankenpflege. Dieser Freund des Kaisers ist in den Erinnerungsbüchern der letzten Jahre, besonders bei Eulenburg und Ludwig, schlecht weggekommen und der Servilität bezichtigt worden. Ich glaube zu Unrecht. Er war gegen hoch und niedrig gleich freundlich und hilfsbereit; eine unendliche Güte bildete den Grundzug seines Wesens. Sein Schloß Schlobitten hatte er als Lazarett eingerichtet, in dem seine Schwiegertochter, die junge Fürstin, mit Hingebung pflegte. In Raftenburg wohnte der Fürst beim Landrat v. Inn und Rnyphausen. Als guter Ostpreuße liebte er um die Dämmerstunde, zur Schweinevesper,

wie man in Ostpreußen sagt, in einer Weinstube seinen Grog zu nehmen. Wenn ich Zeit hatte, leistete ich ihm gern Gesellschaft. Er war ein ausgezeichnete Erzähler, hatte im Leben viel gesehen und erlebt, kannte die interessante Geschichte seines Hauses, das einst mit den Wettinern um die Macht gerungen und bis nach der Provence hinunter Besitzungen hatte. Die alte Bibliothek und das Archiv in Schlobitten hätte ich gern durchstöbert, wenn Zeit gewesen wäre. Einen besonderen Genuß verdanke ich dem Fürsten: er nahm mich mit auf eine Fahrt durch die Rominter Heide. Sie war von russischen und deutschen Truppen mehrfach durchzogen worden. Mancher Hirsch hatte dran glauben müssen. Doch die Kapitalen hatten sich zu verbergen gewußt, und nun war es interessant, wie der Fürst, der jeden mit Namen kannte, sie an ihren alten Wechseln und Standorten wiederfand.

Bei dieser Gelegenheit traf ich einen Schulkameraden, den Oberförster Speck von Sternburg. 1878 hatten wir uns auf dem Schulhof in Leipzig als Russen und Türken verhauen, jetzt trafen wir uns zum erstenmal wieder. Sternburg hatte seine alte Forsche nicht verloren: mit Hilfe requirierter Pferde hatte er seine alten Landstürmer beritten und mit ihnen den Russen tüchtig zu schaffen gemacht. Für mich hatte das Kaiserliche Jagdschloß noch das Besondere, daß es früher der Sommeritz meines väterlichen Freundes, des Professors Raunyn aus Straßburg, gewesen war.

Mitte Februar war das Hauptquartier Hindenburgs nach Löben verlegt worden. Bald darauf wurde Professor Hugo Vogel gerufen, um den Feldmarschall und die Schlachtfelder zu malen. Ich kannte Vogel sehr gut; er hatte ein vielbewundertes Porträt von mir gemalt und war eben dabei beschäftigt, im Hörsaal meiner Klinik ein riesiges Wandgemälde, Prometheus, zu vollenden. So ergab es sich leicht, daß wir uns öfter trafen. Als ich dann im April dem Feldmarschall über das Befinden des Prinzen Joachim berichten sollte, genoß ich den seltenen Vorzug einer Einladung. Hugo Vogel hat uns in seinem netten Buche diese geselligen Abende unter der Palme geschildert: Der Eindruck des Feldmarschalls, in dessen Kopfe die schwersten Entscheidungen reisten

und der sich abends so harmlos fröhlich und unbefangen gab und so herzlich lachte, war großartig. Ludendorf blieb immer streng und gemessen. Die geistige Hygiene dieser Feierstunde, die zwischen unendlich verantwortungsvoller Arbeit ganz dem Genuß vorbehalten blieb, war bewunderungswürdig.

Zur neuen Armee

Die Abreise gestaltete sich etwas lebhaft. Abends 7 Uhr erhielt ich das Telegramm mit der Versetzung. Am nächsten Morgen ein letzter Ritt mit den Genossen des A. R. S. Das Mittagessen hatte der Etappeninspekteur zu einer Feier gestaltet mit viel Reden und viel Sekt. Gegen 4 Uhr kam ich dazu, meine Habseligkeiten zu packen, wobei natürlich manches verkehrt ging. 6 Uhr Abfahrt auf dem Bahnhof: das gesamte Sanitätspersonal und, eine Aufmerksamkeit des Hauptmann Wolff, der Bläserchor der Kraftfahrer. Und nun ging's Berlin zu, in Begleitung meines Burschen Zoesten. Ich erhielt ihn zugeteilt, als mein erster Bursche, ein Kolonensohn, bei meinen fortwährenden Reisen ungenügend beschäftigt, auf schlechte Wege geraten war. Bei Zoesten war das nicht zu befürchten. Er war Landstürmer, von Beruf Werkmeister in einem Zementwerk bei Bonn und als ehemaliger Hagenauer Dragoner mit Pferden wohl vertraut. Er ist mir, immer dienstwillig und pflichttreu, durch drei Jahre ein treuer Gefährte gewesen.

In Berlin fand ich meine Familie nicht vor, sie war in der Sommerfrische. Im Kriegsministerium gab man mir nur unbestimmte Andeutungen. Abends ging's mit dem D-Zug über Breslau nach der Grenzstation Oberberg, ganz friedensmäßig. Dann aber wurde es kriegerisch: ein Militärzug 3. Klasse schlich über Krakau nach Jaroslau; dort, 3 Uhr nachts, kurze Ruhe in einer Unterkunftsstelle. Auf dem Bahnhof volle Unordnung. Es hieß, man müsse aufpassen, wann ein Zug fahre. 12 Uhr mittags ging schließlich auch einer, hielt aber schon auf der nächsten Station. Der Zug nach Rawaruska war vor 5 Minuten abgefahren. Warum er nicht gewartet

habe? Antwort: mit Jaroslau hätten sie keine Verbindung. Um 3 Uhr ging wieder ein Zug, hielt aber um 7 Uhr auf unbestimmte Zeit. Ein Vorzug nahm uns und unser Gepäck auf und brachte uns, mehr haltend als fahrend, im Schneckentempo vorwärts. 4 Uhr morgens blieb er endgültig stehen, etwa 5 Kilometer vor Kawaruska.

Neben der Station standen ein paar elende Bauernhäuser; unsere Soldaten fanden da Milch, Wasser und ein paar Eier; am Bahnhof war nichts, die Beamten ohne Lebensmittel und Trinkwasser. Um 10 Uhr eröffnete mir der Bahnhofsvorsteher: in diesen Gehöften herrscht Cholera. Ich ging in die elenden Hütten, die mit Frauen, Kindern, Hühnern und Schweinen vollgestopft waren. Ich berief die Mannschaften und Offiziere des Zuges zusammen, belehrte sie über das Verhalten bei Cholerafaher, und nun suchten wir an dieser Station, an der täglich Militärzüge hielten und stundenlang standen, für abgekochtes Wasser zu sorgen. Ein Feldwebelleutnant, Maschinenbauer aus Elbing, fand bald das Nötige zusammen: Ziegel, Lehm, ein altes Petrolfaß; ein verschlammter Sodbrunnen wurde ausgeschöpft, zuerst kam Schlamm und Frösche, später aber Wasser; nach einer Stunde war der Ofen, nach zwei Stunden waren 100 Liter abgekochtes Wasser fertig. Während unsere Leute freudig und eifrig arbeiteten, lagen ein paar österreichische Soldaten im Gras und rauchten ihre Pfeifen. Um 1 Uhr kam endlich ein Zug und brachte uns bei schwüler Hitze um 3 Uhr nach Kawaruska.

So sah die Bahn aus, die zwei große Armeen mit Verpflegung und Munition zu versorgen hatte! Eingleisig, mit Ausweichrampen für 40 bis 50 Achsen, während unsere Militärzüge deren 80 bis 100 hatten, war sie dauernd verstopft mit Zügen, die nicht vor- und nicht rückwärts konnten. „Sie müssen nicht denken, Sie sind auf einer strategischen Bahn“, sagte mir der Bahnhofsvorstand, ein Pole mit prachtvollem Priesterkopf, „Sie sind auf einer Schlamperbahn.“ Auf der Linie lagen 70 Züge, davon nur zwanzig militärisch gemeldet, die anderen gegen „Gefälligkeit“ für Lieferanten eingeschoben. Das verriet mir einer, der seine Liebesgaben auch nur auf diese Weise hatte heranbringen können. Erst als ein deutscher Eisenbahnoffizier den Betrieb übernahm, kam Ordnung hinein. Wir waren

eben auf österreichischem Gebiet und mußten uns den Bundesgenossen fügen. Ihre Beamten waren freundlich und taten, was sie konnten, aber in dieser ohnehin vernachlässigten und lange Zeit von den Russen besetzten Provinz war ihre Macht beschränkt.

In Rawaruska erfuhr ich meine künftige Bestimmung. Nach dem Durchbruch von Gorlice waren die Russen aus den Karpathen und aus Galizien vertrieben, nun sollten sie frontal weitergedrängt und womöglich eingekreist werden. Dazu wurde neben der Armee Mackensen eine zweite, die Bugarmee, aufgestellt unter dem Kommando v. Linsingens. Armeearzt war Generalarzt Wasmund, Beratender Hygieniker Ober-Stabsarzt W. Hoffmann, mir beide von Berlin her wohl bekannt.

Galizien ist ein schönes, fruchtbares Land und erinnert mit den nach Norden auslaufenden Karpathen an Thüringen. Bewohnt wird es im Westen von Polen, im Osten von Ruthenen. Alles war stark vernachlässigt, Groß- wie Kleinbesitz, letzterer durch die Erbschaftsgesetze z. T. in ganz lächerlich kleine Parzellen zerlegt. Die Bewohner tief unterwürfig. Die kleinen Städte wie in Polen ausschließlich von Juden bewohnt; aus dem Gewirr der unansehnlichen Häuser schießen unwahrscheinlich große Kirchen hervor. Hier lernten wir auch die eigenartigen Holzkirchen der Ruthenen kennen mit dem abseits stehenden hölzernen Glockenturm. Sie begleiteten uns bis in die Cholmer Gegend und sind gerade während des Krieges genau studiert und in mehreren Werken beschrieben worden. Dagegen stach auffallend ab die großstädtische Eleganz der Hauptstädte Krakau und Lemberg. Leider hatte ich nie Gelegenheit, in Krakau zu verweilen, der Stadt des Beit Stoß und der Czartorißky'schen Sammlung, deren kostbarste Perlen während des Krieges als Leihgabe in Dresden zu sehen waren: das Porträt eines jungen Mannes von Raphael, das, nie gefirnißt, seine alte Farbenfrische bewahrt hat und Leonardos unvergleichliches Mädchen mit Hermelin. Aber Lemberg mit seinen schönen Barockkirchen und den interessanten Sammlungen konnte ich genau kennen lernen. Ganz eigenartig ist die Hälfte eines Rhinoceros antiquus, das in einen Petrolsumpf geraten war und nun mit Haut, Haaren und Fleisch in einem

Petrolbad aufbewahrt wird. Die stattlichen Plätze, das schmucke Theater, die reichen Villen geben ein sehr einladendes Stadtbild; freilich fehlt auch die Rehrseite der engen und schmutzigen Judenquartiere nicht. Die Hotels hochmodern, elegante Restaurationen, mit einer Auswahl schlemmerhafter Gerichte und vor allem mit Weinen, wie sie selbst Borchardt nicht zu bieten hatte: uralte Tokajer und, für uns etwas Neues, Slivowitz und Starka, ein Kornschnaps, vor Alter braun und mit Arom gleich dem feinsten Kognak. Die Stadt hatte unter der langen Besetzung der alten Todfeinde schwer gelitten, und als Linzingen einzog, drängte sich das Volk an sein Pferd, um die Steigbügel zu küssen. Ich selbst war Zeuge, wie ein Leierkasten das Lied: „Denkst du daran, mein tapftrer Lagienka“ spielte und ein weißbärtiger vornehm gekleideter Herr in Tränen ausbrach und gleichsam entschuldigend sagte: „Dieses Lied hat man bei Todesstrafe nicht spielen dürfen.“

Nach wenigen Tagen rückten wir den vordringenden Truppen nach. Die Aufgabe, die mir mit Prof. Hofmann gemeinsam zufiel, war, die Kriegs- und Feldlazarette zu besuchen. Das war nicht ganz leicht. Die Wege waren grundlos, das Auto versagte, Pferde hatten wir nicht und mußten Wagen requirieren. So sind wir tagelang bei strömendem Regen durchs Land gezogen. Hier begegnete uns wieder unser alter Feind, die Cholera. Sie war wohl während des Winters in der russischen Armee und in Galizien nie ganz ausgestorben und breitete jetzt mit Eintritt des warmen Wetters unter der Zivilbevölkerung sich wieder aus, besonders unter der dichtgedrängten jüdischen Stadtbevölkerung. In Rawaruska wurden täglich 20 bis 30 Kranke eingeliefert. Die Russen hatten viel Bauernbevölkerung verschleppt, diese kehrte jetzt, in großem Elend und schwer verseucht, auf allerlei Wegen zurück.

Es ist nun keine Krankheit leichter zu bekämpfen als die Cholera, wenn man über militärische Machtmittel verfügt. Sie ist leicht zu erkennen, hat die kurze Inkubationszeit von 1 bis 3 Tagen. Gelingt es, alle Verdächtigen und ihre Umgebung unter Quarantäne zu setzen und abzusondern, dann ist die Gefahr für die Übrigen bald beseitigt. Das gelang, sobald die russische Grenze

überschritten war, sehr bald, und es waren weniger die marschierenden Truppen gefährdet als die Kolonnen und namentlich rückkehrende Urlauber, die auf Seitenwegen das Land durchzogen und mit der Bevölkerung in Berührung kamen. So flackerte hie und da ein Herd auf, dessen Quelle aufgesucht und verstopft werden mußte. Von meinem kleinen Stabe erkrankte der Pferdewärter; lange wußte ich nicht, warum, bis sich ergab, daß der unscheinbare Sachse ein kleiner Don Juan war und bei den eingeborenen Schönen viel Glück hatte. Da hatte er die Cholera aufgelesen. Tragischer Weise verstarb der Unterarzt Böhmer. Er hatte in Siam gelebt, dort Typhus und Cholera überstanden, war mit unendlichen Schwierigkeiten nach Deutschland heimgekehrt. Sein Lazarett rückte bei tiefer Nacht in ein verlassenes russisches Quatier ein, am nächsten Tage bemerkte man, daß es ein Choleralazarett gewesen war. Drei Mann erkrankten, darunter Böhmer tödlich.

Im deutschen Heer hat die Cholera im ganzen etwa 2000 Mann befallen, mit 800 Todesfällen: jeder einzelne tief zu beklagen und doch im ganzen eine verschwindende Zahl neben dem Gesamtverlust von 2 Millionen.

V o r m a r s c h d e r A r m e e

U n t e r d e s s e n d r a n g e n u n s e r e T r u p p e n u n a b l ä s s i g w e i t e r n o r d w ä r t s u n t e r s t e t e n K ä m p f e n u n d g r o ß e n S c h w i e r i g k e i t e n . D i e S t r a ß e n w a r e n a n s i c h s c h l e c h t , u n g e p f l e g t , d u r c h u n z ä h l i g e W a s s e r l ä u f e u n t e r b r o c h e n ; d i e R u s s e n h a t t e n a l l e s g e t a n , u m s i e u n g a n g b a r z u m a c h e n . I h r e R a c h t u t b i l d e t e e i n Z e r s t ö r u n g s k o m m a n d o v o n K o s a k e n . J e d e B r ü c k e w a r g e s p r e n g t , j e d e U n t e r f ü h r u n g a b g e b r o c h e n , i n a l l e n D ö r f e r n u n d G e h ö f t e n h a t t e n s i e F e u e r a n g e l e g t , d i e r e i s e n K o r n f e l d e r i n B r a n d g e s e t z t . D e r S c h a d e w a r a b e r n i c h t s o g r o ß ; i n e i n e m K o r n f e l d b r e i t e t s i c h d a s F e u e r n i c h t w e i t a u s , u n d a u c h i n d e n D ö r f e r n , d i e , w e i t g e s t r e c k t , z w e i b i s d r e i K i l o m e t e r d i e S t r a ß e b e g l e i t e n , f a n d e s b a l d e i n E n d e . D i e B e w o h n e r w a r e n v e r t r i e b e n ; d a s e r w i e s s i c h f ü r u n s a l s G l ü c k , w e i l e s d i e g e f ä h r l i c h e B e -

rührung mit ihnen verhinderte. Schon begannen sie aber zurückzukehren, das Land durchziehend, raubend und stehend, was sie unterwegs erreichen konnten, mit Ruhr, Typhus, Cholera durchseucht. Aber sie brachten Vieh, Pferde, Hühner mit, die uns wieder zugute kamen. Hinter dem Heer eine ununterbrochene Kette von Transportkolonnen als einzige Verbindung zwischen der galizischen Bahn und dem vordringenden Heer. Da bewährten sich auf den sandigen und sumpfigen Wegen die kleinen, ungefederten, leichten landesüblichen Wagen und die sog. Panjepferde, die unsere Kavalleristen anfangs so verlacht hatten. Eifrig zottelten sie mit ihren kurzen Beinchen daher, den Kopf gradausgestreckt wie Mäuse; abends wurden sie im Gras oder Getreide angepflückt, fraßen sich den Bauch rund und waren am Morgen wieder zur Arbeit bereit. Unendlich eifrig arbeiteten die Straßenbaukompagnien; langsam kam auch die Feldbahn vorwärts, aber dennoch fehlte es oft am Nötigsten, besonders auch in den Lazaretten. Zum Glück machte die Verpflegung am wenigsten Sorge; die Felder standen voll Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Buchweizen, die Ernte konnte mit Hilfe der Russengefangenen restlos geborgen werden. Überhaupt waren die Gefangenen in diesen Wochen ganz unentbehrlich; anstellig, fleißig, gehorsam, ohne Fluchtversuch und Widerstand taten sie alles, was man ihnen auftrug; die Feldpost, ja selbst Munitionstransporte konnte man ihnen anvertrauen. Wenn mein Auto in Sand oder Sumpf steckenblieb, und es waren Gefangene in der Nähe, dann war ich bald befreit. Als russische Bauern darauf angewiesen, sich selbst zu helfen und den eigenen Handwerker zu machen, wußten sie mit großem Geschick den Wagen zu heben, Steine oder Knüppel unterzulegen oder die Räder auszugraben, mit einem Eifer, als ob sie nichts Besseres zu tun hätten, als dem Feind aus der Verlegenheit zu helfen. Über ein paar Zigaretten freuten sie sich dann königlich. Daran hatte ich keinen Mangel; zwar waren sie bei uns manchmal knapp, aber die Österreicher, mit denen wir viel zusammenkamen, hatten Überfluß und gaben gern ab.

Eines Tages hatte ich ein nettes Erlebnis. In einem Kiefernwald hatten die Königsgrenadiere Biwak bezogen, ein Kasttag war

ihnen in Aussicht gestellt. Als ich nachmittags ankam, hatten sie eben Halt gemacht, die Mannschaften, halbnacht, wuschen sich oder lauschten ihre Hemden. Die Offiziere luden mich zum Essen ein; da hieß es: die 8. Kompagnie bittet zu Bierabend mit Vorträgen. Ein Faß Bier war besorgt, ein Riesenseuer im Walde angezündet, darum lagerten sich Mannschaften und Offiziere. Zwei große Keißigbündel gaben die Soffittenbeleuchtung ab, und auf diesem Naturtheater folgte nun Vortrag auf Vortrag, drei Stunden lang: Kriegslieder, humoristische Vorträge, Parodie eines Zapfenstreichs, wobei ein Unteroffizier mit seinen langen Beinen auf einem ganz kleinen Pferdchen den Kommandeur ausgezeichnet imitierte; ein Violinvirtuos, der „Wachsende Mann“, der seine Kunst genau so vorführte und erläuterte, als ob er im Wintergarten wäre, und schließlich der „Dumme August“ aus dem Zirkus Schumann. Der versah sich freilich und sang Chansons und Couplets: „Frou-frou“, „Und dann kam sie“. Ringsum hörte man die Pferde knabbern. Die Sterne schienen. Dazu die Aussicht auf einen Rafttag: eine Stimmung, nicht zu vergessen. Als ich aber am nächsten Mittag wieder vorbeikam, war der Traum verflogen; das Regiment hatte Marschbefehl bekommen und war bereits wieder hinter den Russen her. Später habe ich auch ermitteln können, woher das unwahrscheinliche Faß Bier stammte. Der König von Bayern hatte beim Ausrücken versprochen, jeder Mann solle täglich seine Maß haben. So fuhr der Armee, wenn Bayern dabei waren, stets ein Bierzug nach. Von einem solchen Transport war unterwegs ein Faß „verloren“ gegangen: das war unseres! Wo Bayern in Ruhe standen, richteten sie einen Biergarten ein; wenn dann die anderen mit lechzender Zunge darum herum standen, hörte man wohl: „Komm her, armes preußisches Luder, sollst auch 'ne Halbe haben!“

Das Land, das wir durchzogen, war unendlich reicher und fruchtbarer als die preußischen Grenzprovinzen. Wohl gab es endlose Sumpf-, Moor- und Heide Strecken, ausgedehnte Forsten, aber weiter nordwärts, in der Gegend um Lublin und Cholm war es reich angebaut, mit stattlichen Gutshäusern und Schlössern versehen; neben Feldern auch Gemüse- und Obstgärten, und es verwunderte

mich nicht wenig, in einem Schloßgarten Artischockenfelder und reisende Feigen im Freien zu finden. Aber die Obstgärten trugen kein Edelobst. Die Bäume waren voll Moos, die Früchte voll Maden, die Kirschen sauer, klein, die Pflaumen unedel: Extensivwirtschaft wie im ganzen Rußland.

Unser Quartier wechselte, dem Vorrücken der Armee entsprechend, öfter: kleine Schloßchen, Hujce, Podubce, dann beim Armeearzt in Uchanje. Lebhaft interessierte mich die Einrichtung dieser und anderer Schloßer: die Zimmer meist ebenerdig, groß, auf Geselligkeit zugeschnitten, das Mobiliar einfach, aber nicht schmucklos, nie fehlten ein oder zwei Klaviere, oft von deutschen, uns unbekanntem Firmen. Auch eine Bibliothek fand sich hie und da, französische und russische Werke des 18. Jahrhunderts, in goldgeprägtes Leder gebunden, dann, nach dem Tode Alexanders I., brach die Sammlung ab; ein paar zerlesene und zerfledderte Bände Zola oder Maupassant waren die einzige Fortsetzung. In einem Schloßchen fand sich auch ein geräumiger Weinkeller. Die vorausrückende Division hatte bereits 2500 Flaschen Rotwein requiriert; unser findiger Korpsstabsapotheker entdeckte eine frische Mauerstelle, brach durch und stieß auf den Geheimkeller: uralte Flaschen, fingerdick bestaubt, ohne Etikett. Da mußte die Zunge entscheiden. Bei der Kostprobe erwies sich die erste Flasche als alter Tokajer, die zweite war noch besser, die dritte ein völlig siren gewordener Rheinwein, die vierte mochte ein Nußschnaps gewesen sein, die fünfte ein zwiebelrot gewordener Bordeaux: jede eine interessante Entdeckung!

Man soll nun nicht denken, daß mit solchen Genüssen die Zeit hingebracht worden sei. Mehr noch als in Ostpreußen war es nötig, überall selbst nachzusehen. Bei den Truppen und noch mehr bei den Kolonnen herrschten durchweg Darmkrankheiten, auch die Stäbe blieben nicht verschont. Die heiße Witterung, unzuverlässiges Wasser, unreifes Obst, frisch ausgegrabene Kartoffeln, nicht abgehangenes Fleisch, die nächtliche Abkühlung des Leibes waren die Ursachen, vor allem aber die Verbreiter aller Schmutzinfektionen, die unendlichen Fliegen, vor denen man sich nicht retten konnte. Seit Galizien waren sie unsre ständigen Begleiter und eine entseßliche

Plage, namentlich für Schwerkranken, deren Gesicht förmlich schwarz an Augen, Mund und Nase dicht besetzt war. Immer mehr häufte sich die Ruhr, Typhus wollte nicht abnehmen, hie und da flackerte die Cholera auf. Die Feldlazarette mußten den Truppen nachrücken, die Verwundeten aufnehmen, daneben aber auch die Seuchenkranken beherbergen; es fehlte ihnen an Betten, Bettzeug, Krankengerät, Krankenkost, Stärkungsmitteln, oft waren die Desinfektionsmittel und Verbandstoffe verzweifelt knapp. Da war es besonders nützlich, daß ich ebenso wie der Beratende Hygieniker jederzeit dem Armeearzt aus eigener Wahrnehmung berichten konnte, der dann mit gewohnter Energie Abhilfe traf, soweit es irgend möglich war.

Zur Entlastung der Lazarette wurden Genesungsheime angelegt, darunter ein besonders großartiges in Turkowice. Dies war ein berühmter Wallfahrtsort, zugleich Waisenhaus für Mädchen. Ausgedehnte Gebäude umstanden einen breiten Hof, an den sich die mächtige Kirche, die Wallfahrtsgrötte und im Umkreis die ganze Ökonomie angeschlossen. Ungeheure Vorräte an Devotionalien waren aufgespeichert; u. a. Wachskerzen von der Dicke eines Bleistifts bis zur Stärke eines Männerschenkels; dazu Schränke über Schränke voll Leinwand und zierlich gestickten Hemden für die Waisengädchen. Da konnte eine Musteranstalt geschaffen werden, der Tausende die Wiederkehr ihrer Kräfte verdanken.

Allerlei Sorgen bereiteten die Kriegslazarette. Diese Anstalten, bestimmt, den Überschuß der Feldlazarette gleichsam als stehende Krankenhäuser aufzunehmen, unterstanden älteren Oberstabsärzten oder Generaloberärzten, z. T. reaktivierten, die, im Kommiß ergraut, die Initiative verloren hatten. So konnte es wohl vorkommen, daß der Chefarzt weit hinten im Lande seinen Skat spielte und kaum wußte, wo seine Abteilung stand, daß von den Ärzten, die seit einem Jahr unablässig an der Arbeit und jetzt in ständiger Lebensgefahr waren, nicht einer zur Auszeichnung eingegeben war, daß die Schwestern, die bis Mitternacht mit der Versorgung der Kranken zu tun hatten, vom Inspektor höhnisch empfangen wurden: „Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß nehmen, was übrig bleibt.“ Solche Vorkommnisse waren gottlob vereinzelt; da aber

zeigte sich, wie wertvoll die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Armee- und Etappenarzt war; ich durfte auf Rückhalt rechnen, auch wenn ich die Kompetenzen überschritt, etwa den Inspektor zur Intendantur fuhr, die alles, was er dienstlich nicht zu beschaffen vermochte, gern abgab, Kaffee und Tee, Weizenmehl und Zucker, Reis und Kakao. Hier möchte ich besonders der Schwestern gedenken, die in den Kriegslazaretten zugelassen waren: einige Berufsschwwestern, die Mehrzahl freiwillige Pflegerinnen, viele aus den besten Ständen, an bequemes Leben gewöhnt, jetzt aber unermüdet, aufopfernd, ausdauernd, mit Einsatz ihrer ganzen Kraft. Als in Lublin, wo die Kriegslazarettabteilung besonders schlecht untergebracht war, eine große Zahl an Typhus und Ruhr erkrankte, war die erste Frage bei meinem Besuch: „Wann können wir wieder arbeiten?“ Für ein Lazarett ist die Gegenwart der Schwester ein nicht zu beschreibender Vorteil; all die kleinen Dienste und Aufmerksamkeiten, die dem Kranken das Dasein erträglich machen, gehen eben dem Weib ganz anders von der Hand als dem Mann.

Am 1. August rückte unser Quartier weiter vorwärts nach Cholm. Wir ritten den Weg und hatten nun, beim Austritt aus einem Wald, an einem sonnigen Morgen einen überwältigenden Anblick: aus der sanftwelligen Ebene erhebt sich ein flacher Hügel, gekrönt von schloßähnlichen Bauten, Kirchen und Türmen mit vergoldeten Kuppeln, weithin leuchtend im Morgenglanz wie Jerusalem, die hochgebaute Stadt. Das war der Sitz des Bischofs, eines mächtigen Kirchenfürsten und großen Deutschenfeindes; er war geflohen.

Vom Burghügel bot sich ein seltenes Bild: nach Norden verfolgte man das Nachhutgefecht, sah die russischen Truppen halten, rückwärts schießen, weiterziehen, die deutschen nachfolgen, die Artillerie Stellung nehmen, konnte jeden einzelnen Schuß verfolgen; es war ein richtiger Feldherrnhügel, und wir hatten die Übersicht eines Gefechts, wie sie dieser „unsichtbare Krieg“ selten geboten hat.

Cholm war Provinzhauptstadt und Sitz eines Korpskommandos. Da gab es große Gebäude in Menge, ausgezeichnet

ingerichtete Schulen, ein Technikum mit hochwillkommenen Drehbänken und Schlossergerät, ein Priesterseminar und, vor der Stadt, ein ganz neues, gut eingerichtetes Garnisonlazarett mit elektrischem Licht und eigener Wasserleitung. Freilich hatten die Russen aus der Fördermaschine den wichtigsten Teil herausgenommen, und es dauerte Wochen, bis er aus der Heimat wieder ersetzt war; so lange mußte das Wasser aus der Stadt im Fuhrwerk heraufgebracht werden; aber die schönen Räume kamen uns sehr zugut.

Bei der ersten Besichtigung hatte ich ein sonderbares Erlebnis. In einem abgelegenen Schuppen verlor ich plötzlich den Boden unter den Füßen und fiel in eine Art Keller. Ich war ganz allein und hatte Mühe, mich wieder hinaufzuwinden, aber ich hatte eine wertvolle Entdeckung gemacht. Unter meinen Füßen spürte ich eigentümliche Walzen. Ich vermutete gleich, es möchten die merkwürdigen Flaschen sein, in denen die Russen Alkohol aufbewahrten, gleichsam riesige Bordeauxflaschen von 50 Liter Inhalt. So ergab sich's auch, und der Alkohol kam unseren Lazaretten, die daran Mangel litten, sehr zupafß. Noch andere Schätze beherbergte der Boden, die wir aber zu spät entdeckten. Nebenan hatte sich später eine Feldfliegerabteilung angesiedelt; deren Küche, dem Lazaretttraum angelehnt, geriet in Brand, mit ihr einige Schuppen. Plötzlich fing es im Boden an zu explodieren, einmal über das andere: da hatten die Russen Kognakflaschen vergraben, die nun in der Hitze platzten. Von diesen gelang es keine zu retten.

Noch eines Alkoholikerlebnisses aus Cholm muß ich gedenken. Vor der Stadt lag eine zerschossene und ausgebrannte, ehemals sehr beträchtliche Brennerei. Um diese sah man Juden beschäftigt: sie gruben Vertiefungen, sammelten das zusammenlaufende Wasser und schleppten es in Eimern nach Hause. Es ergab sich, daß bei Kriegsbeginn der Zar Genuß und Herstellung von Schnaps verboten hatte, die vorhandenen Vorräte mußten ausgeschüttet werden. Nun liegt Cholm auf Kreideboden, und der Kreidelehm ist für Flüssigkeit ganz undurchdringlich. So hatte sich der Sprit, mit Grundwasser vermischt, ein Jahr lang gehalten; das hatten die

schlaun Geschäftsleute ausfindig gemacht und gelernt, daraus den Alkohol abzudestillieren. Das war „Grundalkohol“.

Die Kreide machte uns auch sonst zu schaffen: nach jedem Regen wurden die Straßen schlüpfrig wie Seife. Stellte man sich in die Mitte und wippte mit den Beinen, so glitt man unmerklich gegen den Straßengraben; ebenso erging es den Kraftwagen, und nur meinem ungewöhnlich hochrädigen und kräftigen Dpel verdankte ich das Durchkommen.

In den weiträumigen Gebäuden Cholms ließen sich nun die Lazarette so einrichten, wie wir es seit langem gewünscht hatten; und dennoch genügten sie kaum. Zwar kamen nur ganz vereinzelt Fälle von Cholera mehr vor, aber Typhus und Ruhr griffen, wie die Jahreszeit es befürchten ließ, immer weiter um sich, und es war für die Lazarette kein kleines, wenn abends, nach Tages Arbeit, noch Transporte von 100 bis 150 Kranken anlangten, die nun, so gut es ging, in Gängen und Nebengebäuden auf Stroh untergebracht werden mußten. Erleichterung brachte erst der Anschluß an die Bahn.

Am 5. August war Warschau gefallen, mit staunenswerter Geschwindigkeit wurde die Bahnlinie auf deutsche Spur umgenagelt. An die 30 Brücken wurden hergestellt. In Warschau entstand anstelle der gesprengten Brücke eine neue, und so erhielten wir im Laufe des August Anschluß an die Zivilisation. Man muß die Entbehrungen an allem Nötigsten erlebt haben, denen Truppen, Lazarette und jeder einzelne ausgesetzt waren, muß die baufälligen Wagen, die abgetriebenen Zugtiere gesehen haben, die mühsam die Verbindung mit der elenden galizischen Bahn aufrecht erhielten, um begreifen zu können, wie lieblich der erste Lokomotivenpfeiff in Cholm ertönte und mit welcher Begeisterung wir ihn begrüßten.

Das Priesterseminar in Cholm besaß eine sehr große und wertvolle Bibliothek meist theologischen Inhalts; sie wurde sorgsam zusammengeräumt und geschont. Aber ein anderer Schatz verfiel der Beschlagnahme: eine frisch vermauerte Kellerwand barg viele Zentner von Kupfer: Duzende von Badewannen, Samo-

waren, Teegeräten, Leuchtern; die Samoware wurden requiriert, der Rest der Heeresverwaltung als willkommene Bereicherung der knappen Kupfervorräte überliefert.

Am 25. August wurde Brest-Litowsk besetzt. Obgleich Festung, wurde die Stadt nicht verteidigt, sondern geräumt. Leider einige Tage zu früh. Ob schon unsere Truppen unaufhaltsam vorrückten und eine Abteilung auf das rechte Ufer des Bug geworfen war, hatten die Russen mit erstaunlicher Leistungsfähigkeit ihres Transportwesens die ganze mächtige Armee ostwärts in Sicherheit gebracht. Die deutschen Truppen folgten ihnen bis zur Linie Pinsk-Baranowitschi; da kamen sie zum Stehen.

Brest-Litowsk, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und eine ansehnliche Stadt, war völlig menschenleer und schrecklich verwüstet. Was an Zerstörung in der Eile geschehen konnte, hatten die Russen vollbracht, die Einwohner vertrieben, die Stadt angezündet. Nachdem sie bereits von ihnen verlassen war, explodierte ein riesiges Munitionslager, sprengte die noch gebliebenen Scheiben und hinterließ einen riesigen Trichter. Interessant ist nun, daß trotz des Zerstörungswillens eine Stadt nie völlig vernichtet wird. Zwar die Hauptstraße sah übel aus, alle Häuser in Trümmern, vom Giebel der Börse hing traurig und schief der Merkur des Gian di Bologna. Aber von den Häusern der Stadt waren noch ein Drittel gut, ein Drittel teilweise bewohnbar. Vor allem waren die großen Gebäude durchweg erhalten, die „blaue“ und die „grüne“ Kirche, mit ihren bunten Zwiebeltürmen, die Regierungsgebäude, Schulen, Kasernen und, wenn auch völlig ausgeraubt, die außerhalb der Stadt auf einer Insel des Muchawiez gelegene Festung.

Als bald kamen geflüchtete Bewohner zurück, und ich bekam keinen geringen Schreck, als ich einige Juden, mit Matratzen und Decken beladen aus einem Hause kommen sah, das als Cholera-lazarett von den Russen bezeichnet war. Es ist aber nichts passiert. Die Bewohner wurden entfernt und anderwärts untergebracht. Anfangs ging's bunt zu, selbst die Kirchen mußten mit Verwundeten und Kranken belegt werden. Aber in wenigen Wochen war Ordnung geschaffen. Als Lazarett erhielten wir die weiträumige,

Sis, Die Front der Ärzte

wenn auch etwas unfreundliche Kaserne; es fehlte an allerlei, doch nie an Raum. Vor der Stadt fand sich ein wahres Juwel von Krankenhaus, neu gebaut und mit den modernsten Einrichtungen, das Spital der Eisenbahner. Wir machten daraus ein Seuchenlazarett. Die Festung mit ihren reizlosen ebenerdigen Ziegelbauten wurde notdürftig hergerichtet; in ihr wohnte der Gouverneur, General v. Waldersee; später beherbergte sie das Hauptquartier Ober-Ost; hier wurden auch die Friedensverhandlungen mit Rußland geführt. Während die Truppen im Osten ihre Standquartiere einnahmen, wurde die Etappeninspektion etwa eine Eisenbahnstunde westwärts von Brest nach Biala versetzt, auf kurze Zeit, wie wir erwarteten, tatsächlich aber bis Kriegsende.

Biala war ein freundliches Landstädtchen mit reinlichen Häusern, einem Kloster, mehreren großen Kirchen und Schulen. Vor der Stadt lag ein stattliches Schloß, ursprünglich Radziwill'scher Besitz, später mit der Wittgensteinschen Erbschaft an den Fürsten Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst gefallen, der dort einmal Jagd abgehalten hat. Die Bevölkerung war fast ausschließlich jüdisch. Nach Norden lagen Bauern- und Großgüter mit recht magerem Boden, Heide und Moore, nach Süden, jenseits der Schtscha, ausgedehnte Forsten, Teiche und Sümpfe.

Die Geschäftsräume der Etappeninspektion befanden sich in einem Mädchenlyzeum, das mit Lehrmitteln beneidenswert ausgestattet war: eine nette physikalische Sammlung, ausgestopfte Tiere, zahlreiche Wandtafeln geologischer und ethnographischer Inhalts und eine reiche Bibliothek, leider meist russisch. Ein behagliches Kasino wurde eingerichtet, Heime für die Mannschaften; Wohnungen waren reichlich vorhanden. Für alle Depots, namentlich das anspruchsvolle Etappen-sanitätsdepot fanden sich geeignete Räume. Lazarette wurden im Kloster und anderen Gebäuden errichtet. Auch eine ausgiebige Abteilung für kranke Russengefangene wurde angelegt, ebenso für ansteckende Zivilbevölkerung. Zwei benachbarte Güter dienten als Genesungsheime für Offiziere und Mannschaften. Allmählich brachte die Bahn alles Notwendige

für diese Anstalten, so daß nun endlich Unterkunft, Verpflegung und Behandlung wenig mehr zu wünschen übrig ließen.

Im Laufe des Oktober kam der letzte vereinzelt Cholerafall vor; die Zahl der Ruhrkranken nahm ab, nur Typhus machte uns noch einigermaßen zu schaffen. Ende September beobachtete ich den ersten Fleckfieberfall bei einem älteren Hauptmann. Wir fanden nicht heraus, wo er sich angesteckt hatte; wahrscheinlich hatte die Krankheit in ihrer leichten Form bei Kindern überfommert. Im Laufe des Winters griff sie auf die Zivilbevölkerung und, wenn auch selten, auf die Truppen über; auch hier bewährte sich die Entlausung, für die alsbald Sorge getragen wurde.

Zwei Krankheiten fesselten unsere Aufmerksamkeit.

Die eine war die Nierenentzündung. Ich habe bereits erwähnt, wie sich seit März in Ostpreußen und Nordpolen die Fälle häuften; bei der Bugarmee beobachtete ich die ersten Gruppen während des August in Cholm. Es handelte sich um eine Entzündung, die im Gefäßapparat der Niere beginnt, sog. Glomerulonephritis. Diese Krankheit ist uns von Friedenszeiten her wohl bekannt; sie pflegt sich an Infektionen anzuschließen, oft an Angina, oder sie steht in Zusammenhang mit Entzündungsherden im Körper, z. B. in den Zähnen. Nicht selten schließt sie an eine Erkältung an. Das Neue an der Kriegsnephritis war das epidemische Auftreten. Zwar war sie nicht meldepflichtig, und wir hatten deshalb keine Statistik über die gesamte Armee; aber dank der Zuvorkommenheit des Obergeneralarztes König erhielt ich von einem Truppenteil laufend die Zahlen: sie ergaben eine Häufung 1915/16 und nahmen dann stetig und rasch ab; die folgenden Jahre brachten nur noch vereinzelt Fälle. An der Westfront erschien die Nephritis später, die südlichen Kriegsschauplätze hat sie selten erreicht. Das Eigenartige war, daß Ausgangspunkte im Körper, Anginen u. dgl., nie gefunden wurden; meist begann die Krankheit mit Schwellung des Gesichts mit oder ohne Fieber, zuweilen mit Kopf- und Kreuzschmerzen; manchmal ohne subjektive Störungen. Ein Soldat sagte mir: „Ich habe gar nicht gewußt, daß ich krank bin, aber die Kameraden sagten: was hast du für eine dicke Schnauze!“

Über die Ursache dieser „Kriegsnephritis“ ist viel gestritten worden. Sie befiel ganz vorwiegend Fronttruppen, Infanterie und Pioniere, selten Kavallerie und Artillerie, sehr selten Offiziere, nur ausnahmsweise die Etappe, ganz vereinzelt Heimattruppen; die Zivilbevölkerung blieb völlig verschont. Dies alles deutet auf besondere Einflüsse des Feldlebens. Man hat die am Körper getragenen Läusemittel, die Behandlung mit Kresolseife beschuldigt, dann die Erkältung, selbst das durch langes Kochen denaturierte Essen: keine dieser Annahmen erklärt die Entstehung und Verbreitung, keine vor allem das Verschwinden nach 1916. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme einer besonderen Infektion, vielleicht mit Übertragung durch Läuse; der Erreger ist aber unbekannt geblieben. Die Sterblichkeit war gering, die Mehrzahl heilte aus, wenn auch oft erst nach langer Zeit, wenige nur gingen in ein chronisches Stadium über.

Die Geschichte früherer entbehrungsreicher Feldzüge berichtet von Körperschwellungen, so aus dem russischen Feldzug Napoleons: es läßt sich aber nicht ermitteln, ob da Nierenkrankheit vorlag oder jenes Hungerödem, das unsere Heimatbevölkerung heimsuchte. Im Felde ist es mir einige Male begegnet. Nicht bei Gesunden: die Ernährung war, obschon zu Zeiten knapp, auf die Dauer doch ausreichend. Aber bei fleckfieberrekonvaleszenten Russengefangenen fielen mir schon im Frühjahr 1915 allgemeine Schwellungen auf, für die ich damals keine Erklärung wußte und von denen die klassischen Beschreibungen nichts meldeten; später fand ich sie gelegentlich nach langwieriger Ruhr. Heute wissen wir, daß dies dieselbe Wassersucht war, welche die Kinderärzte als „Mehlnährschaden“ und wir von den Hungerjahren als Folge eiweiß- und fettarmer Nahrung kennen.

Die zweite Krankheit war für uns tatsächlich ein „Morbus novus“. Im Mai 1915 traf ich im Gefangenenlager in Löben einen Russen, der jeden 5. Tag einen Fieberanfall hatte, mit Milzschwellung, aber ohne sonstige Zeichen der Malaria. Ich kam nicht ins Klare, kopierte mir die Kurve und behielt den Fall im Gedächtnis. Herbst 1915 traten ähnliche Fälle erst vereinzelt, dann immer häufiger auf: die Fieberanfälle folgten sich nach 5,

zuweilen nach 4, 6, 7 Tagen, dauerten etwa 24 Stunden, etwas länger als bei Malaria, und gingen mit recht heftigen Schmerzen in den Unterschenkeln einher. Die Anfälle wurden allmählich geringer und verschwanden bald nach dem 3., oft erst nach dem 8. bis 12. Male, einen großen Schwächezustand hinterlassend. Andere Krankheits Symptome, außer Milztumor, fehlten; im Blut waren keine Malariaplasmodien aufzufinden; Chinin, Salvarsan, und was wir sonst an Malaria-Mitteln versuchten, blieb unwirksam. Gelegentlich einer Versammlung der Militärärzte in Warschan am 17. Januar 1916 berichtete Prof. Werner, Korps Hygieniker bei der Nachbararmee, über ähnliche Beobachtungen, die ich durch die unsrigen ergänzen konnte. Am 23. Februar sprach ich in der Medizinischen Gesellschaft in Berlin über die Krankheit und nannte sie, da ich sie zuerst in wolyhnischen Lazaretten beobachtet hatte: Wolyhnisches Fieber; Werner: Fünfstagesfieber. Anfragen bei befreundeten Kollegen der Westfront ergaben, daß die Krankheit dort noch unbekannt sei; bald erschien sie aber auch da und ist namentlich von den Engländern genau studiert und „Trenchfever“ benannt worden. Auf dem mazedonischen und türkischen Kriegsschauplatz ist sie nie aufgetreten. Prof. Fleischmann fand, daß Prof. Dehio, der Dorpater Kliniker, im russisch-türkischen Kriege 1877/78 das Fieber bereits gesehen und als „atypische Malaria“ beschrieben hatte; von Malaria vermochte er sie nicht zu trennen, da der Malariaerreger damals noch nicht bekannt war; ein erfahrener Berliner Hausarzt hat dann von einem einzigen Fall berichtet, den er in seiner langen Praxis gesehen. Daß die Krankheit durch Läuse übertragen wird, hat Werner durch Selbstversuch erwiesen, in weit größeren Versuchsreihen später die Engländer; vom vermutlichen Erreger wird noch die Rede sein. Bemerkenswert ist, daß die in Infektionskrankheiten so sehr erfahrenen Warschauer Ärzte das Wolyhnische Fieber nicht kannten. In unsere Heimat ist es nie verschleppt worden. Mit Friedensschluß verschwand es und ist auch in Rußland, trotz der ungeheuren Verfeuchung des Landes, nach der Revolution nicht mehr aufgetreten. 1916 lernten wir eine verschleppte Form kennen, die in lang-

gestreckte Temperaturwellen sich auflöst. Anfangs glaubten wir an einen durch Impfung abgeschwächten Typhus, aber Dr. Jungmann konnte Zusammenhang und alle Übergänge sicher beweisen.

Hier haben wir das Beispiel einer eigentlichen Kriegskrankheit, d. h. einer Krankheit, die bisher nur in Kriegen gehäuft beobachtet wurde. Sie gibt der Seuchenlehre ein neues Rätsel auf.

Im Frühsommer machten uns die Pocken zu schaffen. Sie waren unter der polnischen Zivilbevölkerung ziemlich verbreitet, und man mußte, so weit es ging, sie durchimpfen. Die Armee ist davon nahezu gänzlich freigeblieben; der Impfschutz hat sich in diesem Kriege wie bereits 1870/71 glänzend bewährt. Ganz wenige Fälle kamen bei den Truppen vor, meist bei solchen, die seit ihrer Jugend nicht mehr oder ohne Erfolg geimpft waren. Da kam es zur sog. Variolois, einer abgekürzten Krankheitsform. Sie beginnt wie die echten Pocken mit hohem Fieber und schweren Erscheinungen, aber wenn die Pocken eben beginnen sollten zu vereitern, trockneten sie ein, und es folgte rasche Genesung. Unter den Hunderttausenden von Mannschaften und Pflegepersonal sah ich 6 Fälle von Variolois. Einen einzigen Todesfall erlebte ich, den freilich unter dem entsetzlichen Bilde der schwarzen, d. h. blutigen Pocken mit Lungenblutung und Blutstühlen. Es war ein Landsturmmann, der seit 1907 nicht wiedergeimpft war.

September und Oktober vergingen mit Besichtigung der neu eingerichteten Lazarette, die sich von Cholm und Lublin bis nord- und ostwärts Brest-Litowsk verzettelten.

K o m m a n d o z u m X I . K o r p s b e z i r k

Am 22. Oktober 1915 erhielt ich den Befehl, als fachärztlicher Beirat den Bezirk des Stellvertretenden XI. Korps zu bereisen. Das war eine neue Einrichtung v. Schjernings, bestimmt, die Fühlung zwischen den Ärzten an der Front und in der Heimat herzustellen. Wie nötig sie war, ergab sich alsbald.

Der XI. Korpsbezirk umfaßte die Provinz Hessen und die Thüringischen Staaten. Ähnliche Tätigkeit hatte ich im XVII. Korpsbezirk (Danzig) mehrfach ausgeübt. Aber dieser lag der Front näher, war an der Küste selbst Kriegsgebiet und hatte stets Führung mit der Truppe. Nun war es von Wert zu sehen, wie die Einrichtungen im Herzen der Heimat seien, wie die Kranken behandelt, beurteilt und zum Dienst wieder tauglich gemacht wurden und wieweit die Kriegserfahrungen den Ärzten und Behörden der Heimat zur Kenntnis gekommen seien.

Die Ärzte hatten damals einen schweren Stand. Zwei Drittel waren ins Feld gezogen, und wenn auch inzwischen der eine oder andere reklamiert war, so blieb doch die Zahl hinter der des Friedens weit zurück. Ihre Kraftwagen und Pferde waren beschlagnahmt, zu Rad oder zu Fuß mußten sie die Stadt- und Landpraxis versehen. Die Hauspraxis stellte ihre Ansprüche, Operationen mußten gemacht, Geburten geleitet werden und dazu hatte jeder Tätigkeit an einem oder mehreren Lazaretten.

Ich nahm nun zunächst in Kassel Wohnung und meldete mich beim stellvertretenden Korpsarzt. Ich fand ihn umgeben von einem Duzend Schreiber, von denen auch keiner nur den Kopf hob. Der Empfang war nicht freundlich: „Sie sind mir von Berlin als Aufpasser geschickt.“ Ich erklärte nun, ich sei nicht Aufpasser, sondern Berater; wenn ich Ausstellungen zu machen hätte, würde ich sie ihm vortragen und meinen Bericht nach Berlin solle er zuerst zur Einsicht bekommen. Darauf sind wir dann in Eintracht ausgekommen.

Nun begann wieder ein Reiseleben. Da waren die Universitätsstädte Jena, Gießen, Marburg mit ihren Kliniken, berühmte Badeorte wie Wildungen und Salzschlirf. In den Städten waren die Lazarette untergebracht, wo sich größere Räume boten; die Krankenhäuser räumten einen Teil ihrer Betten ein, Schulen, Fabriken, Tanzsäle, Turnhallen und Casinos waren hergerichtet und zwar so, daß die Kranken zweckmäßig und freundlich gelagert waren. Gute Bettstellen, saubere Bettwäsche, ordentliche Verpflegung fand ich durchweg; dazu aufopfernde Schwestern, die sich an Eifer gar

nicht genug tun konnten; viel Hilfe von der Bevölkerung und reichliche Liebesgaben. Es war eine Freude zu sehen, wie auch in der Heimat für die Kranken und Verwundeten das Menschensmögliche geleistet wurde.

Dennoch fehlte es nicht an Unvollkommenheiten aller Art. Nach den Bestimmungen sollten der Heimat die Kranken zugeführt werden, die voraussichtlich nicht wieder dem Frontdienst gewachsen waren oder die besonderer Behandlung bedurften. Zwischen Front und Heimat zog sich von der Revierstube bei der Truppe die lange Kette von Lazaretten über Feld-, Kriegs- und Stappenlazarett. Starke Truppenbewegung oder größere Kriegshandlungen nötigten oft zu rascher Räumung, und so kam mancher Leichtfranke in die Heimat. Da lag er nun wenig beschäftigt in langweiligem Dasein, reichlich mit Liebeszigaretten versorgt, und gewöhnte sich an ein bequemes Faulenzerdasein, neben dem der harte Frontdienst mit seinen Entbehrungen und Gefahren wenig Verlockendes haben mochte. Mitleidige Schwestern und liebevolle Angehörige bestärkten darin: „Du hast ja vorige Woche noch über Schmerzen geklagt!“ — „Sie sind noch nicht kräftig genug!“ Das alles drückte auf den Genesungswillen, und es mußte einer schon ein forscher Kerl sein, um sich wieder herauszusehen.

Besonders schlimm war es in den abgelegenen Vereinslazaretten und Genesungsheimen, in Sommerfrischen und Vergnügungstätten, dicht an der Bier- und Schnapsquelle. Da kam der überlastete Landarzt vielleicht ein oder zweimal die Woche, unterschrieb die nötigen Papiere, sah wohl den einen oder anderen an und hastete weiter. Das waren rechte Brutstätten für Drückeberger. Es brauchte ja einer nur über Schmerzen zu klagen: für den geübtesten Arzt bietet es immer Schwierigkeiten, zu ermitteln, ob sie echt oder simuliert sind; selbst sehr genaue Untersuchung läßt das nicht immer gleich erkennen; dazu fehlten aber Zeit, Hilfsmittel und meist auch die Erfahrung. Denn die Überzeugung, daß viele der hartnäckigen und scheinbaren Herz-, Blasen-, Magenkrankheiten, Lähmungen und Krämpfe gar nicht organisch bedingt, sondern seelisch verursacht seien, begann damals erst aufzudämmern, war

manchen Feldärzten noch nicht geläufig, den Heimatärzten nahezu unbekannt. In einer kleinen Residenz empfing mich der Chefarzt, ein freundlicher, grauhaariger Praktiker: „Gut, daß Sie kommen; wir haben einen Schwerkranken und wissen gar nicht, was ihm fehlt.“ Die Fürstin, eine wohlwollende Dame, bat mich zu sich und empfahl den Kranken meiner besonderen Sorgfalt. Im Lazarett stand hinter weißen Vorhängen ein Bett abge sondert, in dem lag ein bildhübscher „Matkäfer“ von 21 Jahren, völlig gelähmt und liebevoll gepflegt von allen Schwestern, die aufmerksam um mich herumstanden und auf das Urteil warteten. Die Untersuchung ergab alsbald eine typische hysterische Lähmung, wie wir sie nach Verschüttung und Explosion so häufig sahen. Der Arzt wollte mir das nicht glauben, obwohl ich ihm alle Zeichen vorführte; als ich nun gar den Jungen aus dem Bett nahm, und durch Überredung zum Stehen bringen wollte, fiel er mir in den Arm, während den Schwestern die Tränen über die Backen liefen. In solcher Umgebung konnte der arme Kerl freilich nicht genesen; ich veranlaßte Überführung nach der Nervenheilanstalt Hedemünden, deren Chefarzt Prof. Vogt über solche Fälle genau Bescheid wußte.

Ähnliche Erfahrungen machte ich mit Rheumatismuskranken. Rheumatismus ist bekanntlich ein Sammelname, unter dem sich sehr mancherlei zusammensindet. Echter Rheumatismus kam natürlich im Felde vor, wenn auch nicht so häufig, wie man bei der dauernden Kälte und Nässe erwartet hätte. Er konnte langwierig sein, und dann war die Behandlung in Kurorten angebracht. In einem Badeorte waren etwa 400 solcher Kranker. Ein findiger Kurarzt hatte deren 150 in seinem Sanatorium aufgenommen und mit der Medizinalabteilung einen Vertrag geschlossen, nach dem er für jede Massage, Zanderbehandlung und Elektrifizierung 1 Mark bekam. Er brachte es nun fertig, jeden der Kranken täglich jeder dieser Behandlung zu unterwerfen und sicherte sich damit die nette Rente von täglich 450 Mark. Ich ließ mir die Kranken vorführen, und was fand ich? Zwei Drittel litten an Plattfuß! Das ist bekanntlich eine Senkung des Fußgewölbes; sie verursacht, daß das

Bein falsch belastet wird; die Folge ist schmerzhaftes Überanstrengung der Muskeln, Wade, Oberschenkel und selbst Hüfte, die oft für rheumatisch gehalten wird. Man beseitigt sie durch Einlagen, die das Fußgewölbe stützen. Solche waren auch in den Sanitätsbeständen vorrätig, aber sie genügen nicht; eine gute Einlage muß dem Fuß angepaßt nach Gipsabguß gearbeitet sein. Das schlug ich dem stellvertretenden Korpsarzt vor. „Das kann ich nicht.“ „Warum?“ — „Die fertige Einlage kostet 4.50, die nach Maß 7.50.“ „Aber jeder Tag Aufenthalt und Behandlung kostet doch mehr als die Differenz.“ — „Das ist mir gleich, das geht nicht durch meine Bücher.“ Das war echter Friedensrost!

Fachärztliche Beiräte waren in jedem Korpsbezirk vorhanden, Professoren und Sonderärzte von Ruf und Können. Sie konnten angefordert werden. Ich regte an, sie regelmäßig alle Lazarette bereisen zu lassen und suchte sie mit den Besonderheiten der Frontmedizin bekannt zu machen. Die Belehrung wurde dankbar und interessiert aufgenommen, und es war für mich wiederum wertvoll, über das Spätschicksal der Kranken unterrichtet zu werden. So ist der Austausch der Erfahrungen, wie ich glaube, beiden Teilen zugute gekommen. Die wichtigste Erkenntnis für mich war indessen die Einsicht in die Gefahren der Heimatlazarette, und als ich nun in die Lage kam, in Warschau meinen Rat zu geben, suchte ich zu erwirken, daß möglichst viele der heilbaren Kranken dort behandelt wurden. Zu genau wußte ich doch, wie jeder Mann, der zu lange im Lazarett verweilte, in der Front bitter entbehrt wurde.

W a r s c h a u

Am 5. August war Warschau erobert. Damit fiel eine Großstadt in unsere Hände mit all ihren Hilfsmitteln, Räumlichkeiten, Bahn- und Wasserwegen. Die Vorteile waren gewaltig. Zwar war vieles zerstört. Die Weichselbrücke war gesprengt, Stellwerke und Schienen waren aufgebrochen, industrielle Anlagen vernichtet. Dafür aber standen mächtige Gebäude und weiträumige Anlagen

zu Gebot; hier liefen die Fäden der Verwaltung zusammen, von hier konnte das Generalgouvernement, das von der Heimat bis zur Etappengrenze reichte, militärisch und zivil beherrscht werden. Im Süden grenzte das österreichische Gouvernement mit Zentrum Lublin, im Norden das Verwaltungsgebiet Ober-Ost. Bald waren die Bahnen im Gange. Die Weichsel wurde mit einer hölzernen Not-, später mit einer wundervollen Stahlbrücke überspannt; nicht lange dauerte es, so konnte für die Bahnlinien des Ostens ein regelrechter Fahrplan aufgestellt werden. Im Februar 1916 wurde ich zum Beratenden Mediziner auch für das Generalgouvernement Warschau ernannt. Das hatte den Vorteil, daß nun zwischen Warschau, das mit seinen großen Lazaretten gleichsam eine rückwärtige Etappen- und Sammelstation darstellte, der Etappe und der Front ein dauernder Austausch von Methoden und Erfahrungen hergestellt wurde.

Zwei Festungslazarette, eines in der Technischen Hochschule, eines in einer anderen Schule, boten helle und große Krankenzimmer und Betten für Mannschaften und Offiziere in ausreichender Zahl. Größte Sorgfalt wurde den Geschlechtskranken gewidmet; ein besonderes Lazarett nahm sie auf, ein zweites die infizierten Zivilpersonen; eine prompt arbeitende Wassermannstation sicherte die Diagnose. Eine große Krankentransportabteilung, trefflich geleitet von Prof. Westenhöfer, dem Berliner Pathologen, arbeitete im Großen; ebenso die Entlassungsstation; eine Datschekolonie vor der Stadt nahm die Genesenden auf. Vor allem gelang es nun, Sonderlazarette für Herzranke einzurichten, in der sie sorgsam untersucht und, falls als Neurotiker erkannt, durch Übung und Exerzieren wieder dienstfähig gemacht wurden. Die Station, im adligen Erziehungsinstitut Marienheim untergebracht, wurde von Prof. Achelis, dem jetzigen Chirurgen in Erfurt, vortrefflich geleitet. Ebenso entstanden Sonderlazarette für Magen-, Lungen- und Nierenranke, später auch, sehr ausgedehnt, für Malaria- und Cholera-ranke. Es wurde Sorge getragen, die Genesenden passend zu beschäftigen, im Handwerk oder im Gartenbau; im großen Genesungsheim Cichozynek mußten die Kräftigen tüchtig marschieren und exer-

zieren. Für Plattfuß-Leidende wurde ein besonderer Fachmann angestellt. So konnten meine Erfahrungen aus der Heimat nützlich verwertet werden.

Armeearzt beim Generalgouvernement war Obergeneralarzt Paalzw, der bis dahin die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums geleitet hatte, ein Mann von großer Übersicht, raschem Blick und glücklicher Tatkraft. Ihm zur Seite standen die Gouvernementsärzte Oberstabsarzt Hochheimer, der so früh Verstorbene, und Prof. Friedländer-Hohemarl. Das Zivilgouvernement hatte eigenen ärztlichen Dienst unter Prof. Frey. Durch Paalzw wurde ich beim Generalgouverneur eingeführt und erhielt dort „bouche en cour“, d. h. die Erlaubnis, im Kasino so oft zu erscheinen, als ich in Warschau war. Der Generalgouverneur bewohnte das alte Königsschloß; dort war auch das Kasino. Da ging es lebhaft zu; ein anregender Kreis von Offizieren wußte aus seiner vielfachen Beschäftigung manches zu erzählen. Gab es doch eine Marineabteilung, die mit einer kleinen Flottille die von Sandbänken und Untiefen durchsetzte Weichsel zu vermessen und ihre Regulierung zur Großschiffahrt zu bearbeiten hatte. Der Leiter der Paßabteilung präsentierte einst eine Liste der schönsten Namen, die dort vorgekommen waren; davon ist mir in Erinnerung geblieben: Frau Olympia Lammsafer und Herr Schmule Hofengebüßt.

Beseler, Sohn eines Gelehrten und selbst gelehrter Militär, liebte es, nach Tisch einen engeren Kreis um sich zu versammeln, und verstand die seltene Kunst, eine Unterhaltung anzuregen, bei der jeder zur Geltung kam. Nie fehlte es an Gästen, Politikern, Parlamentariern, neutralen Ausländern, Gelehrten und Künstlern, die zu Vorträgen und Konzerten kamen. Namentlich wurde damals die Frage eines selbständigen Polens viel erörtert.

Warschau zu beschreiben ist nicht meine Aufgabe. Die Stadt birgt ungeheure Kontraste, wie sie ja Polen von jeher zu eigen waren. Breite Straßen und Plätze, stattliche Adelspaläste mit reichen Kunstsammlungen, prunkvolle, reich ausgestattete Kirchen machen einen imposanten Eindruck. Daran schließt sich ein Viertel

luxuriöser Villen, die sich bis zum Sommerschloß Lazientki mit seinem großen Park erstrecken. Wenige Schritte führten aus den Prunkstraßen in das dichtbevölkerte Judenquartier der Dzifa, wimmelnd von Geschäftigkeit und starrend von Schmutz. Die untere Stadt vollends, Sitz der Arbeiterbevölkerung und Armenquartier, ermangelte noch der Kanalisation. Ich besuchte in Begleitung des Hygienikers einen vielstöckigen Häuserblock, den über 2000 Menschen bewohnten; davon drei Viertel Kinder. Für diese Menschenmasse stand auf dem Hof ein Gebäude mit etwa 20 Latrinen. Erwachsene und Kinder zogen es aber vor, ihre Bedürfnisse vor dem Haus zu verrichten; der unglückliche Hausmeister hatte vom Morgen bis Abend zu tun; war er auf der einen Seite mit Reinigen fertig, war bereits die andere wieder verschmutzt. In diesen Quartieren waren Fleckfieber, Typhus, Ruhr und Pocken nie ausgestorben, gelegentlich zu größeren Epidemien angewachsen. Während der Besetzung aber gelang es, trotz des großen Elends ihre Ausbreitung zu hindern.

Die erste Zeit nach der Eroberung war für Warschau schwer. Die normalen Handelsbeziehungen waren unterbrochen, die Einkünfte der Güter blieben aus, viele hatten ihr Geld in Petersburg oder im Ausland. Daher wurden Juwelen, Silber und Kunstwerke reichlich und zu geringen Preisen angeboten und von Deutschen viel gekauft. Im Gegensatz dazu stand die Üppigkeit des Lebens. Die Läden waren mit Pelzwerk, Leder, Seidenstoffen trefflich versehen bei normalen Preisen. In Hotels und Restaurationen gab es, während in der Heimat bereits rationiert wurde, jegliche Schlemmerei, in den Kaffeehäusern ausgezeichnetes Gebäck, bei Fuchs die feinsten Pralinés. Auffallenderweise blieb das so bis Kriegsende, nur die Preise zogen mächtig an. Wo Schokolade und Zucker herkamen, blieb Geheimnis; man munkelte von Einfuhr über das österreichische Gebiet.

Noch stand die Alexanderkathedrale, die orthodoxe Kirche, die Rußland geflissentlich und nach den strengsten Regeln byzantinisch-russischen Kirchenbaues prunkvoll errichtet hatte. Die russische Kunst hat für die heiligen Personen bestimmte vorgeschriebene

Typen, ebenso für die Bilderwand, den Ikonostas, der das Schiff vom Chor trennt, den nur der Priester betreten darf. Die Heiligen werden als ewig gedacht, erhaben über menschliche Regungen. Hier hatte man indessen den Polen eine eigenartige Konzession gemacht: im Marthez war eine Pietà gemalt, deren Gottesmutter dicke Tränen über die Wangen liefen, ähnlich wie der spanischen Madonna im Kaiser-Friedrichmuseum. Nach Kriegsende war das erste, die Kathedrale, das Sinnbild der Russenherrschaft, abzutragen. Schon früher, mit Genehmigung Befehlers, wurde ein zweiter „Geßlerhut“ entfernt: das Bronzestandbild des Generals Paszkewitsch, der den Polenaufstand 1831 blutig unterdrückt hatte.

Allmählich erwachte auch das geschäftliche Leben wieder; Besatzung und Urlauber waren gute Käufer, versorgten auch die Heimat reichlich. Schulen, Universität, Technische Hochschule wurden wieder eröffnet und fleißig besucht. Schauspiel und Oper begannen zu spielen. Am eigenartigsten war das Jiddische Theater. Ich habe es öfter besucht; es wurde ausgezeichnet gespielt, Übersetzungen, namentlich „Nathan“ und „Die Räuber“, einige russische Revolutionsstücke, mit Vorliebe aber Bühnenstücke zur Verherrlichung strenggläubigen Judentums. Die Sprache, obwohl ursprünglich ein fränkischer Dialekt, ist für uns kaum verständlich; aber die jüdischen Nachbarn machten sich ein Vergnügen daraus, dem „Feldgrauen“ Erläuterungen zu geben. Sie unterschieden wohl zwischen dem schwächtigen halbverhungerten Galizier und dem stämmigen selbstbewußten südrussischen Juden, der ja wohl auch einer anderen Völkermischung entstammt. Sie erklärten auch die seltsamen Gebräuche, auf die in den Stücken angespielt wurde. Eine „Vertäufte“ besucht eine fromme Familie beim Essen: flugs bedeckt die Hausfrau die Weinflasche mit einem Tuch: wenn ein gottloser Blick ihn trifft, schlägt der Wein um! Die Stimmung der Polen war zurückhaltend und wurde von Monat zu Monat unfreundlicher. Adel und höhere Stände hielten sich zurück vom Verkehr, mit seltenen Ausnahmen, ebenso die Bürgerschaft; die Studenten waren unfreundlich, unhöflich. Nur die Juden fanden

sich in die Lage: „Sind wer doch erobert, sind wer doch Deutsche, ham wer doch in den Kaiser“, erklärte mir einer.

Dabei kämpfte auf unserer Seite eine polnische Legion, aus Freiwilligen, darunter vielen Akademikern, zusammengesetzt, etwa 4000 Mann, tapfer, aber schlecht versorgt und ausgerüstet. Als sie zum Verfassungstag nach Warschau beurlaubt wurden, fuhren sie, meist in liebenswürdiger Begleitung, durch die Stadt spazieren, sahen aber die Deutschen mit wütenden Blicken an.

Die Proklamation eines selbständigen-polnischen Reiches erwies sich als Fehlgriff, und es bleibt unerfindlich, wie ein so kluger und geschichtlich so bewanderter Mann wie Besejer die Lage so gründlich verkennen konnte. Polnische Berater hatten ihn freilich, wie es scheint, gutgläubig des Erfolgs versichert. Man hoffte durch Rekrutierung eine beträchtliche Armee zu gewinnen; das Land war voll junger kräftiger Menschen, war doch seit 1914 nicht mehr ausgehoben worden. In jeder Kreisstadt wurde ein Rekrutierungsbüro eingerichtet, mit einem Oberstabsarzt, einem Assistenzarzt, einem Unteroffizier und zwei Lazarettgehilfen. Im ganzen, erzählte man, hatten sich 39 Mann gemeldet, davon 38 Juden!

Immerhin haben sich die Polen während der Besatzung still verhalten; Widerseßlichkeiten kamen nicht vor. Sie konnten abwarten; war doch die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche sicher, mochte der Sieg auf diese oder jene Seite fallen. Nur Dank für die Befreiung durfte man von ihnen nicht erwarten.

Die Ostjuden

Das Ostjudenproblem versteht nur, wer das Volk in seinem Lande gesehen hat. In Galizien durften die Juden Grundbesitz erwerben, und man sah wohl gelegentlich einen im langen Rockelore mit dem hohen Hut auf dem Kopf hinter dem Pflug gehen. In Russisch-Polen war ihnen das verboten; sie waren auf die Städte beschränkt. So ein Städtchen hat 3000 bis 4000 Einwohner, langgestreckte Straßen mit ebenerdigen oder höchstens einstöckigen

Häusern, jedes Haus hat seinen „Skald“, seinen Laden. Da ist ein Säckchen Mehl und Gries, ein Topf mit Gurken, ein paar Heringe, ein paar Streichholzschachteln und ein paar Kugeln Kalk zum Weißen der Wände. Vom Umsatz dieser kümmerlichen Waren müssen der Inhaber, seine Frau und das Duzend Kinder leben! Da muß freilich um den Pfennig gefeilscht und der Verdienst durch Kreditgeschäfte und Schiebungen ergänzt werden. Bekannt mit allen Schleichwegen, waren die Juden die geborenen Spione. Die Österreicher hatten die Sitte, Spione öffentlich zu hängen; in Kowel standen drei Galgen, sie waren selten leer.

Noch mehr blühte der Schmuggel. Zwischen dem deutschen und österreichischen Etappen- und Gouvernementsgebiet bestanden starke Preisspannungen, die das Volk Israels auszunützen verstand. Ohne Bestechung ging es freilich dabei nicht ab, und ihr fiel mehr als ein biederer Bachmann zum Opfer. Mit ein paar Zigarren oder einem Taler begann es, nun hatte der Jude den Mann in der Hand und drohte mit Anzeige, wenn er nicht gefügig war. Mir ist ein Fall erinnerlich, in dem ein braver Musketier schließlich bis zum Raubmord gedrängt wurde; es kam heraus und kostete ihm das Leben. Das Geschick beim Schmuggeln war außerordentlich; noch 1917 wurden uns russische Gummiswaren angeboten, die durch beide Fronten hindurchgeschlüpft waren: der Artikel war in unseren Lazaretten bereits selten und sehr willkommen.

Mit der Zeit lockerte sich leider auch die Unnahbarkeit der deutschen Militärbeamten; der eine oder andere erwies sich Vor teilen nicht unzugänglich. Aber es war ein gefährliches Geschäft. „Mit euch Deutschen ist nichts zu machen“, klagte mir ein Handelsmann, „dem einen ist es nicht genug und der andere läßt einen einsperren!“

Seit langem hatte die Not die polnischen Juden zur Auswanderung gedrängt. So hatte jeder Verwandte in Berlin, Paris, Antwerpen, Amerika. In dem kleinen Biala war ein Schneider, der in Newyork, ein Schuhmacher, der in London gearbeitet hatte. Anlage, früh erworbene Erfahrung und Lebensgewohnheiten wirken

zusammen, diesem Volke ein unübertreffliches Handelsgeschick zu geben. Den ganzen Tag stehen sie schwäzchend auf der Straße; was der eine nicht hat, hat der andere, und so fügt sich leicht ein Kettenhandel, der die fernliegendsten Gegenstände umfaßt.

Als die Bugarmee im Juli 1915 in Lemberg zusammentrat, fehlte es, nach den strengen Karpathenmonaten, an vielem: Fleisch, Mehl, Hafer, Hen, Lederzeug, und was so eine Armee alles braucht. Da bot sich ein Herr Kosner an, Geschäftsmann und Besitzer einer Petrolquelle in Stry, und machte sich so nützlich, daß man ihn mitnahm. Er wurde schließlich im Hotel Bristol in Warschau einquartiert und war unermülich im großen und kleinen. Viele Familien und mehrere Höfe in Deutschland versorgte er mit Zigaretten, Luxuswaren, Zucker, Schokolade, die man eben in Warschau noch bekommen konnte. Brauchte ich eine Uniform oder ein paar Stiefel: „Wann darf ich bei Ihnen vorsprechen?“ und ich erhielt das Gewünschte prompt, tadellos und um normalen Preis. Aber seine Tätigkeit ging weiter. Alle Städte waren überfüllt mit jüdischen Flüchtlingen, die die Russen aus dem Operationsgebiet verjagt hatten. Den Gemeinden lag es ob, sie zu ernähren. Für das Getreide war ein Höchstpreis festgesetzt und daher keine Ware zu haben. Da erbot sich Herr Kosner, Abhilfe zu schaffen, wenn man ihm erlaube, den Höchstpreis zu überschreiten. Plötzlich war Getreide da, und so viel, daß ein reichlicher Überschuß an die Heimat abgegeben werden konnte.

Die Front brauchte für die Unterstände Balken und Bretter. An Holz fehlte es nicht, auch Lokomobile und Sägen wurden beschafft; aber Treibriemen fehlten. Kriegsministerium und Lederwertungs-gesellschaft versagten. Da erbat Kosner beim Generalgouvernement einen Lastwagen und 10 Mann, fuhr einige Kilometer weit in den Wald und grub dort 50 Zentner tadellose Treibriemen aus. Die polnischen Gutsbesitzer hatten den Brauch, die Ernte auf dem Halm zu verkaufen, 5 bis 10% wurden als „Schwanzgeld“ in Gold bezahlt, der Rest irgendwie verrechnet. So hatte jeder einige tausend Rubel Gold liegen. In Friedenszeiten pflegte

bis, Die Front der Ärzte

er sie in Paris oder Montecarlo angenehm zu vertun; jetzt war ihm die Ausreise verweigert. Kosner machte sich an sie heran: „Herr Baron, was machen Sie mit dem Geld? Es trägt Ihnen keine Zinsen. Ich gebe Ihnen dafür gute 5% ige Kriegsanleihe, die ist sicher wie Gold!“ So bekam er Gold, oft 1 bis 1½ Millionen monatlich, die der Reichsbank überwiesen wurden.

Kosner wird dabei nicht zu kurz gekommen sein. Aber dem Reich hat er zugleich, dank seiner Findigkeit, wichtige Dienste erwiesen, und wenig fehlte, so wäre sein glühendster Wunsch, das Eiserne Kreuz zu erhalten, in Erfüllung gegangen.

Leben in Biala

Mein Quartier erhielt ich in der Kisterwohnung der orthodoxen Kirche. Underthhalb Meter dicke Mauern und schwere Gewölbe erwiesen, daß hier nicht immer friedliche Zeiten geherrscht hatten. Auch die Kirche hatte ihre Geheimnisse. Zierlich im Barock erbaut, doppeltürmig, im Inneren, offenbar von Italienern mit graziösen Kehlungen und Leisten geschmückt, barg sie eine Krypta. Es ging das Gerücht, es sei da ein Geheimtelephon. Sie wurde aufgebrochen; von Spionenwerk enthielt sie nichts, aber Möbel und Schätze von willkommenen Kupfer- und Messingvorräten. Außerdem barg sie die Gebeine eines Bischofs, der von der ruthenischen Kirche als Heiliger und Märtyrer verehrt wird; sie wurden später aus Gefälligkeit nach Lemberg überführt.

Der Kister war geflohen, einziger Bewohner ein schwarzer, halb verhungertes Kater, der sein Hausrecht geltend machen und nachts durchs Fenster in mein Zimmer dringen wollte. Vor dem Hause lag ein Garten mit Obst und Gemüse bepflanzt, dahinter eine Gruppe alter Linden und Ahornbäume, bevölkert von Hunderten von Krähen. Sie haben mir viel Zerstreuung verschafft. Mit der ersten Dämmerung fingen sie an zu schreien, alle zugleich. Nach dieser Morgensprache verstummten sie ebenso plötzlich und flogen davon, ihr Frühstück zu suchen. Auch eine Abendbesprechung

hielten sie, die ebenso plötzlich abbrach. Einige kannte ich an ihrer Stimme: eine rief: „Herr, Herr“ die andere „Hurra, Hurra“. Später, als das Essen knapper wurde, ließ ich die Nester ausnehmen; die Eier sehen aus und schmecken wie Mövенеier, sind aber ungleich in der Entwicklung, neben frischgelegten immer ausgebrütete aller Stadien. Ich habe mir auch Krähen braten lassen; in Berlin kamen sie ja unter dem Namen Waldtauben auf den Markt und schmeckten nicht schlecht.

Mein kleiner Stab wurde ebenda untergebracht: der treffliche Burſche Joesten, der Kraftfahrer Deubel, der Begleitmann und der Pferdefahrer, der sich von seiner Cholera erholt hatte.

Das „Schaufelpferd“ aus Ostpreußen hatte mich auch erreicht, ein Husar hatte es ein Stück weit gebracht, dann hatte es Joesten hergeritten, stolz darauf, daß unterwegs viele Offiziere ihm den schönen Gaul hatten abkaufen wollen.

Der Kuster war üppig eingerichtet: ein schwerer eichener Tisch, ein plump geschnitztes Büfett und massige Stühle füllten das Zimmer, das bald mit Mikroskop und Apparaten ein gelehrtes Gesicht bekam; ein Feldbett und die unentbehrliche Gummivanne zierten das zweite Zimmer. Eine behagliche Wohnung für Jahre. Mitbewohner des Hauses war der immer fröhliche Delegierte der Freiwilligen Krankenpflege, Freiherr Frits von Gemmingen aus Stuttgart.

Für mich war es freilich nur Standquartier. Denn in Biala selbst waren nur kleine Lazarette, größere in Brest, die übrigen aber weit zerstreut, und der Bezirk, den ich zu bereisen hatte, reichte von Lemberg und Brody bis Kobryn und Bereza Kartuscha hinter Brest. So war ich wieder dauernd unterwegs. Anfangs mit großen Mühen, bis die Straßen mit ihren unzähligen Brücken und Durchlässen hergestellt waren. Längst hatte ich mir abgewöhnt, über Tags zu essen; die beste Zeit mußte zu Fahrt und Arbeit ausgenützt werden. Umso lieber war es mir dann, abends im Kasino ein fröhliches Mahl zu finden. Man hat über die Üppigkeit der Offizierstische viel geklagt. Nicht ganz mit Recht. Auch in Biala waren die Arbeit und Verantwortung der Etappen-

offiziere sehr groß, und von der Hygiene der abendlichen Feierstunde habe ich oben schon gesprochen. Mit sitzender Arbeit verträgt sich Feldkost auf die Dauer nicht. Zudem hatten ja auch die Mannschaften und Unteroffiziere der Etappe ihre Heime und ihre Feste. Später freilich, als der Kampf zum Stehen kam und die Verpflegung der Mannschaften knapper und schlechter wurde, wurde der Kontrast wohl störend, die Erbitterung berechtigt. Zu Zeiten suchten mich Offiziere auf wegen Herzbeschwerden: sie hatten einfach zu viel gejubelt!

Nun konnte ich auch darangehen, die vielfachen Beobachtungen wissenschaftlich zu vertiefen. Ich erbat mir vom Feldsanitätschef meinen Assistenten Jungmann als Mitarbeiter, dazu gesellte sich Dr. Ruzhynski, der als gelernter Zoologe in Bakteriologie und Protozoenkunde besonders erfahren war; in einem Privathause gegenüber der Kirche wurde ein Laboratorium eingerichtet mit den nötigen Hilfsapparaten, Tierställen und Dienern, und es war mir eine besondere Freude, nach der langen Zeit ausschließlich praktischer und gezwungenermaßen oft oberflächlicher Tätigkeit mich in die gewohnte wissenschaftliche Arbeit zu vertiefen. Freilich konnte ich sie nur mehr verfolgen als selbst mitarbeiten, aber der ständige Verkehr mit den beiden jungen, unermüdlichen Gelehrten war ein wahrer Genuß. Von ihren Arbeiten soll noch die Rede sein.

Bei der Armee standen als freiwillige Krankenpfleger oder Hilfsärzte zahlreiche Medizinstudierende, die bei Kriegsausbruch das Studium hatten unterbrechen müssen. Der Feldsanitätschef kommandierte, so viele ihrer abkömmlich waren, nach Brest-Litowsk zu einem Kurs in Medizin und Chirurgie. Der Eifer der jungen Leute, die solange ihrem Studium ferngeblieben waren, war sehr groß, der Unterricht der frischen Burschen ein wahres Vergnügen. Leider gelang es nicht, die Anerkennung dieses Kurses als Studiensemester zu erreichen; der Feldsanitätschef machte mit Recht geltend, daß dadurch diejenigen benachteiligt würden, die nicht hatten kommandiert werden können.

Das Rückfallfieber

Im Winter 1916 erreichte uns eine Krankheit, die wie das Fleckfieber früher in Deutschland heimisch, seit langem aber völlig verschwunden war: Das Rückfallfieber. 1878 waren die letzten Fälle in Berlin beobachtet und von Dr. Obermeyer, einem Mitarbeiter Virchows, die Erreger, schlangenähnlich sich bewegende Lebewesen, im Blute aufgefunden worden. Im Januar brach eine Epidemie im österreichischen Gefangenenlager in Luck aus, in schwerer Form mit vielen Todesfällen. Im selben Monat begegnete sie uns stellenweise unter der polnischen Zivilbevölkerung, hier aber mit viel leichterem Verlauf. In Radzin, Wlodawa und anderen Städten hatten wir für die Zivilbevölkerung Seuchenlazarette anlegen müssen wegen Fleckfiebers. Nun war merkwürdig, wie die Fleckfieberfälle immer seltener wurden, dafür Rückfallfieber sich häufte. Wir lernten da bei Frauen und Kindern die leichtesten Formen genau kennen. Auch diese Krankheit wird wie das Fleckfieber durch Läuse übertragen; es muß aber noch etwas besonderes dabei sein, denn die Übertragung erfolgt viel schwerer; man hat vermutet, es sei der Kot der Läuse, der beim Zertragen die Haut infiziere; Klarheit darüber wurde aber nicht gewonnen. Auf unsere Soldaten, selbst auf das Sanitätspersonal, ging die Krankheit niemals über; mir wenigstens ist kein Fall bekannt geworden.

Gegen Rekurrenz hat sich Salvarsan ausgezeichnet bewährt. Waren die Kräfte nicht zu weit gesunken, half eine Injektion sicher; hier war gelungen, was Ehrlich für die Syphilis erstrebt: die Sterilisatio magna, die völlige Vernichtung des Erregers. Der Beweis wurde durch einige Fälle erbracht, in denen nach wenigen Wochen eine neue Infektion angehen konnte.

Der Warschauer Kongreß

Der Deutsche Kongreß für Innere Medizin tagte alljährlich im Frühjahr, meist in Wiesbaden, zuletzt im April 1914. Für den nächsten Kongreß war mir der Vorsitz übertragen. Das Frühjahr 1915 mit seinen Kampfhandlungen und Truppenbewegungen, mit

dem Aufklackern der Seuchen in Ost und West schien wenig passend: so wurde durch Vorstandsbeschuß das Jahr übersprungen. Dagegen fand in Brüssel auf Befehl des Sanitätschefs eine Tagung der Kriegschirurgen statt, die sehr ergebnisreich verlief und namentlich für die Behandlung der Bauch- und Kopfschüsse und die Vorbeugung des Wundstarrkrampfs feste Richtlinien ergab.

Im Herbst 1915 waren die Fronten im Osten und Westen zum Stehen gekommen und breite Erfahrungen über Kriegskrankheiten gesammelt, die der Darstellung und Aussprache bedurften. Daher stimmte der Feldsanitätschef bereitwillig zu, als ich ihm den Vorschlag unterbreitete, im Frühjahr einen Kongress in Warschau abzuhalten. Auch der Generalgouverneur von Warschau v. Beseler gab seine Zustimmung. Die Tagung wurde als „Außerordentliche“ bezeichnet, da sie vom üblichen Brauch wesentlich abwich. Es sollten nur Berichte mit nachfolgender Aussprache erstattet werden und lediglich über Kriegskrankheiten. Die Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin zählt nicht wenige ausländische Mitglieder. Diese konnten naturgemäß ins besetzte Gebiet nicht zugelassen werden; einige waren darüber sehr erbittert, z. B. Prof. Sahli in Bern, der deshalb aus dem Vorsitz ausschied und erst nach Jahren sich beruhigte. Die meisten aber sahen die Notwendigkeit ein.

Meine Aufgabe war, die Verhandlungsgegenstände und die Berichterstatter auszuwählen. Die örtliche Organisation übernahmen die Ärzte des Generalgouvernements, Armeearzt Paalzow, Oberstabsarzt Hochheimer, die Chefärzte des Festungslazarets II Dr. Ferber und Hermann, der Chefarzt der Krankentransportabteilung Prof. Westenhöfer; wichtige Hilfe gewährte auch die Militäreisenbahndirektion IV unter Major Prager, einem guten Bekannten von Rastenburg her.

Jeder, der eine große Versammlung jemals geleitet hat, weiß, wie schwer die Menschen richtig zu bewegen sind und wie sehr das Gelingen von guter Vorbereitung abhängt. Hier klappte alles. Lange Züge führten die Teilnehmer aus der Heimat und von der Westfront heran, alle endeten am gleichen Bahnsteig. Da standen gegen hundert Krankenpfleger und Genesende mit Armbinde und

Nummer, nahmen den Gästen das Gepäck ab, führten sie zur Geschäftsstelle und ließen sie nicht los, bis sie mit allem versehen in ihrem Wagen saßen. Die Büros waren in einem langen, schlauchartigen Raum, den man nur in einer Richtung passieren konnte. Da waren Leute, die sich angemeldet und bezahlt hatten, andere die angemeldet, aber nicht bezahlt und solche, die weder angemeldet waren, noch bezahlt hatten. Für jede Sorte war ein besonderer Tisch kenntlich, nach Anfangsbuchstaben der Namen eingeteilt. Da bekam jeder, was er an Karten und Programmen brauchte, bis zum Entlassungsschein für die Rückfahrt. So konnten 400 Mann eines Extrazugs in 21 Minuten mit allem versorgt werden. Ich habe es mit der Stoppuhr kontrolliert. Quartiere waren reichlich vorhanden, in Hotels, Bürgerhäusern, für die jüngeren Herren freundliche Massenquartiere in Krankentransportabteilung und Lazaretten. Für Verpflegung war gesorgt; die von uns empfohlenen Speisehäuser erhielten von der Intendantur Sonderzuweisungen von Fleisch und Brot; für die kurze Mittagspause wurde eine Gulaschkanne vor den Sitzungsaal gefahren; die dicke Suppe mit eingeschnittenem Fleisch fand großen Anklang, am meisten beim alten Geheimrat Heubner, der sich seinen Teller immer von neuem füllen ließ. Dazu gab's eine Tasse starken Kaffees. Etwa 120 Personen waren vom Vorsitzenden zu einem Festmahl im Hotel Bristol eingeladen, das mir freilich einige Sorge bereitete. Ich hatte reichlich für Wein gesorgt und dessen Verteilung einem Unteroffizier übertragen. Bei Tisch wurde recht spärlich eingeschenkt. Es zeigte sich später: die Kellner ließen sich vom Unteroffizier den Wein geben und durch eine Seitentür wieder verschwinden. Doch das war meine Privatsorge: das Mahl verlief sehr angeregt mit frischen Reden. Daran schloß sich ein fröhlicher Kommerz für alle. Erzellenz v. Bessler ließ es sich nicht nehmen, der Eröffnungssitzung und allen geselligen Veranstaltungen beizuwohnen; am zweiten Tage empfing er die bedeutendsten Teilnehmer gastlich im Schloß.

Die Tagungen wurden in der großen Halle der Technischen Hochschule abgehalten. Sie faßte bequem die 1000 Teilnehmer, war aber akustisch nicht sehr günstig, und wie gewöhnlich zerstreuten

sich die, die schlecht hörten, durch Privatgespräche und störten dadurch noch mehr. Es bedurfte wiederholter Ermahnungen des Vorsitzenden. Noch mehr mußte er die Rededisziplin handhaben, denn in den zwei Tagen mußten unbedingt die Verhandlungsgegenstände erschöpft werden. Die Redner ließen sich aber die Unterbrechungen freundlichst gefallen, und nur ein sehr wichtiger Gegenstand kam zu kurz: die Mitteilungen Rocha-Limas über Erreger und Übertragung des Fleckfiebers. Darüber hatte Töpfer, im Frieden Chirurg in Berlin-Friedenau, während des Krieges emsig forschend in Kowel, und Stempel, Zoologieprofessor in Münster, neue Mitteilungen zu machen, während Rocha-Lima, mit den vollendeten Hilfsmitteln des Tropeninstituts in Hamburg und der neuen Technik seiner Mitarbeiterin Sikora arbeitend, seine Hauptergebnisse bereits veröffentlicht hatte. Ich hatte ihn deshalb als den Abschließenden an letzte Stelle gesetzt: die Zeit war indessen so weit vorgeschritten, daß der Saal für den Abend vorbereitet werden mußte und Rocha-Lima in Eile, vor wenig Zuhörern, seine Entdeckungen vorbrachte. Er war darüber etwas unwillig, eine kleine Korrespondenz schloß sich an, endete aber sehr freundschaftlich. Mit dem Verlauf des Kongresses konnten wir sehr zufrieden sein, aber auch mit dem Ergebnis.

Unter den Teilnehmern überwogen natürlich die deutschen Ärzte, an der Spitze der Chef des Feldsanitätswesens v. Schjerning, der den Ehrenvoritz übernahm. Österreich hatte die Chefs seiner Sanitätsformationen entsandt, Generaloberstabsarzt Ritter v. Thurnwald und den Ritter v. Töply, Ungarn den Vertreter des Landesverteidigungsministeriums Oberstabsarzt Harothy, Bulgarien den Chef des Sanitätswesens Oberst Bagaroff, die Türkei den Chef des Sanitätswesens Suleiman Ruman Pascha. Zahlreiche Kliniker und Pathologen aus Deutschland und Österreich hatten sich eingestellt, dazu Militärärzte aller Grade, aktive wie Reserve, Hygieniker und Bakteriologen, soweit sie dienstlich abkömmlich waren.

Von den Deutschen hatten viele die Heimat nie verlassen; mit lebhafter Teilnahme durchführten sie die vielgenannten Schlachtfelder von Lodz und Lowicz, bewunderten die Bauten und Kunst-

sammlungen Warschaws und besuchten eifrig die großartigen sanitären Anstalten, Soldatenheime und was sonst die Gesundheitsfürsorge in diesem gefährdeten Gebiet Mustergültiges geschaffen hatte.

Zum Austausch der Erfahrungen über die Kriegskrankheiten war der Augenblick günstig gewesen. Sie waren zu einem gewissen Abschluß gekommen; sehr viel Neues haben die folgenden Jahre nicht mehr gebracht.

Sehr bedeutend war der Bericht Wenckebachs über das Kriegsherz. Er hatte sich dessen Studium ganz ausschließlich gewidmet, in Wien eine Konstantierungsanstalt und ein Speziallazarett errichtet. Nun konnte er, auf Grund eingehender Beobachtung, darlegen, was mir 1915 bereits vorgeschwebt: daß eigentliche Herzerkrankungen nur selten, in etwa 8% vorliegen, sondern Zustände, die durch Übermüdung, Infektionen und wohl auch durch nervöse Einflüsse entstehen und die nicht mit Ruhe und Herzmitteln, sondern mit langsamem Training und allgemeiner Kräftigung behandelt werden müssen. Freilich, die überragende Bedeutung unbewußter seelischer Vorgänge hat auch Wenckebach damals noch nicht in vollem Umfang erkannt; die ergab sich erst bei dem Neurologenkongreß im Herbst 1916 und schließlich aus der Friedenserfahrung: von den unzähligen Herzkranken blieben nach Friedensschluß nicht viele mehr übrig.

Ein weiteres Warschauer Ergebnis war die richtige Einschätzung der Schutzimpfung, namentlich gegen Typhus. Das sachlich gut begründete Referat Generalarzt Hünermanns erwies, daß sie einen absoluten Schutz nicht gewährt, wohl aber die Zahl der Erkrankungen vermindert.

Interessant war ferner, wie Zuergens, auf rein epidemiologischem Wege, d. h. durch sorgsame Beobachtung der Epidemien, ermittelt hatte, innerhalb welcher Krankheitsperioden der Fleckfieberkranke die Infektion übertragen kann. Er kam zum gleichen Ergebnis wie die Untersuchung bei künstlicher Übertragung auf Meerschweinchen. In der Seuchenlehre müssen sich Beobachtung und Experiment ergänzen, soll das Rätsel der Seuchengänge endgültig gelöst werden.

Von den Fleckfiebererregern, die in Warschau vorgeführt wurden, ist der Stempelsche nie anerkannt worden, die „Rickettsia Prowaczekii“ Kocha-Limas jetzt durchweg angenommen. Töpfer, mit vielleicht nicht ganz ausreichender methodischer Vorbildung und unter verhältnismäßig primitiven Bedingungen arbeitend, glaubte, in der Rickettsia nur das Zustandsbild eines sehr vielgestaltigen Organismus ansehen zu sollen. Dieser Gedanke, von Töpfer nicht weiter verfolgt, war auch Kuszynski bei seinen Arbeiten in Viala gekommen und später von ihm in weitgespannten Untersuchungen verfolgt worden; er steht noch zur Erörterung.

Die wichtige Entdeckung der österreichischen Forscher Weil und Felix, die Agglutination gewisser Proteusstämmen durch Fleckfieberblut, wurde in Warschau nur kurz gestreift. Sie hat sich als sehr zuverlässig erwiesen.

Über die Cholera konnte W. Hoffmann abschließend berichten; sie kam nach 1916 an den beiden Hauptfronten nicht mehr vor. Matthes referierte über Ruhr: mit sorgfamer Würdigung aller Symptome, aber mit Resignation bezüglich der bakteriologischen Untersuchung: das gilt bis zum heutigen Tage.

Über die Kriegsnephritis berichtete Hirsch, und Jungmann demonstrierte die mikroskopischen Präparate von ihm gesammelter Frühfälle, die den Beginn als „Glomerulonephritis“ in allen Stadien erwiesen.

Die Warschauer Verhandlungen brachten einen gewissen Abschluß über viele wichtige Fragen; es konnten Richtlinien aufgestellt werden für das praktische Handeln. Die Sanitätschefs mehrerer Länder haben ihre Anerkennung ausgesprochen: es sei ihnen der Rücken gesteuert gegenüber ihren Behörden.

Ein weiterer Kongreß der Inneren Medizin hat im Kriege nicht mehr stattgefunden.

Das Land

Bevor ich fortfahre, die Erlebnisse im Sommer 1916 zu berichten darf ich meine Eindrücke wiedergeben, die das Land machte, in dem unsere Truppen lagen, die Steppe sich ausbreitete und mein Reise-dasein sich abspielte.

Polen ist völlig flach; der Boden von der Grenze bis Warschau und östlich etwa bis Biala leidlich fruchtbar, wenn auch leicht, mit Großgütern besetzt, von Wäldern unterbrochen, von vielen Wasserläufen durchzogen. Gegen Brest zu hören die Felder auf, weite, sandige, kümmerliche Weideflächen und Moore breiten sich aus, die dann allmählich in das Sumpfsgebiet des Pripiet übergehen. Südwärts, von Kowel gegen das von den Österreichern besetzte Lutz, wurde der Boden schwerer, der Weizen üppiger, Zuckerrüben und Hopfen wurde gezogen. Unsere Armee besetzte und hielt unter fortwährenden kleineren oder größeren Kämpfen eine leider sehr sumpfige Linie, die entlang dem Dginskitkanal nach Süden bis an den Stry und Stochod reichte; sie führte zu Zeiten ein wahres Amphibiendasein. Einige gute Militärstraßen durchzogen das Land; die eine von Warschau über Brest nach Pinsk, eine andere kreuzte Brest von Norden nach Süden. Abseits dieser Reichsstraßen lief freilich nur der gefürchtete russische Weg, und namentlich die feuchten Waldstrecken waren nur mit eingeborenem Gefährt zu befahren.

Wer aus der Hochkultur des mittleren Deutschlands kam, dem fiel vor allem der Reichtum an Tieren auf. Von den Krähen sprach ich bereits; die schöngefärbte Mandelkrähe, in Deutschland unter Naturschutz, nistete häufig in den Wäldern, und nicht selten sah man den schweren Flügelschlag des Kolkraben. Rotrückige Würger saßen zu Hunderten auf den Telegraphendrähten wie bei uns die Schwalben. Sehr groß war natürlich der Reichtum an Sumpfvögeln. Kiebitze in Scharen; Bekassinen erfüllten die Luft mit ihrem Gemacker, Reiher horsteten in den Wäldern, die Rohrdommel brüllte nachts, und namentlich in den Sümpfen um Pinsk, einem wahren Paradies der Wasservögel, quäkte, schnatterte und quarzte es von allen Seiten aus dem Röhricht. Dort erlebte ich

einen spannenden Fliegerkampf. Ein Motorboot führte uns nach einer vorgeschobenen Stellung, da zeigte sich in der Luft ein Reiher, verfolgt von vier Habichten. Ganz militärisch attackierten sie ihn, zwei von der Bauchseite, zwei stießen nach Kopf und Hals, so daß der große Vogel ins Dickicht niedergehen mußte. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht, aber das Schauspiel hielt uns so in Spannung, daß die Mannschaft um keinen Preis weitergefahren wäre. Groß war auch der Reichtum an Raubvögeln. An jagdbarem Wild fehlte es nirgends; es war durchweg stärker, als wir es in der Heimat gewohnt sind. Rotwild fehlte freilich völlig, auch im Poljesnie; dafür war der Elch dort nicht selten, obwohl er nicht gehegt wurde. Vom ersten erlegten Elch wurde folgendes erzählt: eine Transportkolonne schleppte sich langsam durch den Sand, der Begleitmann, seines Zeichens ein Schneider, lag dösend, den Karabiner im Arm, auf den Säcken. Da tritt neugierig eine Elchkuh daher; der Begleitmann erwacht, erschrickt über das große Tier, bückt an und legt das Tier auch richtig auf die Decke! Das wurde bekannt, erregte die Entrüstung der Waidgerechten, und es erging der Armeebefehl, es dürfe kein Schneider mehr Elche schießen.

In den Gewässern kamen Teichschildkröten in Menge vor; unsere Soldaten machten sich wohl den Spaß, ganze Schildkrötenparcs anzulegen. Dem reichen Tierleben nachzugehen, fehlten mir leider Zeit und Vorkenntnisse; einer meiner jungen Freunde, Zoologe, der als Krankenpfleger in Kowel stand, sammelte in den dortigen Gewässern eine höchst interessante Reliktenfauna von Krebstieren; er hat später seine Dissertation darüber gemacht. Aber das merkwürdige Land bot des Sehenswerten so viel, daß die langen Fahrten niemals eintönig wurden. Wann sehen wir in Deutschland die Natur so unberührt, wie in diesen abgelegenen einsamen Gegenden! Ob der erste Morgendämmer die Rebelschwaden zerstreute, ob die glühende Mittagsluft über den Mooren glimmerte, ob der Sonnenball abends Himmel und Erde mit Blut durchtränkte, ob der Herbst das seidenglänzende Sumpfsgras tiefgelb und eisenrot färbte, ob Raufrost Bäume und

Gräser verzuckerte, immer und überall hatte das Auge seine Weide und drängte förmlich dazu, die Eindrücke mit Farbstift und Pinsel festzuhalten.

Von der Bevölkerung hatten wir durchweg einen guten Eindruck; Männer und Frauen waren kräftig, ein guter Bauernschlag; wenn gut gefüttert und angeleitet, arbeitsfreudig, sich selbst überlassen verfielen sie freilich dem Schlendrian; die 100 kirchlichen Feiertage wurden streng gehalten. Überall verstanden die Frauen schmutze Handarbeit; eine Frau in der Nähe Bialas hatte die ganze Aussteuer ihrer Tochter in bunter Stickerei und Weberei bereit. Da die Tochter erst 12 Jahre zählte, meinte sie, es habe noch Zeit und verkaufte mir gern ein paar hübsche Stücke.

Die Güter und Gutshäuser glichen sich so ziemlich: freilich gab es einige Mustergüter, von denen unsere Landwirte meinten, sie könnten es auch nicht besser; da hatte das Beispiel Preußens gewirkt. 1885/86 studierte ich in Straßburg mit einem polnischen Patrioten, der mir den Plan beschrieb, der damals den Polen vorschwebte: mit Hilfe der von der Ansiedlungskommission gezahlten Gelder einen tüchtigen Mittelstand zu schaffen; man weiß, mit welcher Konsequenz dieser Plan verfolgt wurde.

Zwei Prunkschlösser lagen in unserem Bereich. Das eine, Radzyn, war von einem Potocki im 18. Jahrhundert nach französischem Muster erbaut worden: Cour d'honneur, Corps de Logis, Kavalierrhäuser, ein prachtvoller Park, mächtige Ökonomiegebäude; das Ganze eine stattliche, sehr geschmackvolle Anlage. Von dem schönen Mobiliar waren ein paar Brunnshränke geblieben, eine Serie großer Gobelins hatten die Russen abgelöst und angeblich nach Moskau in ein Museum verbracht. Der jetzige Besitzer, ein Industrieller, war abwesend.

Das zweite Schloß, Jablon, gehörte einem Fürsten Zamoiski, der auch einmal zu Besuch kam; es wurde Sitz des Oberkommandos, ein prunkvoller Bau, von einem Wiener Architekten errichtet, reich, aber nicht geschmackvoll ausgestattet.

1917, als das Oberkommando nach Kiew verlegt wurde, diente das Schloß als Offiziersgenesungsheim.

Die Städte glichen sich zum Verwechseln; jede mit zwei großen Kirchen und der Synagoge, geräumigen Schulen und Kasernen. Nur eine Stadt hatte ihr besonderes Gesicht: Pinsk. Aus der Ebene erhebt sich ein breiter Hügel, gekrönt von umfänglichem Kloster und mächtiger zweitürmiger Kirche, die meilenweit die Gegend beherrscht. Ostwärts dehnt sich stundenweit ein Sumpfgebiet, in dem die Flüsse Pina, Zasiolda und Pripjet sich vereinigen, dicht mit Schilf bestanden, völlig unzugänglich, nur ein Dammweg war nach Osten durchgelegt. In diesen Sumpf hatten unsere Truppen Stellungen vorgeschoben, wahre Pfahlbauten, durch Dämme untereinander verbunden. Hier hielten sie Grenzschutz. Im trockenen Sommer 1918 war ich erstaunt, die Sümpfe begehbar, das Schilf als Streu geschnitten zu finden. Pinsk war ein starker Handelsplatz, namentlich für Felle, sowohl eingeborene, sog. Wildwaren als auch fremde, Persianer und Breitschwanz; viele unserer Offiziere haben gekauft, sind freilich enttäuscht worden, denn die Felle waren nicht zugerichtet, daher zum Verarbeiten zu schwer und unhandlich. Besser kaufte man in Warschau; es war für unsere Pelzkonfektion kein kleiner Ruhm, daß den besten Stücken die Empfehlung gegeben wurde: Leipzig.

M a l a r i a

Das Frühjahr 1916 brachte der Ostfront die ersten Malariafälle. Noch vor hundert Jahren war das Wechselfieber über ganz Deutschland verbreitet, die Klinikjournale Berlins nennen es als häufigste Krankheit. Dank den Flußregulierungen, der Städtehygiene und anderen noch unbekanntem Bedingungen war es so gut wie völlig ausgestorben, nur in Plesch, in Thüringen und um Wilhelmshaven herrschten geringe Epidemien. Wie es damit in Polen stand, war uns unbekannt; schon nach Tannenberg fielen uns die großen Chininmengen in den Lazaretten auf, aber unter den Russengefangenen fanden sich nur ganz zerstreut und selten Malariafranke, meist Sibirier oder Kaukasier; unsere Front blieb 1914 und 1915 völlig frei. Als nun im April 1916 die ersten

Fälle auftauchten, verlangten sie die ernsteste Vorsoorge. Vor allem mußte festgestellt werden, woher die Ansteckung stammte und ob sie im Lande verbreitet sei. Als bald ergab sich eine doppelte Quelle.

Im Mai sah ich in Schitischewo das Jägerbataillon 22. Von diesen lagen drei Kompagnien im August und September 1915 in Südbungarn und hatten dort auf 240 Mann Bestand 63 Malariafranke gehabt. 37 davon kamen im November an die Ostfront. Im April wurden mehrere rückfällig, aber auch andere erkrankten, die in Ungarn verschont geblieben waren. Damals dachte man an Übertragung durch die Anophelesbrut des Frühjahrs; jetzt sehen wir darin eher eine latente, sog. „stumme“ Infektion, d. h. eine Infektion, die zunächst keine Krankheitserscheinungen hervorruft. Der Begriff ist uns heute geläufig geworden, wir kennen ihn von vielen Krankheiten, Scharlach, Diphtherie und namentlich Kinderlähmung.

Daß Malaria nach dem ersten Anfall dauernd ausheilt, ist geradezu selten; fast immer bleiben die Erreger ein bis mehrere Jahre im Körper und disponieren zu Rückfällen, die oft durch äußere Einflüsse begünstigt werden. Aus Gründen, die uns unbekannt sind, fallen die Rückfälle in bestimmte Jahreszeiten; für die Tertiana, die an der Ostfront allein vorkam, in April und Mai, Quartana und Tropica im Sommer und Herbst.

Nun fanden wir auch Infektionen, die nur im Lande erworben sein konnten. Im Feldlazarett in Brodniza lagen fünf Zivilisten mit Malaria, darunter ein dreijähriges Kind, alles Flüchtlinge aus östlichen Gegenden. Die Insassen des Dorfes, etwa 90, waren noch frei. Ähnliches begegnete hie und da. In diesem Sommer stieg die Zahl der Malariafranken noch nicht sehr hoch, etwa 70 bei der ganzen Bugarmee. Stärker befallen war die nördlich stehende XI. Armee. Deren Kommandant, General d. Inf. v. Scheffer-Bohabel, den ich von Berlin her kannte, gab mir Erlaubnis, nach Slonim zu kommen und mich mit dem Armeearzt Generalarzt Steudel, einem bekannten Tropenarzt und Malariaforscher, zu besprechen. Dieser Besuch wurde mir u. a. merk-

würdig durch das Zusammentreffen mit dem bekannten Oberhofprediger Dryander, der, obschon ein hoher Siebziger, die anstrengenden Fahrten nicht scheute, um an der Front geistlichen Trost zu spenden. Der Krieg hatte ja religiöses Empfinden oder wenigstens Nachdenken bei vielen geweckt, die bisher gleichgültig gewesen waren. Dryanders Predigt war so schlicht und so warm, daß sie dem einfachsten Soldaten zu Herzen gehen konnte. Als Tischnachbar lernte ich dann den außergewöhnlichen Mann, der am kaiserlichen Hofe eine große Rolle spielte, im lebhaften Gespräch näher kennen.

Für die Malariaabekämpfung wurden bei einer Besprechung in Brest-Litowsk die Richtlinien festgelegt. Man verzichtete auf eine allgemeine Prophylaxe und beschränkte sie auf besonders gefährdete Truppenteile. Das war schon geboten aus Vorsicht. Deutschland als Sitz der größten Chininfabriken besaß bei Kriegsbeginn ungeheure Vorräte an Chinarinde und fand weitere in Antwerpen vor. Aber unerschöpflich waren sie nicht und mußten geschont werden im Hinblick auf die mazedonischen und asiatischen Kriegsschauplätze, die ausschließlich von Deutschland versorgt wurden. Tatsächlich ist es gelungen, bis Kriegsende mit den Beständen auszukommen.

Weitere Fürsorge mußte den Kranken gelten. Jeder Kranke kann, da die Anophelesmücken überall vorkommen, zur Quelle neuer Ansteckung werden. Er muß also mückensicher untergebracht werden: Drahtgitter an den Fenstern, Doppeltüren usw. In einzelnen stehenden Lazaretten ließ sich das einigermaßen durchführen. Aber die Behandlung bis zur endgültigen Heilung dauert Monate und verlangt Fachkenntnisse. So wurden dann für Kranke und Genesende große Malariastationen in Warschau angelegt und dort die beste Art der Behandlung mit Chinin und seinen Ersatzmitteln im großen ausprobiert; Prof. Munk aus Berlin verwandte viel Eifer und Sorgfalt darauf. Das Schwierigste ist, zu wissen, wann die Infektion völlig ausgeheilt, der Kranke rückfallsicher und nicht mehr ansteckend ist. Die Erreger verschwinden aus dem Blut, halten sich aber in der Milz und an anderen verborgenen Orten.

Durch Provokation werden sie wieder ins Blut getrieben und erzeugen Fieber, werden aber der Chininwirkung wieder zugänglich. Solche Provokationsmittel gab es viele, Einspritzungen aller Art, kalte Bäder, Duschen auf die Milzgegend, Anstrengungen. Man ließ die Leute etwa abends auf dem Teich im Lazienkipark rudern; das war ihnen die angenehmste Provokation.

Endlich mußte die Mückenverbreitung eingedämmt werden. Das ist das Mittel, das bei Bekämpfung in den Tropen sich so gut erprobt hat. Die Anopheles fliegen nicht weit, es genügt, die unmittelbare Umgebung des Wohnorts zu sichern. Es sind kleine stille Wasserflächen, die von der Mückenbrut besiedelt werden, stehende bewachsene Gräben, Tümpel, Wasserreste in Flaschen oder Topfscherben. Die eigentlichen Sümpfe beherbergten keine Brut. Davon habe ich mich durch öfteres Befischen überzeugt. Mein Standquartier Biala wurde von der Schtscha inmitten eines Sumpf- und Bruchgebiets umflossen; wir litten sehr unter Fliegen, aber nicht unter Mücken, auch sind Infektionen dort nie vorgekommen. Einige Dörfer im Gebiet der Pripjetsümpfe habe ich durchgemustert und malariefrei befunden. Bei unserer wie bei der Nachbararmee ergab sich das auffallende Ergebnis, daß die Malaria um so seltener wurde, je mehr man sich dem eigentlichen Sumpfgebiet näherte.

Malaria gehörte wie die Ruhr zu den Krankheiten, deren Bekämpfung nur unvollkommen gelang; die Zahl der Fälle hat bis ins letzte Kriegsjahr dauernd zugenommen.

Die Jugendlichen

Die Nachbararmee gab mir Gelegenheit zu einer Untersuchung, die ich schon lange gewünscht hatte. Bei ihr stand das 25. Reservekorps, zu dem die Reserveregimenter 225, 226 und 228 nebst einem Jägerbataillon gehörten. Diese Regimenter waren bald nach Kriegsbeginn aufgestellt und zum größten Teil aus Freiwilligen zusammengesetzt, darunter etwa ein Drittel ältere, die anderen jugendlich, z. T. zwischen 15 und 18 Jahren. Sie waren ohne

his, Die Front der Ärzte

8

Gepäck ausgebildet, weil damals keines aufzutreiben war. Nach 6 Wochen wurden sie mit der Bahn nach dem Osten geschickt, in Alt-Ukta ausgeladen und machten nun, zum erstenmal mit Gepäck, einen Marsch von 18 Kilometern nach Lyl, das sie ohne Widerstand besetzten. Plötzlich begannen die Russen aus Häusern und Kellern die auf dem Markt aufgestellten Truppen zu beschießen; Lyl mußte eilig geräumt und der Rückmarsch nach Alt-Ukta angetreten werden. Dann kam das Korps in die Wälder von Augustowo, ohne feldmäßige Ausrüstung, ohne Feldküche, ohne erfahrene Anleitung. Da erkrankten viele an Ruhr und begegneten mir im Seuchenlazarett von Bartenstein. Sie schrien vor allem über Hunger, erholten sich innerhalb weniger Wochen, und als ich ihnen von den Taten ihres Korps erzählte, war allgemeines Bedauern: „Schade, daß wir nicht dabei waren!“ Das Korps hat dann an dem berühmten Durchbruch von Brzeziny teilgenommen, jenem kühnen Wagstück, bei dem die eingeschlossene Truppe den Ring des überlegenen Gegners sprengte und dabei noch 12000 Gefangene machte.

Nun stand es eingegraben an der Ostfront, unweit von Nowogrodok. Der Kommandierende, General v. Scheffer-Boydell, erlaubte mir bereitwillig, die unter dem militärpflichtigen Alter Eingetretenen zu untersuchen. Da traten etwa 200 Mann an, die seit Kriegsbeginn mitgekämpft hatten, einige bereits zu Offizieren befördert. Es war eine frische Gesellschaft, die meisten stämmig, wenn auch durchaus dem Alter entsprechend; einige aber waren so schwächlich und zart, daß man sie im Frieden wegen allgemeiner Körperschwäche zurückgestellt hätte. Dennoch hatten sie die Strapazen ohne Schaden ertragen. Ich habe später mehrfach Gelegenheit gehabt, Jugendliche zu untersuchen. Der Jüngste, der mir begegnete, war mit 14 Jahren eingetreten, ein ostpreussischer Bauernsohn, stämmig, aber mit Kinder Gesicht; als ich ihn mit einer leichten Verwundung im Lazarett in Ortelsburg sah, feierte er eben seinen 15. Geburtstag.

Eine besondere Nummer war der Peter aus Grevenbroich. Er mag wohl kein hervorragender Schüler gewesen sein, denn mit

15 Jahren saß er in Untertertia. August 1914, als Truppentransporte nach Belgien gingen, schlich er sich in einen Wagen, versteckte sich unter der Bank und kam erst während der Fahrt zum Vorschein. Die alten Landsturmeute lachten, nahmen ihn mit, beschafften ihm aus einem belgischen Warenhaus eine Pfadfinder-ausrüstung. Bald wurde es ihm bei den Landstürmern zu langweilig; er schloß sich den Pionieren an und machte den Dienst mit. Als die Pioniere stürmen sollten, sperren sie den Peter in die Telephonzelle; er kniff aber aus, stürmte mit und erhielt eine schwere Wunde. Der Stabsarzt erzählte mir, die Pioniere hätten ihm keine Ruhe gelassen; er mußte, gegen alle Bestimmungen, in die erste Linie zum Verbinden. „Unser Peter ist doch verwundet!“ Die lange Fleischwunde brauchte Monate zur Heilung; schließlich kehrte Peter zur Front zurück und wurde nun beim Königsregiment eingekleidet und vereidigt. Ich sah ihn 1916, er war eben 17 geworden, an Gestalt noch ein halber Knabe, aber die Offiziere beteuerten, er sei einer ihrer besten Soldaten.

In allen Militärstaaten hatte man den Dienst Eintritt auf das 20. Lebensjahr gelegt. Im Drange der Not wurde im vierten Kriegsjahr die Grenze um ein Jahr verschoben. Noch jüngere waren nur als Freiwillige zugelassen und auch dies nur im Anfang. Denn im ganzen hat sich die Verwendung Jugendlicher nicht bewährt. Zwar kommen dem Pubertätsalter Eigenschaften zu, die militärisch sehr wertvoll sind: offene Sinne, rasche Auffassung, Begeisterungsfähigkeit, Gefühl für Kameradschaft. Dies hatte ja bei der Belagerung von Ladysmith sich erwiesen und dem damaligen Obersten Baden-Powell den Gedanken der Pfadfinder eingegeben. Aber meist sind die Ausdauer, die Widerstandskraft noch ungenügend, seelisch wie körperlich. Einer blieb beim Sturm zurück, und als der Offizier mahnte: „Junge, komm doch mit!“ meinte er: „Ach nein, da vorne schießen sie ja!“ Die Schreckensbilder des Tages verfolgten sie nachts, oft versagte das Herz. Ich sah mehrere, die mit 17 ausfielen, mit 18 aber den Strapazen gewachsen waren.

Eigenartig war das Verhalten der älteren Mannschaften, der Landwehr und Landsturmänner gegenüber den jungen Offizieren. Gewiß war mancher „Schnösel“ darunter, der sich keine Achtung verdienen konnte; war aber der junge Leutnant tapfer, vertrat er nach oben seine Mannschaft gehörig, liebten sie ihn, pflegten ihn als Bubi. Ich sah, wie eine Kompagnie die sehr feldmäßig gewordene Uniform ihres auf Urlaub reisenden Leutnants mit allen Künsten auffrischte: „So dürfen Sie sich zu Hause nicht sehen lassen, da müßten wir uns ja schämen!“

Das Gegenteil, der überalterte Soldat war in der deutschen Armee nicht häufig, wenn wir von den höheren Truppenführern absehen. Bei diesen ist das Alter bekanntlich kein Hindernis. Kaiser Wilhelm und Moltke 1870/71, Hindenburg im Weltkrieg sind ja sprechende Beispiele. Vor Löben kommandierte ein Hauptmann der Reserve eine Batterie: der stattliche Herr mit seinem weißen Bart zählte 72 Jahre und hatte vier Söhne als Offiziere im Heer.

Ganz anders bei der Truppe. Im Osten mußten Landsturmregimenter in die vorderste Linie gezogen werden: Im Graben und auch im Kampf genügten sie, aber die Märsche gingen über ihre Kräfte. Die Österreicher hatten in Tirol sehr viel mehr Alte als Standschützen gegen den Erbfeind Italien stehen; in manchen Dörfern soll ja zwischen dem 16. und 70. Jahr kein Mann daheim geblieben sein. Einige wurden nach dem Osten verschoben; im Lazarett in Cholm traf ich einen 76jährigen Freiwilligen, ein dürres zähes Männlein wie aus Buchsbaum geschnitzt; bislang hatte er gut durchgehalten, erlag aber einer schweren Ruhr.

Hier soll auch des Professor Gregory gedacht werden. Geborener Amerikaner, meldete er sich aus seiner Leipziger Theologieprofessur 69jährig als Freiwilliger, absolvierte Ausbildung und Felddienst als Infanterist, wurde nach einem Jahr zum Leutnant befördert, mit einem Gräberkommando betraut und erlag einem verirrten Volltreffer. Gregory, Idealist reinsten Wassers, Vegetarier und Feind aller Reizmittel, hatte sein Leben hindurch bei geringstem Nahrungsbedürfnis eine ungemeine körperliche Rüstigkeit

bewahrt, als 60jähriger zu Fuß den Weg von Kairo nach Jerusalem zurückgelegt, zahlreiche Hochtouren unternommen und seinen schwächtigen Leib hemmungslos beherrscht. Er blieb einzig. Für das Alter galt, was für die Jugend: nicht die sicht- und meßbaren körperlichen Eigenschaften allein bestimmen Eignung und Leistungsfähigkeit, wenngleich sie eine große Rolle spielen. Es ist die Meinung verbreitet, die Strapazen des Feldzugs hätten den Altersvorgang beschleunigt und gefördert. Das Gegenteil ist wahr! Wo Alterserscheinungen beobachtet wurden, betrafen sie ausschließlich Männer, die nach Vorgeschichte und Körperbeschaffenheit in dem gefährlichen Alter von 45 bis 50 Jahren wohl auch sonst gealtert wären.

Für viele, namentlich Reserveoffiziere, war die Kriegszeit, besonders in den ersten Jahren, ein wahrer Jungbrunnen: aus der Eintönigkeit des Daseins, der Enge des Berufs hinaus vor neue abwechslungsreiche Aufgaben gestellt, gewannen sie oft eine Frische und Unternehmungslust wieder, die sie verloren geglaubt hatten. Das haben mir viele versichert.

Die Westfront

Der Feldsanitätsschef hatte den Plan gefaßt, nach Beendigung des Krieges die ärztlichen Erfahrungen in einem Sammelwerk zusammenstellen zu lassen und mir das Kapitel „Allgemeine Einwirkungen des Feldzuges auf den Gesundheitszustand“ übertragen. Dazu war erforderlich, die Bedingungen, unter denen die Truppen lebten, auf verschiedenen Kriegsschauplätzen kennen zu lernen. Ich erbat und erhielt ein Kommando nach der Westfront, besonders derjenigen Stellung, die an die Truppen die höchsten Anforderungen stellte: Verdun.

Am 2. Juli 1916 meldete ich mich beim Feldsanitätsschef im Großen Hauptquartier Charleville, besuchte nacheinander die Einrichtungen des XV. und XVI. Korps, Lazarette, Genesungsheime und Ruhestationen; daran schloß sich eine Fahrt nach Belgien,

den sanitären Einrichtungen des VI. Korps, Gent, Kortryk, Brüssel, Spa, Namur, Malonne. Am 26. Juli war ich wieder in Berlin.

Das waren nun freilich ganz andere Verhältnisse als im Osten. Gleich der erste Tag belehrte mich. Morgens in Montmedy angekommen, ging ich ins Offiziersheim. Da ertönte Sirenen-geheul. „Das ist Flieger-signal!“ sagte der Verwalter, ein biederer Schwabe: „Was tut man da?“ fragte ich. — „Am beste isch, Sie lege sich glei ins Bett.“ Die damaligen Fliegerbomben platzten auf der Erde und spritzten ihre Sprengstücke schräg nach oben. Wer am Fenster stand, konnte getroffen werden. „Was machen Sie denn?“ — „Ich mach mei Arbeit.“ — „Das werde ich auch tun.“ — „Ha, da habe Se recht.“ In der Tat gewöhnte man sich bald an den Alarm und kümmerte sich wenig darum. Im Osten kannten wir das nicht; Herbst 1914 hatten russische Flieger einige Bomben nach Johannisburg geworfen, viel Krach, aber wenig Schaden angerichtet; später begnügten sie sich mit Beobachtung.

Die ganze Lage war ja vom Osten durchaus verschieden. Dort langgestreckte dünnbesetzte Fronten mit mehr oder weniger behelfsmäßigen Unterständen, wenige Städte, seltene Großbauten; hier die Armeen dicht beisammen, nach der Tiefe gestaffelt, zum Teil seit 1914 in gleicher Stellung. Das Hinterland reich an Schlössern, Schulen, Kasernen, Fabriken, auch dauerhaften Neubauten, daher selbst die Feldlazarette beinahe frankenhausmäßig eingerichtet und ausgestattet; treffliche Genesungsheime und Sonderstationen.

Zunächst interessierte mich die Zusammenstellung des Krankenbestandes. Cholera, Fleck- und Rückfallfieber fehlten hier völlig, auch Pocken waren nicht vorgekommen. Dagegen hatte auch hier trotz aller Sorgfalt und Impfung der Typhus nicht ganz ausgerottet werden können; die gleichen Sorgen um Genesende und Bazillenträger bewegten auch die Ärzte des Westens. Es waren aber gewaltige Einrichtungen getroffen, von denen noch die Rede sein wird.

Darmkrankheiten waren überaus häufig und aus den Umständen leicht erklärlich. Die meisten machten sie bei der Truppe

durch. Schwere Ruhrfälle kamen in die Lazarette, und die hier besonders eingehende bakteriologische Untersuchung ergab wie im Osten, daß zwischen der Schwere der Fälle und der Art der Erreger keine nachweisbare Beziehung bestand. Nephritis kam auch hier vor, seit Juli 1915, noch nicht im Winter und Frühjahr, obwohl die Truppen zum Teil sehr feucht gelegen hatten und viel an Blasenstörungen litten, ein Beweis, daß die Nephritis ziemlich unabhängig von äußeren Einflüssen entstand. Wolhynisches Fieber kam jetzt hier auch vor, soviel ich sehen konnte, seltener als im Osten. Untersuchungen über den Erreger sind auf deutscher Seite im Westen nicht vorgenommen worden. Hier begegnete mir eine Krankheit, die Weil 1886 beschrieben hatte, die nach seinem Namen benannt wird und die mit Gelbsucht, Milzanschwellung und Nierenentzündung einhergeht. Es gelang Hübener und Reiter, sie auf Meerschweinchen zu übertragen und damit dem Studium besser zugänglich zu machen; Uhlenhuth und Fromme erkannten als Erreger eine Spirochäte. Sie kommt auch in Ratten vor und scheint irgendwie durch Wasser übertragen zu werden. Zahlenmäßig spielte sie keine Rolle; sie ist auch im Osten gelegentlich erschienen, mir aber nie vorgekommen. Im übrigen enthielten die Lazarette daselbe Gemisch alltäglicher und Erkältungskrankheiten wie im Osten.

Sehr groß aber war die Zahl der nervösen Störungen, und darunter fand sich eine, die eine besondere Stellung einnimmt, die Fahnenflucht. Sie fand sich ausschließlich bei den Truppen, die vor Verdun kämpften, namentlich im XV. und XVI. Korps. Dies hing mit den Umständen und der Kampfweise aufs engste zusammen.

Die Maasfestung Verdun wird von drei Seiten eingeschlossen von Bergen, die durch tief eingerissene Schluchten in einzelne Kluppen zerlegt sind, nicht unähnlich der Sächsischen Schweiz, doch ohne die Felsklippen; die Höhen waren dicht bewaldet, jede einzelne eine natürliche Festung, nun durch Werke und Umstände noch besonders beschützt. Seit Februar hatten die Franzosen Zeit gefunden, ihre Stellungen noch fester auszubauen und durch

Gräben zu verbinden. Die deutschen Truppen genossen solche Vorteile nicht. Alle Hänge waren mit Artillerie gespickt, von Gräben durchzogen, von Stollen gehöhlt, mit Granattrichtern überdeckt. Tag und Nacht hörte das Feuer von beiden Seiten nicht auf, alle Kaliber waren vertreten, bis zur dicken Berta, die aber, zu viert im Walde bei Ornes stehend, ausgeleiert war und mächtig streute. Die Gewässer waren durch die Einschläge aus ihrem Lauf geraten und verwandelten die Täler in Sümpfe, in denen die Proviant- und Munitionstransporte nur mühsam und unter großen Verlusten vorwärtskamen.

In diesem Gelände spielte sich der fortwährende Kampf um die Höhen ab; nur bei Nacht, von Trichter zu Trichter springend, erreichten die Truppen ihren Standort und lagen dort vier, sechs, acht Tage und mehr, in Granattrichtern, ohne warmes Essen, den Durst mit dem Sammelwasser der Trichter löschend. Von Schlaf konnte nicht viel die Rede sein. Dennoch kam es vor, daß Truppen baten, nicht abgelöst zu werden, weil sie beim An- und Abmarsch mehr Verluste hatten als in Stellung.

Ich schloß mich dem Unterarzt Seiler an, der zu seiner Minenwerferabteilung auf dem Hardoumont, der Nachbarhöhe des Douaumont, aufstieg. Dort stand die Abteilung eingegraben; für die Nacht war ein Sturm befohlen; zufälligerweise wurde diese Höhe verhältnismäßig wenig beschossen. Die Minenwerferleute hatten sie mit einer steinernen Brustwehr gekrönt und mit Sandsäcken einigermaßen geschützt. Jenseits senkte sich das Gelände, mit Wald bestanden, von dem die laublosen Äste und Stümpfe allein übriggeblieben waren. Ein Schluchtweg führte nach dem Tal, das mit tiefen Gräben durchzogen war. Gegenüber erhob sich die feindliche Höhe, mit vielen Grabenreihen; rechts Douaumont, Fleury, Tavannes, links Fort Vau.

In der Nacht marschierten die Truppen durch, zwei Regimente, lautlos, in endlosem Zug. Ein Schuppenstiel lag über dem Weg, ein Telegraphendraht hing so tief, daß jedes Gewehr hängen blieb. Keiner entfernte die Hindernisse. Das war ganz bezeichnend; jeder tat nur, was von ihm gerade verlangt wurde.

Gegen Morgen wurden die französischen Stellungen unter Feuer genommen. Für einige Stunden waren sie ein einziges Feuermeer. Die Einschüsse der großen und kleinen Geschosse, die breiten blauen Flammen der Minen- und Flammenwerfer, die bunten Rafetenzeichen brachen nicht ab. Man hätte denken müssen, keine Seele könne in diesem Nebel der Pulver- und Minengase am Leben bleiben; der Sturm wurde angefetzt und abgewiesen! Ein paar hundert Gefangene waren das ganze Ergebnis. Der Gegner hatte Verstärkungen vorgeworfen; mit dem Fernglas sah man sie einzeln herankommen, mühsam über die Trichter stolpernd, hie und da von einer Explosion umgeworfen, wohl auch einmal liegen bleibend. Unseren Truppen war dies ein gewohntes Bild; auch die Gefangenen, die ich sprach, nahmen ihr Schicksal gleichmütig. „Heute mir, morgen dir.“

Über die Kämpfe bei Verdun und die Leiden der Truppen haben wir viele anschauliche Schilderungen von Teilnehmern. Ich habe ihrer viele gelesen, und doch, so eindringlich sie sind, haben sie mir nicht denselben überwältigenden Eindruck gemacht wie das Anschauen dieser entsetzlichen Feuerwirkung. Dabei stand ich entfernt und verhältnismäßig sicher! Aber selbst das noch wirkte mit der Gewalt eines furchtbaren Naturereignisses.

Der Kampf des kleinen und schwachen Menschen gegen übermächtige, ja fast übermenschliche Gewalten ist das Höchste und Äußerste, was seinem Mut und seiner Tatkraft zugetraut werden kann; daß Tausende und Abertausende monatelang ihn durchgeführt, ohne völlig zermürbt zu werden, wird immer als eine fast unmögliche Leistung angestaunt werden müssen. Weder der Osten noch andere breite Frontstücke im Westen hatten Ähnliches durchzumachen, und so ist verständlich, daß gerade hier seelische Einflüsse mächtig wurden, die anderswo in gleicher Stärke nicht wiederkehrten.

In den Militärgefängnissen lagen einige hundert Soldaten eingeliefert, die fluchtartig ihre Stellung verlassen hatten. Sie hatten sich dann selbst gestellt oder waren aufgegriffen worden und sahen nun ihrer Aburteilung entgegen. Einige erklärten,

man könne mit ihnen machen, was man wolle, in die Hölle kehrten sie nicht mehr zurück. Das waren wenige. Die meisten, nachdem sie einmal ausgeschlafen, sahen ein, was sie begangen, und konnten es sich kaum mehr erklären. Darunter waren viele, die bisher sich vortrefflich gehalten, befördert oder ausgezeichnet waren. Das Leben vor Verdun, die ungeheuren körperlichen Anstrengungen, die Nächte ohne Schlaf, der Mangel an ausreichender Nahrung, dies alles konnte auch den Stärksten in einen Zustand der Erschöpfung versetzen, in dem eine Kleinigkeit genügte, ihn „umzuwerfen“. Eine kleine körperliche Indisposition, ein Katarrh, oft aber auch eine seelische Depression, ein versagter Heimaturlaub, eine unterbliebene Beförderung oder Auszeichnung.

Der Kommandierende des XV. Korps, General v. Deimling, war sich darüber vollkommen klar und sprach sich sehr offen aus; ihm als altem Afrikaner lag das Wohl der Truppen besonders am Herzen. Er hatte wohl versucht, den Truppen bessere Verpflegung in ihre Stellungen zu senden, aber die Hindernisse waren stärker als der Wille; von 1000 Flaschen Selters, die nach Douaumont sollten, kamen einige dreißig heil an. In Hinsicht der Auszeichnungen war er durch Armeebefehl gebunden, wonach die Verwundeten zuerst bedacht werden sollten; so konnte vorkommen, daß ein vielleicht mäßiger Soldat, der verwundet war, vor dem tapferen Stürmer und Draufgänger das E. K. bekommen mußte.

Das gerichtliche Verfahren war durchaus wohlwollend und vernünftig; die Fahnenflüchtigen wurden zuerst ärztlich begutachtet, bevor das Urteil gesprochen wurde; der Kriegsgerichtsrat hatte volle Einsicht; das Urteil lautete auf bedingte Verurteilung mit Strafaufschub, und man hat mir versichert, daß diese Leute sich später wieder prachtvoll gehalten haben.

Sehr stark war der Abgang unter den Offizieren. Auf ihnen lastete die Verantwortung am stärksten, und sie hatten unter dem mangelhaften Nachschub zu leiden. Es war Ausnahme, daß ein Genesener zu seiner Truppe zurückkam; die neuen Leute, mit Kampfesweise und Gelände noch nicht vertraut, erschwerten den Dienst aufs äußerste. Doch sind Fälle von Fahnenflucht bei

Offizieren nicht vorgekommen; die Schwächung der Widerstandskraft äußerte sich bei ihnen in anderer Form.

Diese Form der Erschöpfungszustände blieb eine Eigentümlichkeit der Kämpfe um Verdun. Weder nördlich, noch südlich davon bei den Korps, die ich damals besuchte, fand sich Ähnliches; auch nicht in Flandern. Die Verdunkämpfe stellten wohl, das gibt auch Ludendorff in seinen Erinnerungen zu, das Äußerste dar, was einer Truppe jemals zugemutet wurde.

Zahlenmäßig traten die Fahnenflüchtigen nicht stark in Erscheinung; ein paar hundert Mann bedeuteten für die Riesenarmeen nicht eben viel. Sie sind aber bemerkenswert im Hinblick auf die sonstigen Formen nervöser Erschöpfung, von denen noch die Rede sein soll.

Die meisten Truppen hielten die Anstrengungen geradezu überraschend aus. Ich hatte Gelegenheit, mehrere Regimenter zu sehen, die aus vorderster Stellung zur Ruhe zurückkehrten. Einige, z. B. Inf. Reg. 147, das vierzehn Tage in Front, zuletzt vier Tage vor Baux gelegen hatte, ließ kaum Zeichen von Erschöpfung erkennen; das waren kräftige jüngere Leute. Andere Truppen wurden auf Autos angefahren, halb verblödet, nach nichts als Ruhe bedürftig; am nächsten Tage waren sie aber bereits munter, pfeifend und singend reinigten sie ihr Zeug und freuten sich auf das Glas Bier, das ihnen zum Frühschoppen mit Musikbegleitung auf dem Markt dargeboten werden sollte. Für die Erholung der Truppen war das Möglichste geleistet; in Wavrille, in Moirey waren an der vom Feind abgewandten Seite Waldlager errichtet zur Erholung angestrenzter Truppen, wahre Sanatorien; bisher bedeutete der Aufenthalt die Befreiung aus der Gefahrenzone, aber bereits machten sich feindliche Flieger bemerkbar, die mit Maschinengewehren die Ruhelager bestrichen.

Hier möchte ich einer eigenartigen Soldatenfigur gedenken. Auf der Höhe des Hardoumont begrüßte mich aus der Höhle des Stollens heraus eine bekannte Stimme: „Da ist ja mein Professor, kommen Sie doch mal rein!“ Das war der alte Hans von Schierstädt. Er war ein trefflicher Reiter, aber auch ein

toller Spieler und Draufgänger gewesen, war in Hannover an der Reitschule in den Spielerprozeß des „ollen ehrlichen Seemann“ verwickelt und kassiert worden. Bei Kriegsbeginn wurde er reaktiviert, und ich traf ihn als Leiter der Fliegerschule in Raftenburg; wir hatten fröhliche Stunden zusammen verlebt. Das ging aber nicht lange; er hatte seine Gewohnheiten nicht abgelegt und verlangte, jeder Flieger müsse sich vor dem Aufstieg mit einigen ostpreußischen Groggs stärken. Da gabs zu viel Bruchschaden, Hans wurde abgelöst. Nun führte der alte Herr als Oberleutnant eine Kompanie Grenadiere. In seiner Höhle stand als Hauptinventar eine mächtige wohlverwahrte Kognakflasche, das „Lagerfeuer“ und ein dickes Buch, das „Lagerbuch“, in das sich jeder eintragen mußte, der die Gastlichkeit des Lagerfeuers genossen hatte. Furcht kannte der alte Knabe nicht, trieb sie auch seinen Leuten aus. Muckte einer, so nahm er ihn an seine Seite und versicherte: „Siehst du, mein Junge, links und rechts habe ich eine Handgranate, die kriegst du in die Fresse, wenn du kneifst.“ Kamen sie dann unverletzt zurück, tröstete er: „So, mein Junge, jetzt bist du kugelfest wie ich, jetzt kann dir nichts mehr passieren.“

Solche Dinge vertragen die Diskussion im Frieden nicht, sind aber unbezahlbar im Kampf, wo es doch immer darauf ankommt, weniger Angst zu haben als der Gegner. Kerle wie Hans gehören in Krieg und Kolonien, im bürgerlichen Leben sind sie nicht unterzubringen, so viele prachtvolle Eigenschaften auch in ihnen stecken. Zuletzt traf ich Hans im Genesungsheim in Jablon, wo er mit seiner glänzenden Unterhaltung abends Mittelpunkt des Kreises war.

Von Verdun führte mich der Weg nordwärts nach Belgien. Hier war ein sehr interessantes und unerwartetes Bild. Unmittelbar hinter der Kampfzone lag das Land wie in tiefstem Frieden, sorgsam angebaut bis auf den letzten Fleck, reichlich versorgt, selbst mit Luxuswaren, Wein und Zigarren. Reichlich wurden die Kunstprodukte gekauft, besonders Spitzen, und es war eine besondere Verkaufsstelle errichtet, die den Herstellern den Absatz, den Käufern gerechten Preis sicherte.

Die Stadt Loewen besuchte ich an einem schönen warmen Sonntag. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, spazierend und Bier trinkend. Zerstört war nur ein kleiner Bezirk in der Nähe des Bahnhofs, da war aber bereits sauber aufgeräumt. Die Stadt selbst war unverlezt, die mächtige Kirche hatte einen Schaden am Dach, doch die Kunstwerke, Uhr, Orgel waren unverfehrt. Weitab von jedem Kampf war die berühmte Bibliothek in Brand geraten; wodurch, ist meines Wissens auch heute noch ungeklärt; der Verlust des prunkvollen Baues ist freilich höchlich zu bedauern.

Traurig sah freilich die Kampfzone aus. Hier verrieten nur Erdhaufen und Steintrümmer die früheren Gehöfte, Dörfer und Städte; hie und da hatte ein besonders festes Mauerwerk, etwa von einem Kirchturm, einen mannhohen Rest gelassen, der selbst zweijähriger Beschießung trotzte, und zur Not noch etwas Deckung gab. Die Felder sahen aus wie gepflügt, nicht einmal das Unkraut hatte darauf wuchern können. Die Truppen hatten anfangs unter dem hohen Grundwasserstand schwer zu leiden und standen bis über die Knie im Morast. Allmählich waren die Gräben ausgebaut, die Wände abgestützt, der Boden kanalisiert, so daß man trockenen Fußes überall hin gelangen konnte. Größere Kampfhandlungen waren damals nicht im Gange, aber die Artilleriebeschießung hörte niemals auf, und Verwundungen kamen täglich vor. Knapp hinter der Grabenlinie waren feuersichere betonierte Verbandsstellen und Operationslazarette angelegt, letztere namentlich für die Bauchschüsse, nachdem die Erfahrung gelehrt, wie schwer sie den Transport ertragen und wie viele Verwundete durch schnelle Operation gerettet werden konnten.

Ganz ausgezeichnet waren die Kriegslazarette eingerichtet. Die weiträumigen Bauten, die reichen Hilfsmittel des Landes kamen ihnen zugute. Der dortige Betrieb konnte es mit jeder Krankenanstalt in der Heimat aufnehmen. Ausgezeichnet waren auch die Leichtkrankenabteilungen und Genesungsheime. Belgien ist reich an frommen Erziehungsanstalten und an Klöstern, die ruhe- und trostbedürftige Personen leiblich und seelisch in Pension nehmen, oft

schloßartige Bauten inmitten parkartiger Gärten. Nun lagen sie verödet und konnten trefflich zu Erholungsstätten dienen.

Am Krankenbestand der Lazarette fiel die Seltenheit der Darmkrankheiten und der Ruhr auf; auch rheumatische Krankheiten waren wenig vertreten. Typhus war ganz vereinzelt, ebenso Wolhynisches Fieber. Nephritis war selten. Das XXVI. Reservekorps, das seit September 1914 in gleicher Stellung lag und anfangs sehr unter Mäße litt, hatte die ersten Fälle erst im Herbst 1915, das ganze Korps nur etwa 50 Erkrankungen: ein weiterer Beweis, wie unabhängig diese Krankheit von äußeren Verhältnissen auftritt.

Von den Lazaretten haben mich zwei besonders interessiert. Das eine war das Typhusgenesungsheim in Spa. Dort kamen die Rekonvaleszenten eines großen Teils der Westarmee zusammen und blieben, bis sie ihre Kräfte wieder gewonnen und ihre Bazillen verloren hatten. Die vielen Hunderte der Dauerausseider blieben dort und wurden mit landwirtschaftliche Arbeiten beschäftigt. Ihr Schicksal nach Kriegsende besprach ich bereits oben. An den Genesenden hat Prof. Paul Krause, damals in Bonn, heute in Münster, die merkwürdigen und langwierigen Nachkrankheiten studiert und eingehend beschrieben.

Sehr wichtig war die Station für Nervenranke in Malonne. Hier kamen vor allem die nervös Erschöpften zusammen. Solche gab es an beiden Fronten, aber entsprechend dem unvergleichlich viel heftigeren Artillerie- und Minenkampf im Westen sehr viel mehr als im Osten. Die Erscheinungen knüpften sich teils an bestimmte Organe: Herz, Blase, Magen; viel häufiger aber spielten sie sich in ausgesprochen nervösen Störungen ab: Stummheit, Schwerhörigkeit, Lähmungen, vor allem Zittern.

Einige unserer besten Neurologen glaubten aus den Erscheinungen entnehmen zu müssen, daß doch irgendwo, wenn auch anatomisch nicht nachweisbar, der Bau des Nervensystems müsse Schaden gelitten haben. Erfahrene Truppenärzte haben das freilich nie geglaubt; sie behielten die Verschlütteten oder durch Explosion Erschreckten einige Tage im Revier, und mehrere haben mir versichert, sie seien nie genötigt gewesen, sie ins Lazarett abzuliefern. Im

Lazarett dauerte das schon länger, und je näher der Heimat, umso hartnäckiger wurden die Störungen. Vor allem mußte auffallen, daß diese nervösen Störungen völlig ausblieben bei Gefangenen, obwohl diese genau ebenso unter Feuerwirkung und Verschüttung gelitten hatten. Hier zeigte sich der Mißstand, daß die Erfahrungen, die an verschiedenen Stellen der Front, der Etappe, der Heimat und den Gefangenenlagern gemacht waren, nur spät und unvollkommen ausgetauscht wurden.

In Malonne war dies früh erkannt und die Einrichtung danach getroffen worden. Psychische Krankheit kann nur psychisch behandelt werden; dazu gehört die Mitarbeit und das Verständnis des gesamten Personals, ja der Kranken selbst. Da war die Parole ausgegeben: Hier wird nicht gezittert, und in der Tat, Beispiel und Zuspruch der Kameraden halfen. Nach 24 Stunden zitterte keiner mehr. Eine Schwester war für ihren kräftigen Zuspruch besonders berühmt. Einst war sie mit einem Kranken beschäftigt, der an schweren, echten epileptischen Krämpfen litt. Der Bett-nachbar geriet in Erregung und fing auch an, Zuckungen zu bekommen. „Dummer Kerl,“ herrschte ihn die Schwester an, „was fällt dir denn ein! Du siehst doch, daß ich nicht zwei aufs Mal besorgen kann.“ Das sah der Zitterer ein und beruhigte sich.

Unsere Neurologen und Psychiater unterscheiden sehr scharf zwischen der „Schreckneurose“, die sehr heftig sein kann, aber rasch abklingt, und den Bedingungen, die sie zur dauernden Erkrankung werden lassen. Viele nehmen noch heute an, daß dazu eine gewisse neuropathische Anlage gehört. Dies mag für viele Fälle passen; für allgemeingültig möchte ich es nicht halten. Es gibt offenbar Einflüsse von solcher Gewalt, daß ihnen auch der Stärkste nicht widerstehen kann. Ein besonders kräftiger und Forscher Unter-offizier sagte mir: „Ich bin an einem Tage dreimal umgeblasen worden, das dritte Mal war mir zuviel.“

Wie stark die äußeren Umstände auf das Beharren der Krankheit wirken, lehrte uns vor allem die Nachkriegszeit. Da verschwanden die Erscheinungen ganz von selbst bis auf wenige, die damit die öffentliche Mildtätigkeit anriefen, aus ihrer Neurose ein

Geschäft machten. Nachgewiesenermaßen sind viele der Zitterer, die auf der Leipziger Straße den Passanten ihre Mütze entgegenhielten, überhaupt gar nicht im Felde gewesen.

Das Generalgouvernement in Brüssel hatte sich zur Aufgabe gemacht, den Belgiern die Vorzüge deutscher Verwaltung und Fürsorge vor Augen zu führen. So war eben eine Ausstellung für soziale Fürsorge eröffnet worden, ein großes Unternehmen, in dem alle Zweige des Gebiets vertreten, durch Bilder, Kurven, Modelle sehr anschaulich gemacht waren. Das war die imposante Leistung eines Landes, dessen Kräfte durch einen nun bereits zweijährigen Krieg aufs äußerste angespannt waren. Es wurden Führungen veranstaltet, der freiwillige Besuch blieb aber hinter allen Erwartungen zurück. Nicht einmal die Arbeiter hatten Sinn für das, was zu ihrem Vorteil geschehen sollte; sie fühlten eben als Belgier und wollten von Deutschland nichts annehmen, nicht einmal das Gute.

Die Verwaltung der Stadt stand unter deutscher Aufsicht; nie ist wohl Brüssel so aufgeräumt und sauber gewesen wie damals; der Gesundheitszustand war ausgezeichnet. Besondere Sorgfalt wurde den Geschlechtskrankheiten gewidmet. In der Front hatte der Soldat keine Gelegenheit zum Verkehr; während der schweren Kampfhandlungen und Anstrengungen trat sogar das Bedürfnis völlig zurück, ja selbst die Samenbildung setzte aus. In der Etappe, auf Urlaub traten die zurückgedrängten Triebe umso heftiger hervor; Gelegenheit zur Befriedigung war überaus reichlich gegeben, berufsmäßige Dirnen und Frauen, die den Mann entbehrten, boten sich in Fülle. Nun war die Hauptaufgabe, die unausbleiblichen Geschlechtskrankheiten rechtzeitig zu erkennen und sachgemäß zu behandeln, ihrer Verbreitung vorzubeugen. Dazu dienten besondere Lazarette mit erfahrenen Fachleuten und allen erforderlichen Einrichtungen. Die Prostituierten wurden überwacht, die Kranken nach einem Sonderlazarett verbracht, wo Unterkunft, Verpflegung und Behandlung geradezu mustergültig waren. So konnte die Zahl der Geschlechtskranken in mäßigen Grenzen gehalten, ihre Heilung mit allen vorhandenen Mitteln beschleunigt werden.

Auch in Belgien war mir Gelegenheit geboten, Regimente durchzumustern, die Freiwillige unter 18 Jahren eingestellt hatten. Die berühmten Reserve-Regimente 204 bis 214, die mit ihren Freiwilligen und Studenten Langemarck unter Gefang gestürmt und dabei so blutige Verluste erlitten hatten, waren freilich nicht mehr am alten Ort. Was ich aber bei anderen Regimentern sah, bestätigte die im Osten gemachten Erfahrungen.

Nun war meine Aufgabe an der Westfront erfüllt. Ich verließ sie mit der Empfindung unendlicher Achtung vor allem, was da militärisch geleistet wurde, mit tiefem Eindruck von der Furchtbarkeit der Kämpfe, aber auch mit vollster Befriedigung über die Leistungen des Sanitätswesens, ja nicht ganz ohne Neid auf die Trefflichkeit, die dank den reichen Hilfsmitteln des Landes ihnen verliehen werden konnten. Freilich konnte ich mich auch überzeugen, daß im wesentlichen die Ergebnisse dieselben waren. Ein Krankenhaus, in dem junge kräftige Leute mit akuten Krankheiten behandelt werden, braucht keine üppigen Hilfsmittel. Ob ein Genesender in einem Schloß oder einer Baracke seine Zeit abwartet, ist gleichgültig; die Hauptsache ist der Geist, in dem die Anstalt geleitet wird, die Kunst, den Mann vor verderblicher Langeweile zu schützen und rechtzeitig an Lust und Tätigkeit zu gewöhnen.

Belgien hatte mir wie in Friedenszeiten wieder einen tiefen Eindruck hinterlassen: alte Hochkultur mit modernem Handels- und Unternehmungsgeist sind nur im Rheinland in gleicher Vereinigung zu finden. Ich dachte mir wohl, es könnte ein prachtvoller Zuwachs für Deutschland sein, aber niemals ein Teil des Reiches. Zu groß waren die Unterschiede in Sprache und Sitte, zu stark die geschichtlichen Erinnerungen. Was im fernalemannischen Elsaß nicht gelungen, mußte hier sicher versagen. Ich hoffte, es werde sich eine Vereinbarung finden lassen, die verhinderte, daß das Land der Sammelpunkt für den Aufmarsch gegen Deutschland würde. So dachten damals auch viele einsichtige Militärs; das Annektionsgeschrei der Alldeutschen erschien ihnen wie mir als ein Unglück.

In Berlin nahm ich an einer Sitzung des Wissenschaftlichen Senats der Kaiser-Wilhelm-Akademie teil. Diesmal wurde die Frage der Kriegsneurosen und -psychosen erörtert.

Dabei wurde man einig, daß Psychosen, d. h. eigentliche Geisteskrankheiten, durch die Umstände des Krieges nicht hervorgerufen werden; wo sie auftraten, befielen sie Leute, die nach Anlage und Vorgeschichte auch in Friedenszeiten erkrankt wären, ja, wohl schon krank eingestellt worden waren. Bezüglich der Neurosen drang allmählich doch die oben vertretene Anschauung mehr und mehr durch; über Behandlung und Gegenmaßregeln war eine Einigung schwerer zu erzielen. Einige hatten vorgeschlagen, jedem Fall von Neurose die dauernde Entfernung aus dem Heere zuzusagen. Das hätte wahrscheinlich die Erscheinungen beseitigt, aber die Krankheit förmlich gezüchtet. Das lehrten schon die Friedens-erfahrungen an traumatischen Neurosen, die ja auch unerwünschte Folgen einer an sich wohlthätigen Gesetzgebung sind. Sicher war jetzt, daß die schwersten und langwierigsten Symptome der Kriegsneurose durch geeignete Methoden in überraschend kurzer Zeit, zuweilen in einer einzigen Sitzung, beseitigt werden konnten. Die von Kaufmann angegebene Methode — überraschende Anwendung kräftiger elektrischer Ströme —, auch die Psychoanalyse leisteten Hervorragendes, aber schließlich kam es weniger auf die Methode als auf das Geschick des Therapeuten an, und ich war sehr froh, daß in Chalm ein bekannter Psychotherapeut, Dr. v. Hattingberg, eine Abteilung erhielt. Endgültige Anerkennung dieser Anschauungen brachte dann die Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Nervenärzte, die am 22./23. September in München abgehalten wurde.

In Mannheim war eine große Untersuchungsstation für innere Krankheiten eingerichtet worden unter Führung meines Freundes und früheren Schülers Prof. Külbs. Wie in Warschau, so war auch hier, in noch vollendetere Form, allen Wünschen Rechnung getragen, und namentlich über das „Kriegsherz“ konnte Külbs reiche Erfahrungen sammeln.

Bad Neuenahr besuchte ich wegen des sog. Kriegsdiabetes. Diabetes entsteht nach heutigen Anschauungen auf Grund einer

angeborenen, oft ererbten Anlage. Aber es sind Fälle bekannt, in denen die Symptome sich ziemlich rasch an eine äußere Einwirkung seelischer oder körperlicher Art anschließen. Es existierte eine reiche gutachtliche Literatur, und die besten Fachkenner waren bereit, die traumatische Entstehung der Diabetes anzuerkennen oder wenigstens für möglich zu halten. Welche Art von Gewaltwirkung dazu erforderlich sei, war nicht ganz entschieden, im ganzen sprachen die vorliegenden, nicht sehr reichen Erfahrungen mehr für stumpfe Gewalt.

Solche hat nun während der Kriegsjahre in einer Häufigkeit eingewirkt, die im Frieden unvorstellbar war: Explosionen, Minenwirkung, Verschüttungen kamen tagtäglich vor. Sie betrafen nicht nur jüngere Leute, sondern auch Männer des mittleren Alters, in dem Diabetes häufiger auftritt. Dennoch wurde Diabetes selten beobachtet. In Neuenahr waren zur Zeit etwa 40 Diabetiker zur Kur, meist ältere Leute, deren Fettleibigkeit, Beruf oder Anlage sie auch wohl sonst zum Diabetes prädestiniert hätte. Einige wenige waren jünger und litten, wie wir dies bei Jugendlichen gewohnt sind, an schwerer Form. Keiner hatte die Krankheit im Anschluß an besondere Anstrengungen, Verletzungen oder seelische Anforderungen bekommen.

Diese Kriegserfahrungen sind sehr wichtig geworden, nicht nur für die Beurteilung der Entschädigungsansprüche der wenigen Kriegskranken, sondern für die Frage der traumatischen Diabetes überhaupt. Wir können heute die Entstehung des Diabetes durch Gewaltwirkung nicht mehr anerkennen, höchstens die Verschlimmerung, und auch diese nur, wenn sie offenkundig und unmittelbar auf den Unfall folgt.

Noch für eine andere Gruppe der Unfallkrankheiten sind die Kriegserfahrungen maßgebend geworden: für die bösartigen Geschwülste. Bisweilen erscheint Karzinom oder noch häufiger Sarkom im Anschluß an eine Verletzung, und an der Stelle, wo die Gewalt einwirkte. Man war daher geneigt, einen ursächlichen Zusammenhang zuzugeben. Die Kriegserfahrungen haben uns auch da eines anderen belehrt: die Häufung der Gewaltwirkungen hat

in keiner Weise die Zahl der Geschwülste vermehrt. Wo sie scheinbar Geschwulst erzeugen, handelt es sich um rascheres Wachstum einer bereits vorhandenen, wenn auch vielleicht noch nicht sichtbaren Geschwulst. Das ist eine den Chirurgen bekannte Erscheinung. Aber das traumatische Karzinom im alten Sinne gibt es nicht. Die Lehre von den Geschwülsten enthält der Rätsel noch so viele; wir müssen froh sein, wenn wenigstens eine Quelle des Irrtums verstopft ist.

Des weiteren interessierten mich die Rheumatismusbäder Aachen und Wiesbaden. Die großen Lazarette Aachens waren aber von Kranken geräumt und mit Verwundeten belegt.

In Wiesbaden standen die Lazarette unter Leitung des Generaloberarztes Schumann und unter Beratung des ausgezeichneten Gelehrten Prof. Weintrauds. Die sogen. rheumatischen Krankheiten sind noch eines der unklarsten Gebiete in der Medizin. Bei einzelnen Formen leuchtet die Kälte Wirkung unmittelbar ein — man denke an den Hergenschuß! Das ist eine alte Erfahrung: im Einzelfalle läßt die aber oft im Stich. Zuerst in Deutschland durch Gürich und Päßler, dann aufgenommen in Nordamerika von Billings, Hans Fischer, Rosenow, entstand die Lehre, daß die rheumatischen Krankheiten Begleit- und Folgezustände eines irgendwo im Körper vorhandenen Entzündungs- oder Eiterherdes seien: in Mandeln, Gallenblase, Harnwegen, vor allem den Zähnen. Zweifellos ist dies für eine Zahl von Fällen richtig. Wäre dies richtig, dann wäre die wirksamste Vorbeugung und Behandlung die Entfernung des Eiterherdes. Für Einzelfälle gelingt dies auch: wie groß ihr Prozentsatz, war unbekannt, und ich hoffte, in den gutgeleiteten Lazaretten Wiesbadens die Ärzte dafür interessieren und Aufschluß bekommen zu können. Der intensive Betrieb und der rasche Wechsel der Kranken ließ aber eine eingehende Untersuchung größerer Massen nicht durchführen. Die Amerikaner haben an ihren Kriegsteilnehmern große Untersuchungsreihen durchgeführt, sind aber auch nicht zu endgültigen Ergebnissen gekommen. Die Rheumafrage steht heute noch zur Erörterung. Der akute fieberhafte Gelenkrheumatismus kam im Felde überall vor, doch keines-

wegs so oft, wie nach den vielfachen Erkältungen und Durchnässungen hätte erwartet werden sollen.

Noch mehr überraschte mich die Seltenheit der Herzkomplikationen. Die älteren Ärzte rechneten, daß etwa jeder dritte Kranke eine Entzündung der Herzklappen davonträgt. Im Kriege war es ganz anders; unter den vielen hundert Rheumatikern, die ich in den zahlreichen Lazaretten sah, fand ich noch kaum ein Duzend mit Endokarditis. Ich kann dafür einstehen, denn die Tatsache fiel mir in den ersten Monaten auf, und ich habe mir seitdem darüber immer sorgsam Notizen gemacht.

Andererseits fand ich mehrere Träger ausgesprochener Klappenfehler, die ihren Dienst als Infanteristen oder Pioniere mehrere Jahre ohne Störung verrichtet hatten. Das Schicksal der Klappenfehlerkranken hängt eben außer von der Größe der Zerstörung hauptsächlich vom Zustand des Herzmuskels ab; bleibt dieser intakt, dann kann die Leistungsfähigkeit nicht nur für den bürgerlichen Beruf, sondern selbst für außergewöhnliche Anstrengungen erhalten bleiben.

Chronische Gelenkerkrankungen kamen, wie natürlich, öfter zur Beobachtung. Ich habe aber nicht den Eindruck gewonnen, als ob sie häufiger wären als bei den entsprechenden Altersstufen der Friedensbevölkerung; auch die seitherigen Beobachtungen in der Klinik haben mir nicht den Eindruck hinterlassen, daß die Kriegsumstände der Entwicklung chronischer Gelenkkrankheiten besonderen Vorschub geleistet hätten. Dasselbe gilt für die Muskelschmerzen und die ihnen so nahe verwandte Ischias. Gewiß waren sie in den Revieren, in Front, Etappe und Heimat zu finden, wurden wohl auch hartnäckig und bedurften eingehender Behandlung. Bedenkt man aber die Millionenzahl der Kriegsteilnehmer, die lange Dauer des Feldzugs, die tägliche Exposition an Erkältung, so ist die Gesamtzahl überraschend niedrig und würde noch geringer sein, wenn man die Zahl der Fehldiagnosen, der Plattfußschmerzen und der Drückeberger abziehen könnte. Hier möchte ich ein Urteil über Erkältungen im allgemeinen wagen. Ein Wagnis, denn weder steht fest, was man zur Erkältung rechnen soll, ob die reine Kälte-

wirkung oder die durch Kälte ausgelösten Infektionen — man denke an den Schnupfen! — noch sind die statistischen Unterlagen im Frieden wie im Kriege hinreichend zuverlässig. Beim Vergleich sehr großer Zahlen mögen sich die Fehler einigermaßen ausgleichen und da ergibt sich, daß die Erkältungskrankheiten sich im Kriege sehr unerwartet verhielten: sie waren im Feldheer seltener als in der Heimatarmee und nahmen von Jahr zu Jahr an Häufigkeit ab. Selbst auf ihrer höchsten Höhe überschritten sie nicht die Zahlen, die beim Friedensheer und bei den entsprechenden Altersklassen der Krankenkassen errechnet waren.

Man kann sich das etwa so denken: auf der einen Seite war die Gefahr der Erkältung weit größer als im Frieden. Aber hier haben sich dann zwei Kräfte entgegengearbeitet: der vermehrten Exposition trat eine größere Abhärtung gegenüber. Den Bedingungen der Exposition ist namentlich Schade nachgegangen; lange Zeit dasselbe Regiment als Arzt betreuend, konnte er eine relativ sichere Statistik mit seinen Aufzeichnungen über das Wetter vergleichen. Dabei trat namentlich der Einfluß der Bodenfeuchtigkeit hervor. Nach alter Erfahrung ist trockene Kälte bei weitem nicht so schädlich wie die feuchtkalten Übergangsjahreszeiten; dies zeigte sich nach der Winterschlacht in Masuren, die wohl Erfrierungen und Darmkatarrhe, aber wenige Erkältungskrankheiten im Gefolge hatte.

Von der Abhärtung der Truppen überzeugte der Augenschein. Vom Februar bis in den Spätherbst konnte man die Mannschaften halbnackt am Fluß sich gründlich reinigen sehen; an Bivaks im Freien hatten sie sich bald gewöhnt, und der vielverschriene Trunk kalten Wassers in der Hitze war Regel und schadete nichts. Viele Leute von sitzender Lebensart haben mir freudig erzählt, sie seien ihre Erkältungen ganz losgeworden, und selbst einige Berufsjäger, die im Frieden nie anders als mit hochgeklapptem Kragen gingen, hatten jede Empfindlichkeit verloren, ihre Stimme klang so klar wie je, selbst bei einem, der als „Schipper“ wahrlich kein geschontes Dasein hatte.

Gefangenenlager in Münster

Zuletzt besuchte ich das Gefangenenlager zu Münster i. W. Es konnte bis 25000 Mann aufnehmen. Anfangs hatte man es mit Engländern und Franzosen belegt, aber Zank und Streit hörten nicht auf, und um des lieben Friedens willen mußte man sie trennen. Besser vertrug sich der Franzose mit dem Russen; er benutzte ihn als Stiefelschuh und schenkte ihm dafür Zigaretten. Daran fehlte es nicht. Der Franzose hat einen unüberwindlichen Widerwillen gegen schwarzes Brot. Unter Leitung der Frau Herriot, Gattin des Ministers und Lyoner Bürgermeisters, war die Sendung von Gefangenenpaketen organisiert: wöchentlich 5 Pfd. Weißbrot, Schokolade, Zigaretten, Bleistifte u. dergl. Die meisten Gefangenen wurden auf dem Lande beschäftigt, wo sie sich zum größten Teil sitzsam und anständig erwiesen. Für die Akademiker war im Lager gesorgt; eine reichhaltige Bibliothek, ein Studien-saal, regelmäßige Vorträge ermöglichten Beschäftigung und Studium. Zwei Orchester sorgten für Unterhaltung: eine „Harmonie“, ein populärer Bläserchor, und ein großes Orchester unter Leitung des Dirigenten der Opéra Comique in Paris. Ich wohnte einer Probe bei und freute mich über die vollendeten Leistungen. Auch ein Theater war errichtet; Dichtung und Komposition lieferten die Gefangenen, und die Tagesereignisse boten reichlich Stoff. Zwei Mann hatten versucht, durch einen Stollen zu entfliehen, kamen aber noch innerhalb der Umzäunung zutage. Diese „taupes“, Maulwürfe, wurden auf der Bühne weidlich verlacht.

Die Gefangenen hatten es hier wohl so gut, wie es Gefangene haben können. Leider hielt das nicht vor. Der wohlwollende Kommandant wurde abgelöst, Berichte über schlechte Behandlung deutscher Gefangener in Frankreich machten Eindruck, Kommiß und Reglement überwucherten.

Herbst 1916

Am 5. August 1916 war ich wieder in Warschau, eben recht zur feierlichen Paroleausgabe zur Jahresfeier der Eroberung; am 6. wieder in Biala.

Als bald kam das gewohnte Reisen wieder in Gang, das bis zur Südmarmee v. Bothmers hinter Lemberg führte. Überall machten sich Darmkatarrhe und Ruhr breit, auch da, wo Unterstände, Verpflegung, Wasser tadellos waren und Rotwein regelmäßig verabreicht wurde. Bei einem bayrischen Regiment fand ich geradezu ideale Verhältnisse. Der besorgte Oberst frug mich nach jedem Kranken einzeln unter Nennung des Namens. Dennoch blieb die Truppe verseucht bis in die ersten Oktobertage, wo die Ruhr wie alljährlich mit einem Schlage erlosch.

Die Österreicher hatten sich beim Feldsanitätschef Ost beschwert, daß die zwischen ihnen eingeschobenen deutschen Truppen sie mit Ruhr gefährdeten; bei ihnen komme sie nicht vor. Ich prüfte das im Feldlazarett Rykow: sie hatten genau soviel Ruhr wie wir, nannten sie aber blutigen Darmkatarrh.

Im Oktober folgte ein Kommando zur Beratung im XVII. Korpsbezirk (Danzig). Der alte Generalarzt Bötticher war gestorben; sein Nachfolger war Generaloberarzt Glauer, nicht minder eifrig und unternehmend.

Diesmal forderte die Lungentuberkulose unsere Aufmerksamkeit. Naturgemäß trat sie bei Angehörigen des Feld- wie des Besatzungsheeres auf, in diesem Korpsbezirk namentlich im Bekleidungsamt mit seinen schwächtigen Schneidern, in der alkoholverseuchten Kassubei und bei einem elsässischen Rekrutenregiment. Die Feststellung beginnender Lungentuberkulose ist keineswegs leicht: Körpertemperatur, Gesamtbefinden, Gewicht und Erscheinungen an der Lunge müssen berücksichtigt werden, vor allem aber das Röntgenbild. Die Tuberkulosebekämpfung in Danzig unterstand einem außerordentlich pflichttreuen und eifrigen Arzt, Sanitätsrat Effler, der sich große Verdienste erworben hatte. Er legte den Hauptwert auf die Zeichen, die durch Beklopfen und Behorchen der Lunge wahrgenommen werden, und ging in deren Deutung sehr

weit, wollte aber das Röntgenbild nicht gelten lassen. Ich war anderer Meinung und verlangte, daß bei der so folgenschweren Entscheidung kein Mittel unangewandt bleiben dürfe, das zur Diagnose beitrage. Unter Anwendung aller Hilfsmittel konnten wir etwa ein Drittel der angeblich Lungenkranken für gesund erklären. Die weitere Entwicklung der Tuberkulosedagnostik hat mir recht gegeben; seit einigen Jahren wissen wir durch Redeker und Ahmann, daß die früheste Lungenerkrankung mit unbedeutenden, ja oft ohne Krankheitsercheinungen einhergeht und nur im Röntgenbild erkannt wird.

Für die Tuberkulösen waren Sonderlazarette eingerichtet mit Liegehallen und allen sonstigen Einrichtungen. Einige Mühe bereitete die Ernährung: Es fehlte an Fettahrung. So mußte sie durch Lebertran ersetzt werden, den wir aus Norwegen unbegrenzt erhielten. Die Leute gewöhnten sich daran und schluckten große Mengen. Bekanntlich ist Lebertran ein wichtiger Bestandteil der modernen Gerson-Sauerbruchdiät.

Im Dezember 1916 wurde ich zur Generalmusterung im XVII. Korpsbezirk kommandiert. Dabei begegneten uns Simulanten zu Duzenden, meist aus der Kassubei oder den polnisch sprechenden Landesteilen, die körperlich und geistig rückständig und von recht geringem Kriegswillen besetzt waren. Die Herzstörungen durch übermäßigen Kaffee oder verschluckte Zigarrenstummel waren längst bekannt; hier kam dazu die absichtliche Infektion mit Tripper. Ein junger Soldat, Sohn eines aktiven Offiziers, der sich selbst unheilbar verstümmelt hatte, verlockte andere, sich anstecken zu lassen, und gab ihnen das Geld zum Besuch kranker Dirnen. Er mochte wohl unter der väterlichen Zucht schwer gelitten haben, um derart Militärfeind zu werden. Theodor Plivier in „Des Kaisers Kulis“ hat Ähnliches geschildert; dort war eine Dirne unter dem Namen „Gonofotte“ berühmt.

Häufig waren Hautgeschwüre, die auf keine Art heilen wollten. Im Strohsack versteckt fanden wir Essigessenz, Sublimatlösung und andere Ätzmittel. Einigen wurden die Wunden mit Gipsverband überdeckt, dennoch heilten sie nicht. Mit Strohhalmen

und Drähten fuhren die Leute nachts unter den Verband und kratzten die Wunden auf. Als dies durch unzugänglichen Verband gehindert wurde, heilten sie in wenigen Tagen. Erstaunlich blieb die Erfindungsgabe und Hartnäckigkeit dieser meist sehr primitiven Menschen.

Der Januar 1917 führte mich nochmals in den XVII. Korpsbezirk; eine Kommission sollte die Lazarette durchmustern und die Dienstfähigen ermitteln. Von den gemeldeten Fällen wartete die Hälfte die Kommission gar nicht ab, sondern meldete sich freiwillig gesund. Von den untersuchten 1791 Mann konnten 549 zur Front, 220 zur Garnison entlassen werden. Nur 818 waren weiterer Behandlung bedürftig.

Wieder fiel mir auf, wie unzweckmäßig die Verzettlung der Kranken auf zahllose abgelegenen Lazarette war; noch immer war es mir nicht gelungen, im Heimatgebiet Herz- und Magenstationen einzurichten. In Lauenburg lagen drei Mann, die aus Mazedonien schwere tropische Malaria mitgebracht hatten. Ich frug den Arzt, wie er sie behandle: „Sie bekommen täglich 20 Tropfen Chintintur.“ Das war Scheinbehandlung; eine Sammelstelle, etwa in Danzig, unter Leitung eines in Malaria erfahrenen Marinearztes hätte den Leuten Monate des Fiebers und der Entkräftung erspart.

Im ganzen aber waren die Lazarette in erfreulichem Zustand, der Eifer der Ärzte und des Personals jeder Anerkennung wert.

Die Türkei

Am 16. Februar 1917 erreichte mich im hintersten Winkel Galiziens ein Telegramm des Feldsanitätsschefs, das mich für drei Monate nach der Türkei kommandierte „zu im Interesse der Heeresverwaltung liegenden ärztlichen Studien bei deutschen und verbündeten Truppen“. Ich ordnete meine Verhältnisse, meldete mich ab, war am 21. Februar in Berlin, um die nötigsten Informationen zu erhalten und einige Ausrüstungen zu besorgen. Viel war nicht zu erfahren. Man verwies mich auf Konstantinopel. Am 3. März bestieg ich den Balkanzug, der bis zur Reichsgrenze als D=Zug

geführt wurde; in Ungarn nahm er dann den Charakter eines Bummelzuges mit Lokalverkehr an; die Bundesbrüder sparten sich einen eigenen Zug, und die Fahrgäste sahen nach Kleidung und Benehmen nicht aus, als ob sie Fahrkarten 1. Klasse bezahlt hätten. Immerhin gab es reichlich und gut zu essen, anders als in der Heimat. In Serbien und Bulgarien wurde es anders, der Zug schlich im Schneekentempo und unter fortwährendem Halten; der Ober verkündete, es werde kein Abendbrot geben. Da war uns ein zweistündiger Aufenthalt in Sofia willkommen, wo wir uns mit Butter, Käse und herrlichem Weißbrot versorgen konnten. Hinter Nisch kursierten wilde Gerüchte: Komitatschibanden unter französischen Offizieren hätten tags zuvor den Zug angegriffen; es wurden Flinten verteilt, sie sind aber nicht in Aktion getreten. Nach drei Tagen war Konstantinopel erreicht: mir waren sie wie im Fluge vergangen. Die fremdartige, abwechslungsreiche Landschaft, die Puszta Ungarns, die wilden Gebirgslandschaften hinter Nisch, das an Mitteldeutschland erinnernde Bauernland Serbiens, die Tschataldschahöhen und endlich die Steppe Thraziens mit ihren Büffelherden und Kamelkarawanen boten dem Auge stets fesselnde Bilder. Zudem führte die lange Fahrt die Reisenden unwillkürlich zusammen. Da war eine Berlinerinnen, die nach Sofia wollte, um einen Bulgaren zu heiraten, einige Krankenschwestern, Offiziere, Deutsche, Bulgaren, Türken; auch ein türkischer Prinz, der sich sehr wichtig vorkam. Dann fuhr mit uns der bekannte Bildhauer Prof. Fritz Behn aus München. Unsere jüngeren Brüder waren befreundet gewesen, nun ergaben sich bald vielfache Beziehungen. Endlich fuhr mit mir Prof. Viktor Schilling, der in Aleppo stationiert war und von einer Urlaubsreise zurückkehrte. Die Türkei war gleichsam Kolonialgebiet, jeder kannte den andern, und ehe wir nach Konstantinopel kamen, war ich über die wichtigsten Personen, ihren Charakter und ihre Schicksale einigermaßen unterrichtet. Vom südlichen Klima merkte man nichts; Serbien lag unter Schneedecke, Konstantinopel war kalt und windig.

Die Ankunft des Balkanzuges war immer das Ereignis des Tages: wer konnte, war an der Bahn, Bekannte zu empfangen

und zu begrüßen. Mich holte Oberstabsarzt Collin ab, der Oberste Sanitätsoffizier der Militärmission (kurzweg Osanoff genannt), und geleitete mich nach dem Perahotel. Wer nur Galata und Pera sieht, kann glauben, in einer italienischen Stadt zu sein; schmale Straßen mit hohen Häusern, enge dunkle Gäßchen; die breite Perastraße mit ihren glänzenden Läden, Kaffeehäusern und Varietés machte die Ausnahme. Was da verkehrte, ging in europäischer Tracht, die Türken mit Tarbusch, die Türkinnen in einer Art schwarzem, seidenem Domino, schon damals nur zum Teil noch verschleiert. Am Hafen wurde es freilich bunter: alle Abstufungen der Gesichtsfarbe bis zum dunklen Neger Schwarz; Kleider und Tücher aller Farben, würdige Mollahs neben griechischen und armenischen Priestern: ein Bild, so bunt man es wünschen mag. Das Perahotel, der Eisenbahngesellschaft gehörend, war das übliche Hotel ersten Ranges mit einer Unzahl von Kellnern und Bagen, bewohnt von einer merkwürdigen Mischung von Offizieren, Beamten, Geschäftsleuten, Schiebern; der Fünfuhrtee mit Wiener Musik war Treffpunkt der eleganten Welt, die Abende oft belebt von den munteren und übermütigen Fliegern, mit denen ein türkischer Prinz freundschaftlich verkehrte.

Vorgeschichte des Krieges in der Türkei

Über den Gang des Weltkriegs auf den europäischen Schauplätzen kann sich jeder leicht unterrichten. Weniger bekannt sind die Vorgänge in der Türkei; es mag daher berechtigt sein, sie als Vorbereitung der kommenden Erzählungen kurz zu schildern.

1877/78 im russisch-türkischen Kriege waren die Mängel der Armee an Ausrüstung und Ausbildung deutlich zutage getreten. Sultan Abdul Hamid erbat deshalb Hilfe von der stärksten Militärmacht, von Deutschland. Eine Militärmission unter General Kähler wurde 1882 nach Konstantinopel entsandt; die Führung übernahm

1883 General v. d. Goltz. Ihre Tätigkeit war wenig befriedigend; Abdul Hamid schwankte zwischen dem Wunsch nach einer starken Armee und der Angst vor ihrer Selbständigkeit. So blieb die Militärmission auf rein theoretische Anweisung beschränkt; Übungen durften nicht abgehalten werden. Immerhin wurden die Dardanellen befestigt und eine Torpedoflotte geschaffen. 1895 kehrte v. d. Goltz nach Deutschland zurück. Der Krieg gegen Griechenland 1897 verlief für die Türkei unglücklich.

1908 wurde v. d. Goltz nochmals nach Konstantinopel berufen, fand aber das Land in tiefer Gärung; am 24. Juli 1908 setzte die Revolution ein, die Abdul Hamid zum ängstlich behüteten Gefangenen und Mehmed zum Sultan machte. Wiederum wurde v. d. Goltz die Reorganisation der Armee übertragen, unter solchen Intrigen und Schwierigkeiten, daß er selbst erklärte: die Türkei ist für Deutschland noch nicht bündnisfähig. 1911 begann der Krieg mit Italien um Tripolis; da trat Envers besondere Begabung hervor, Menschen zu gewinnen und anzufeuern. Man erinnert sich, daß Italien damals eine schmale Küstenzone nicht zu überschreiten wagte.

Der erste Balkankrieg brachte der Türkei nur Nachteile: „Schwärmer, Idealisten und Theoretiker hatten die Führung.“ Bei Lüleburgas geschlagen, in der Tschataldschalinie von Hunger und Cholera verwüstet, hätte die Türkei Konstantinopel den Bulgaren übergeben müssen, wäre nicht der Streit unter den Verbündeten ausgebrochen. Im zweiten Balkankrieg gelang es, Adria-nopel wieder zu besetzen: wieder fiel der Ruhm auf Enver.

Der 13. Januar 1913 brachte eine neue Staatsumwälzung, die Enver, Djemal und Talaat an die Spitze stellte. Nun wurde auch die deutsche Militärmission wieder berufen, unter Leitung des Generals Liman v. Sanders, unter lebhaftem, aber vergeblichem Widerstand Englands und Frankreichs, obwohl England die entsprechende Marinemission unter Admiral Limpus in Händen hatte.

Bei Kriegsausbruch hatte die Türkei Neutralität erklärt; im Juli war aber bereits heimlich ein Bündnisvertrag mit Deutschland geschlossen worden. Am 11. August liefen die beiden Kriegsschiffe „Göeben“ und „Breslau“ in die Dardanellen ein und

wurden von der türkischen Regierung angekauft, wobei Admiral Souchong in türkische Dienste übertrat. Am 28. September fuhr die „Goeben“, jetzt „Sultan Fawus“, ins Schwarze Meer, wurde von russischen Kriegsschiffen beschossen, und nun folgte die Kriegserklärung der Osmanischen Regierung. Im Dezember wurde v. d. Goltz, seit August Generalgouverneur in Belgien, wieder nach Konstantinopel berufen, als Generaladjutant und Berater des Sultans.

Eine englisch-französische Flotte hatte die den Dardanellen vorgelagerten Inseln besetzt und zwei alte Küstenforts zerstört. Am 18. März 1915 versuchte sie den Durchbruch, mußte sich aber mit Verlust dreier großer und mehrerer kleiner Schiffe zurückziehen. Am 25. April landeten starke feindliche Truppenmassen auf der Halbinsel Gallipoli, und nun begann jener heldenmütige, durch Liman v. Sanders geführte Abwehrkampf der türkischen Armee, mit dem Erfolg, daß am 19./20. Dezember die Engländer sich unter Hinterlassung ihrer Vorräte zurückzogen. Freilich hatte der Kampf der Türkei 200 000 Mann gekostet.

Seitdem war Konstantinopel weder zu Lande noch zu Wasser mehr bedroht worden; die anfänglich aufgestellte Schutzarmee wurde, nachdem Bulgarien den Mittelmächten beigetreten, Serbien überwältigt war, auf anderen Kampfplätzen verwendet. Die nationale Erhebung und der Sieg von Gallipoli hatten das Selbstgefühl der Türken gewaltig gehoben; nur ungern ertrugen sie die Überlegenheit der Deutschen, die sie doch nicht entbehren konnten. Daraus ergaben sich Spannungen, die durch Fehler von beiden Seiten noch vermehrt wurden und die Zusammenarbeit vielfach erschwerten.

Die Vorhölle

Ich hatte gerechnet, in wenigen Tagen die nötigen Meldungen zu erledigen, die Ausrüstung zu vervollständigen und alsbald ins Innere zu reisen. Aber sofort zeigten sich Schwierigkeiten aller Art; ich mußte die Unvollkommenheiten der Organisation gründlichst kennen lernen, dazu die Kunst des Orients: Warten!

Zunächst war der türkische Feldsanitätschef Suleiman Ruman Pascha auf Dienstreise; ohne ihn gab es keine Pässe. Dann machte die Ausrüstung Mühe. Offiziere, die seit 1914 im Lande waren, sagten: „Sie müssen sich ausstatten wie zu einer Expedition nach Innerafrika!“ Höhere Offiziere lachten und sagten: „Sie werden D=Zug fahren und brauchen nichts vorzusorgen.“ Die hatten ein- oder zweimal die Reise nach Damaskus oder Jerusalem gemacht, und wenn solche „Großkopfeten“ reisten, wurden alle anderen Züge von der Bahn geschoben. Den einzig guten Rat gab mir der Militärbevollmächtigte bei der Botschaft, General v. Loffow. Der sagte: „Wo Sie hinkommen, finden Sie immer Truppen, die Ihnen zu essen geben, nehmen Sie reichlich Zigaretten mit und, wenn Sie kriegen können, ein paar Flaschen Kognak.“ Das habe ich getan und bin gut dabei gefahren. Aber einiges andere war nötig; Feldbett, Mückenschleier, ein paar Konserven, Arzneimittel. Das war in 6 Magazinen verzettelt, die Bezugsscheine an einem 7. Ort, und die Stellen kaum zu finden. Denn nach einer streng durchgeführten Verordnung waren öffentliche Aufschriften in fremden Sprachen verboten; das galt auch für die deutschen Dienststellen! Ferner mußte ich mich mit Metallgeld ausrüsten. Die Türkei hatte Papiergeld ausgegeben; das Volk hatte aber dazu kein Vertrauen. Denn im Russisch-Türkischen Kriege war es auch ausgegeben, später durch einen Federstrich des Sultans für ungültig erklärt worden. Das war nicht vergessen. In Konstantinopel wurde es angenommen, etwa um ein Drittel des Metallwertes, jenseits Aleppo aber hätte ich kein Ei ohne Hartgeld bekommen. Die Intendantur zahlte einen kleinen Teil des Gehalts in Gold, den Rest in Papier. Kleinmünze, sog. Metallik, gab sie nicht ab. Hilf dir selber, hieß es. Von einem Beamten der Deutschen Bank, unter dem Tisch, und von einem Offizier, der nach der Heimat zurückkehrte, gelang es, einiges Hartgeld zu bekommen; einen kleinen, ängstlich behüteten Vorrat, der ja für Monate reichen mußte.

Die dritte Schwierigkeit war, zu erfahren, wann ein Zug nach dem Inneren ging. Die Anatolische Bahn stand unter eigener

Verwaltung; an den Direktor hatte ich eine Empfehlung des Allgewaltigen Herrn v. Gwinner und wurde freundlich empfangen. Aber die Bahn konnte nur fahren, wenn sie gerade Kohlen hatte, und augenblicklich war völlige Ebbe. Das war die Bahn, die drei große Armeen zu versorgen hatte!

So blieb mir allerlei Zeit, die Schönheiten der Stadt kennen zu lernen. Ich genoß sie in Gesellschaft Prof. Behns. Er war als freiwilliger Automobilist im Westen gewesen und hatte dort viel erlebt. Als diese Stelle aufgehoben wurde, war er einfacher Landsturmmann geworden; er wohnte im Perahotel, und es war komisch, wenn junge Leutnants eintraten, vor dem stattlichen Mann in tadelloser Eigenuniform Honneurs machten, während doch eigentlich Behn hätte aufspringen und stramm stehen müssen. Wir zogen zusammen durch die Stadt, besuchten die abgelegenen türkischen Quartiere mit ihren sonnverbrannten silberglänzenden Holzhäusern, breiten ungepflasterten Straßen, stattlichen Platanen und einladenden Brunnen. Wir fuhren durch die Gartenstadt Zediküle nach den sieben Türmen und der imposanten Stadtmauer. Wir waren überwältigt von dem mächtigen Eindruck des ungebrochenen und ungeteilten Raumes der großen Moscheen. Wir sahen die eigenartigen Mosaiken der Karieh-Moschee, die, aus Giotto's Zeit stammend, so sehr an seine Kunst erinnern. Wir empfingen tiefe Eindrücke von der Ejub-Moschee mit ihrem Park uralter, von Reihern bevölkerter Bäume. Im Antikenmuseum führte uns freundlichst Dr. Maß, ein Berliner Archäologe, der als Freiwilliger Krankenpfleger hier tätig war. Es war geschlossen, aber Dr. Maß erklärte dem Beamten, ich sei ein solcher „Büyük Adam“, ein so großer Mann, daß ich überall hindürfe. Ich war froh darüber; die Sammlung ist einzig; der Sarkophag der zwölf trauernden Frauen, die ohne alles Pathos in ausdrucksvollster Stellung die Trauer verkörpern, ist unvergesslich. Daneben muß selbst der berühmte pomphafte Alexandersarkophag zurücktreten. Ich hatte allerlei Empfehlungen mitgebracht. Aber der Zusammenhang der Kreise war so gering, daß ich die Adressen nicht erfahren konnte. Niemand kannte den Leibarzt des Sultans, dem ich Grüße

von Prof. Israel überbringen sollte, der zwei Jahre zuvor den Sultan operiert hatte. Der Musikmeister der Armee, Major Lange wohnte in Skutari, sein Sohn war mein Assistent in Berlin. Ich konnte auf keine Art sein Haus erfahren. Schließlich hörte er von mir und besuchte mich. Die Früchte seiner Wirksamkeit habe ich im Lande mehrfach bewundern können. An den Botschafter war ich persönlich empfohlen, gab Karten ab, einmal, zweimal, ohne Rückäußerung. Das wunderte mich am wenigsten; bei internationalen Kongressen wurden alle Nationen von ihren Botschaftern oder Gesandten empfangen; die Deutschen niemals.

Sehr reichhaltig und vielgestaltig waren die medizinischen Einrichtungen in Konstantinopel. Da war die Medizinschule in Haidar-Pascha, auf der asiatischen Seite, ein Institut zur Ausbildung von Militärärzten ähnlich unserer Kaiser-Wilhelm-Akademie. In prunkvollem Bau, mit auffallend hohen Räumen, waren Lehr- und Forschungsräume untergebracht, gute Lehrmittel vorhanden, ein großer Stab türkischer Professoren europäischer Ausbildung; die jungen Leute machten einen frischen Eindruck, und bei der Prüfung, zu der ich zufällig kam, schienen sie gut Bescheid zu wissen. Die Anstalt war dringend nötig, denn die ärztliche Versorgung des Heeres war ganz ungenügend.

Da war das Krankenhaus Gülhane, eine Fortbildungsanstalt für Ärzte, unter Leitung der deutschen Professoren Brüning und Selling, jetzt Lazarett mit allen Hilfsmitteln der Untersuchung und Behandlung, zahnärztlichem Institut und, als besonderer Stolz, orthopädischer Werkstatt.

In hoher Lage, oberhalb Pera lag das türkische Hauptlazarett. Ich wurde dort sehr feierlich empfangen und herumgeführt; es machte einen guten Eindruck, hell und geräumig, die Kranken sahen ordentlich gepflegt aus. Freilich war nicht alles Gold, was glänzt: Cholera durfte vorschrittmäßig nicht existieren und wurde verheimlicht. Unsere armen Kraftfahrer haben später darunter leiden müssen, als die Abwässer dieses Lazarettts in ihre Wasserleitung gerieten und eine Epidemie von Cholera, Typhus und Ruhr hervorriefen.

618, Die Front der Ärzte

Alten und verdienten Ruf genoß das Deutsche Krankenhaus, unter Leitung Dr. Schleips, Orchan Bey's und Dr. Kerstens. Es enthielt in schönen luftigen Bauten etwa 170 Betten, nebst den nötigen Untersuchungs- und Operationsräumen. Als einzige wohl eingerichtete und ärztlich gut versorgte Krankenanstalt genoß es besonders das Vertrauen der Türken wohlhabender Kreise; zur Zeit lag da eine Prinzessin, um ihr Baby zu erwarten. Nach dem Kriege übernahmen es die Amerikaner, und als diese es der türkischen Regierung zurückgaben, bestimmte sie, es dürften nur türkische Ärzte daran tätig sein. So ist dieser wichtige Auslandsposten wie so mancher andere der deutschen Medizin verloren gegangen.

Ein deutsches Etappenlazarett lag in Kurutscherme am Bosphorus im Sommerhaus eines reichen Türken, eine Stätte sorgfamer Behandlung und eifriger Forschung.

Das Marinekrankenhaus unter Dr. Schech unterhielt eine stark besuchte Poliklinik für Eingeborene. Vorwiegend kamen Geschlechtskranke zur Beratung. Syphilis ist im Orient weit verbreitet. Sie verläuft meist mild und schleichend, mit Hautausschlägen und Knochenanschwellungen; die lebensgefährlichen Hirn- und Rückenmarkskrankheiten, Herz- und Leberleiden sind so selten, daß landeskundige Ärzte lange meinten, sie kämen überhaupt nicht vor. Das hat sich freilich als irrig erwiesen. Die Ansteckung geht oft schon auf die Kinder über durch enge Zusammenleben, gemeinsames Eß- und Gebrauchsgeschirr. Die Hilfe unserer Ärzte wurde gern dagegen in Anspruch genommen.

Das Rote Kreuz unterhielt ein stattliches Krankenhaus im ehemaligen Italienischen Spital. Hier war Dr. Zlocisti tätig, neben ihm Dr. Neukirch, ein Schüler Lütjens aus Kiel. Beide waren befähigt und ausgerüstet für wissenschaftliche Arbeit. Im Dezember 1914 waren sie vom Roten Kreuz nach der Kaukasusfront entsandt und hatten dort schwere Arbeit gehabt mit den ausgedehnten Epidemien von Typhus, Fleck- und Rückfallfieber; sie hatten den neuen Erreger einer typhusähnlichen sehr bösartigen Krankheit entdeckt, den sie Paratyphus Typ Ersindhian nannten.

Seit September 1915 arbeiteten sie in Konstantinopel, während der Gallipolikämpfe an Verwundeten, später viel an Zivilbevölkerung. Obwohl diese damals noch nicht eigentlich hungerte, kam Skorbut oft vor, in schwerer Form, mit vielen Todesfällen. Auffallender Weise war es den Ärzten nicht gelungen, durch frische Gemüse sicher Heilung zu bringen; im Frühjahr erlosch wie immer die Epidemie von selbst. Das war unsere erste Begegnung mit dieser in Deutschland bereits sagenhaften Krankheit. Dr. Blocisti ist nach dem Kriege in den Orient zurückgekehrt und lebt als vielbeschäftigter Arzt in Haifa.

Im österreichischen Lazarett traf ich Dr. Felix, der mit Dr. Weil die wichtigste Reaktion auf Fleckfieber entdeckt hatte und den ich von Sotal in Galizien her kannte. Auch er konnte mir vieles über die Krankheiten des Landes erzählen.

Am asiatischen Ufer, in Moda, war in einem früheren Hotel ein schönes Heim für die Genesenden errichtet, auf der Höhe der abfallenden Küste, von frischen Seewinden umspült. Dort traf ich Prof. Reyher, den Kinderarzt aus Berlin, jetzt in den Bergwerken tätig, wo unter den Gefangenen, die die Kohle, Eisen- und Chromerze förderten, Fleckfieber ausgebrochen war. Er und andere Ärzte gaben mir wertvolle Informationen.

Viele Besuche und Meldungen waren nötig. Der Chef der Militärmission General Lenthe war auf Dienstreise; der Chef der Flottenstation Admiral Souchong empfing mich freundlich; ein Abend auf dem Kommandoschiff „General“ mit dem Marinegeneraloberarzt Dr. Trembur verlief, wie dies ja auf See unausbleiblich, etwas feucht.

Ein fröhliches Wiedersehen feierte ich mit Oberstleutnant Schulze, dem Kommandanten der Kraftfahrtruppen. Er war bei uns beim Vormarsch aus Galizien, und wir hatten uns gut befreundet. Nun begrüßten wir uns als alte Bekannte; er stellte mir einen Wagen, so oft ich ihn brauchte, und versprach mir seine Hilfe für das Innere des Landes. Das hat er treulich gehalten. Zunächst wurde ich aber in einer feierlichen Sitzung im Kasino wegen meines vielen Fahrens zum „Oberkraftfahrer“ befördert, bekam den Gefreitenknopf und das K der Kraftfahrer auf die Achselstücke; das

ganze wurde mit viel Sekt begossen. Foesten lachte, als er am nächsten Morgen diese Attribute entdeckte! Am Freitag war Selamlık, die feierliche Moscheefahrt des Sultans: voran Marine-truppen mit ihrer Musik, dann scharlachrot gekleidete Garde, prachtvolle Figuren, dann eine Schwadron Kavallerie, alle auf blanken Füßsen mit bunten Fähnchen an den Lanzen. Dann erschien ein Auto mit einer Prinzessin und ihren Kindern, die der Auffahrt zusahen. Endlich der Sultan; voran ein paar alte Priester mit Räucherfässern, dann der Oberstallmeister auf einem prachtvollen Araberrappen, glänzend und tänzelnd, nun der Wagen des Sultans mit zwei schweren feurigen Pferden, etwa wie sie Velasquez malte, scharf gezäumt, das Kinn fast an den Hals gezogen. Der Sultan, zusammengesunken, mit kurzgeschnittenem grauen Bart und schwammigem Gesicht drehte langsam den Kopf gegen die Offiziere und grüßte mit der Würde und dem Tempo einer alten Schildkröte. Dann verschwand er in der Moschee. Bei dieser Gelegenheit hätte ich ihm vorgestellt werden sollen, Suleiman Numan aber, der dazu allein berechtigt gewesen wäre, war noch unterwegs. Noch immer wohnte ich im Perahotel. Einige Tage machte das bunte Treiben Spaß. Da wohnte ein Kaufmann aus Berlin, der seit vielen Jahren mit dem Orient handelte und nun, die Mode in Deutschland voraussehend, Teppiche im großen aufkaufte, ein vielerfahrener Mann, der über Land und Leute Bescheid wußte. Er war in Gesellschaft seiner lebhaften Tochter und diese verlobt mit dem Chefarzt in Sofia, Oberstabsarzt Goldammer, einem ausgezeichneten Militärarzt und Gelehrten. Ein jäher Tod hat alle drei in kurzer Zeit dahingerafft. Dieser Kaufmann verreiste, Behn zog ab, einer abenteuerlichen Zukunft entgegen. Mit einem bayrischen Oberleutnant der Reserve, Hesselberger, ging er nach Kleinasien und muß da, wie ich hörte, an der Spitze einer Türken-schar eine Art Räuberdasein geführt und die Engländer, die auf den vorliegenden Inseln Vorräte bewachten, schwer geärgert haben. Die amtlichen Kriegsberichte melden davon nichts; vielleicht erzählt Behn, der ja die Feder so gut führt wie den Meißel, einmal von seinen Erlebnissen.

Für mich hatte Perahotel, trotz der herrlichen Fische, Hummern und Langusten aus dem Bosphorus seine Reize verloren, und ich übersiedelte auf das Bohnschiff „Corcovado“. Früher Auswandererschiff nach Brasilien, dann im Ostafrikadienst, hatte bei Kriegsausbruch der „Corcovado“ sich eben noch nach Konstantinopel retten können, lag nun verankert im Goldenen Horn und diente als Bohnschiff für Mannschaften und Offiziere. Dort traf alles zusammen, was ins Land wollte oder aus dem Lande zurückkam; die Ärzte tauschten auf „Karbolabenden“ ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus: Da konnte ich besser als im Perahotel meine Informationen vervollständigen.

Inzwischen war Ruman Pascha eingetroffen. Ich hatte ihn in Berlin gesehen, in Warschau war er unser Gast gewesen; so begrüßten wir uns als alte Bekannte: ein schlanker, schöner Mann mit glatten, gewinnenden Manieren, bekannt als seiner Politiker und reges Mitglied des jungtürkischen Komitees. Er bestimmte, ich sollte zunächst nach Aleppo und von da ostwärts fahren, später nach Syrien und Palästina. Von der Etappenstation Bosanti im Taurus wollte er mir einen seiner Offiziere als Begleiter mitgeben, im übrigen mich in jeder Weise fördern und empfehlen.

Aus den paar Tagen, die ich mir vorgenommen, waren nun zwei Wochen geworden, Wochen von Eindrücken aller Art, Einblick in die Menge organisatorischer und wissenschaftlicher Arbeit, in die Vorzüge und Schwächen der Anstalten und Einrichtungen, Kenntnis der entscheidenden Persönlichkeiten, aber auch der vielen persönlichen und sachlichen Differenzen und Eifersüchteleien; ein Begriff von den ungeheuren Schwierigkeiten, die die Lage des Landes bot. Hier hatte man jede Regelung des Verkaufs unterlassen, hätte sie auch nicht durchführen können; daher gab es alles, aber zu hohen und immer steigenden Preisen. Miskerte, schlechte Verwaltung und wilde Spekulation, die man gewissen Machthabern nachsagte, arbeiteten sich in die Hände. Wenngleich wohl schwerer Hunger, wie ich ihn später im Lande sah, ausblieb, so war es, weil Deutschland von seinen knappen Vorräten die Haupt-

stadt des Verbündeten unterstützte. Wenn es so im Zentrum stand, wie würde es bei der Armee sein?

Nun drängte ich aber auf Abreise. Drei deutsche, zwei türkische Militärstellen, dazu die Direktion der anatolischen Bahn, wieder reich gegliedert, beherrschten die Zugfolge, d. h. sie erklärten: wir wissen's nicht, vielleicht morgen! So Sonnabend, Sonntag, Montag, Dienstag, endlich Mittwoch die Angabe: abends ein Zug, um 7 Uhr, vielleicht auch früher. Direktion der Anatolischen Bahn: reiner Güterzug, voll besetzt, unmöglich, mitzukommen. Deutsche Behörde: fahren Sie hinüber und sehen Sie selbst nach. Nun zog ich alle Register, streute Visitenkarten und Zigaretten. Resultat: besonderes Abteil (Empfehlung v. Swinners), Kleingeld auf der Bank (Empfehlung Hans Jordans); halb zwei holte ich das Gepäck und fuhr mit Pinasse nach Haidar Pascha. Der Direktor des Verkehrsbüros, Herr Portmann, erwies sich als Luzerner, und als ich ihn im Dialekt ansprach, wurde er behaglich, bot mir Schweizerstumpen an, sorgte für mich, und um 7 ging der Zug richtig und fahrplanmäßig ab.

Solche Einzelheiten muß man erlebt haben, um zu verstehen, warum der Krieg in der Türkei nicht nach deutschem Maß gemessen werden darf. Zwischen dem Nötigen und dem Möglichen blieb stets eine weite Kluft.

Die Fahrt entlang dem Golf von Ismid ging in der Nacht vor sich. Morgens 6 Uhr Halt: kleine Bengel, blaue Jacke, roter Leibgurt, unbestimmbare Hosen, boten Eier an, ein altes Weib Käse, ein Bauer Jogurth, jene gegorene, wohlschmeckende Milchspeise, die man gefahrlos essen darf, weil die Milch vor der Bereitung abgekocht wird. Alles stürzte zum Bach, zur Säuberung.

Nun kletterte die Bahn allmählich zur anatolischen Hochebene empor, die Wiesen im ersten Grün, die Bäume noch kahl, ein paar Lerchensporne und Butterblumen, etwa wie um dieselbe Zeit in Süddeutschland. Die Berge schöngeformt, mit graugrünen Büschen wie punktiert, in den Tälern Platanen, Erlen, Öl- und Feigenbäume; ab und zu ein Dorf mit Ziegel- oder Lehmhäusern. Der Abend brachte uns bis Eskishehir und ließ uns Zeit, im

freundlichen Soldatenheim zu essen. Am nächsten Morgen Erwachen in Afium-Karahissar. Das ist ein neues Bild: aus weiter Ebene springt ein Gebirge hervor mit abgerundeten Gipfelzügen; davor, ganz unvermittelt, ein mächtiger Porphyrblock, von einer Burg gekrönt; zu seinen Füßen lagert sich die Stadt, lehmgrau wie die Berge, nur die Moscheen leuchten weiß hervor. Nun folgt die Bahn dem Südrand der anatolischen Ebene, rechts die Randgebirge, noch mit Schnee bedeckt, links die Steppe, kaum von flachen Hügelzügen unterbrochen. Hin und wieder ein Tümpel voll Enten und Bekassinen. Jede Tageszeit hat ihre Farbe: der Morgen silbergrau; der Mittag lehmgelb mit schimmerndem Glanz auf dem schmelzenden Schnee der Berge; nachts funkelnder Sternhimmel. Der Zug fuhr oder stand, wie er wollte, aber bei all den neuen Bildern wurde die Zeit nie lang. Überall wurden Eier angeboten, Brot und Kaimak, die schmackhafte dicke Büffel-sahne, die als Milch und Butter dient.

Der nächste Tag brachte uns mittags nach Konia. Der Zug hielt, wie immer, auf unbestimmte Zeit; ein Botendienst sicherte, daß er nicht ohne uns abfahren würde; so hatten wir Zeit, die prachtvollen Moscheen anzusehen, die die alten Selbtschukensultane errichtet haben und deren Kenntniss wir Sarre verdanken. Freundlicher Führer war der Marinestabsarzt Börnstein, der mit Frau und Kindern als Arzt der Bahngesellschaft hier lebte in einem Eingeborenenhause, das er mit selbstangefertigten Möbeln ausgestattet hatte. Ein würdiger Mollah führte uns in die Kasr Tai-Moschee; die wundervollen, bunten Kacheln, mit denen sie ganz ausgekleidet ist, waren an der Decke z. T. abgefallen und bedrohten die Umgebung. Wir frugen den Mollah, warum er sie nicht befestigen lasse, da meinte er: da oben lasse ich keinen hin, sonst ist bald kein echtes Stück mehr da! Wir waren in Verlegenheit, wie den Mollah belohnen; es wurde dann nach feierlichem Abschied ein Medjidj auf einen Stein gelegt, und wir sahen im Fortgehen, wie der fromme Mann ihn schmunzelnd aufhob.

Im Weiterfahren sahen wir die Kanäle, mit denen die Deutsche Bank 40000 Hektar aus den Schmelzwässern der Gebirge be-

wässerte. Im übrigen behält die Hochebene ihren Steppencharakter; die Gewässer haben keinen Abfluß zum Meer, sondern sammeln sich und verdunsten zu einer Salzwüste, die von der Bahn im Bogen umfahren wird. Stellenweise reichen die glitzernden Flächen bis an die Bahn, sind aber doch mit Köhricht bestanden und von Vögeln belebt. In Ulu Kischla durchbricht die Bahn das Gebirge des Bulgar Dagh zwischen schroffen, kahlen, schneebedeckten Höhen durch ein mit spärlichen Kiefern und Büschen bestandenes Tal. In Tschifte Han entspringt eine mächtige heiße Gipsquelle; 1912 hatte ich der Deutschen Bank ein Gutachten über ihre medizinische Verwendung erstattet; nun interessierte mich die Lage des künftigen Kurorts. Mittags erreichten wir den Endpunkt der Bahn, Bosanti. Das ist gewissermaßen das Göschenen des Taurus; hier beginnt der große Tunnel, der ihn durchbohrt. Zur Zeit war er durchstochen, aber noch nicht ausgebaut; eine Feldbahn führte durch, die Voesten mit dem Gepäck benutzte. Wir nahmen einen Tag Aufenthalt in Bosanti. Wären nicht Baracken und Zelte gewesen, konnte man sich ins Allgäu oder in den Vorarlberg versetzt glauben; breites flußdurchzogenes Tal, bewaldete Höhen, schneebedeckte Gipfel die abends in prachtvollem Alpenglühen erstrahlten. Statt der Ruhglocken erschallte der Gebetsruf des Muezzin vom Minaret der kleinen Moschee.

Hier war eine beträchtliche Etappenstation erbaut worden mit deutschen und türkischen Lazaretten. Türkischer Etappenarzt war Hüfni Bey, ein frischer, unternehmender Mann, der ein Kommando in Deutschland gehabt und fließend deutsch gelernt hatte. Unter großen Hindernissen hatte er Entlausung, Wasserleitung, Kanalisation und ordentliche Latrinen eingerichtet und bemühte sich, seine Soldaten und Eingeborenen an den Gebrauch dieser fremdartigen und unheimlichen Einrichtung zu gewöhnen. Er sollte mich auf Befehl Suleiman Numans bis Aleppo begleiten. Bosanti war namentlich wichtig als Durchgangs- und Beobachtungsstation; das deutsche Lazarett diente auch für die Straßenbaukompagnien, Pioniere und Kraftfahrer, von denen über tausend dauernd beschäftigt waren.

Von hier führte die berühmte Straße über den Taurus, die seit Jahrtausenden von allen Kriegsheeren begangen war. Jetzt, 1915—16, war sie als Fahrstraße ausgebaut, ein wahres Wunderwerk, und vermittelte den einzig möglichen Transport nach Mesopotamien wie auch Syrien und Palästina.

Ein guter Kraftwagen führte uns zunächst zwischen bewaldeten Höhen einer Kamelkarawane entgegen, die Baumwolle in Richtung Deutschland beförderte. Eine festungsähnliche Kaserne, von Ibrahim Pascha in seinem Feldzug gegen den Sultan erbaut, bezeichnete die Passhöhe, mit ihrem weiten Blick über die Schneegipfel des Taurus. Jetzt tritt die Straße in eine enge Klamm, die kilikische Pforte; noch steht die Gedächtnisinschrift Alexanders eingemeißelt. In einem Seitental, nun bereits auf der Südseite, hatten die Kraftfahrer sich eingerichtet, als gute Techniker immer besonders nett und wohnlich. Sie hatten schwere und wichtige Arbeit, die ihnen durch die Tunnelfeldbahn erst langsam erleichtert wurde; leider waren sie durch Malaria schwer dezimiert worden, zum Teil deshalb, weil ihre Ärzte die Sumpfrankheit in dieser Gebirgsgegend nicht erwarteten; spät erst wurden die Vorkehrungen getroffen und die Krankheit eingedämmt.

Rasch senkt sich der Weg; jede Viertelstunde bringt ein neues Vegetationsbild: Rhododendren mit violetten Blüten und Seidelbast; dann eine Art Zirbelkiefer, weiter Gebüsch von Eichen, Wacholder, Mastix, Lorbeer, der Boden bedeckt mit gelben und weißen Sternblumen. Nun kommen die ersten steinigen und dünnen Felder, einige Apfel- und Kirschbäume. Die Berge werden flacher, von tief eingerissenen Wasserrinnen durchzogen, ein Teppich hoher, blaugrauer Lilien und unzähliger roter Anemonen und Veilchen; darüber huschen flinke Eidechsen und Geckos und stolzieren gravitatische Schildkröten. Dann kommt die große, fruchtbare kilikische Ebene, die bis zum Meer reicht. Hier aber ereilte uns das Schicksal; der letzte Reiter platzte, und wir mußten 4 Kilometer zu Fuß gehen bis Gülek, einem kleinen Dorf, in dem Straße und Bahn zusammentreffen. Hier begrüßte uns der Stappenkommandant Risa Bey, einer jener türkischen Offiziere, die mit Sachverständnis und

Pflichttreue auf Ordnung und Sauberkeit hielten. Ein freundliches Soldatenheim nahm uns für die Nacht auf, und wir ließen uns das gute türkische Essen schmecken: Tomatensuppe, weiße Bohnen, Pilaw, dazu klares kühles Wasser mit einem kleinen Schuß Raki.

Am 27. März führte uns der Wagen nach dem altberühmten Tarsus, auch heute noch eine ansehnliche Stadt inmitten von Orangenhainen, Zucker- und Baumwollpflanzungen. Von der alten Pracht ist aber nur ein Stadttor übrig, das sog. Paulustor, und das „Grabmal des Sardanapal“, der Unterbau eines römischen Tempels. Nachmittags fuhren wir mit Draisine auf der z. Zt. nicht betriebenen Bahnstrecke nach Mersina. Ist Tarsus rein orientalisches, so ist Mersina eine europäische Stadt mit hübschen Villen reicher Armenier, Griechen und Levantiner. Ein leidliches Hotel nahm uns auf; abends empfing uns der Direktor der Orientbank, Schönemann, und lud uns für den nächsten Tag zu einem Morgenritt ein. Er ritt ein neues, junges Pferd und überließ mir seinen munteren anatolischen Fuchs. Die Morgentemperatur war die eines warmen Augusttages, der Ritt angenehm, nach zwei Stunden erreichten wir das Landgut eines Freundes und taten uns gütlich an japanischen Mispeln, die eben reif geworden waren. Auf dem Heimweg ging Schönemanns Pferd durch, der Fuchs natürlich mit und war auf keine Art zu halten. Ich ließ ihn also laufen mit seinem schönen, weichen Galopp und überlegte nur: was wird in der Stadt? Das hatten die Pferde wohl auch bedacht; an der Grenze fielen sie in Schritt und brachten uns manierlich nach Hause. Ein Seebad erfrischte uns, dann führte uns die Draisine nach Fenidze, wo wir auf den Zug nach Adana warteten. Die Zeit vertrieben wir mit Rauen von Zuckerrohr, das, nebst Baumwolle, Hauptzeugnis der Gegend ist. Die Ebene ist reich angepflanzt, mit Herden von Büffeln, Kamelen und Eseln bevölkert, flache Lehnhütten, vom Erdboden kaum zu unterscheiden, ab und zu ein freundliches, reicheres Gehöft. Aber die Bauern waren meist Armenier und z. T. schwer mißhandelt und ausgerottet worden.

Die Bahn brachte uns nach Adana, einer ansehnlichen Handelsstadt. Hier war ein österreichisches Feldlaboratorium errichtet unter Leitung des Regimentsarztes Dr. Schiller, eines Pathologen aus Wien. Ihm unterstand die bakteriologische Untersuchung österreichischer und türkischer Formationen, wozu das Material aus weitem Umkreis übersandt wurde. Schiller klagte indessen über die Gleichgültigkeit der türkischen Ärzte, die gar nicht oder kritiklos einsandten. Über die Krankenzugänge im großen türkischen Lazarett wußte er Interessantes zu berichten; überraschend war die Häufigkeit von Pneumonie und Gelenkrheumatismus in diesem feuchtheißen Klima. Häufig kam die Plaut-Bizentsche Angina vor.

Nachmittags führte uns der Zug nach Mamure, einem kleinen Dörfchen am Fuße des Amanus. Da übernachteten wir in einem kleinen deutschen Stappenlazarett, das von einer handfesten Schwesterstramm regiert wurde.

Hier begann jene prachtvolle Straße, die an Stelle des uralten Saumpfads von deutschen Ingenieuren während des Krieges erbaut war. In mächtigen Kehren überschritt sie das Gebirge, mit gleichmäßiger Steigung, guter Beschotterung, für Kraftwagenverkehr wie geschaffen. Der Amanus mit seinen Felsstürzen ist malerischer als der Taurus, bis obenhin bewaldet, die Dörfer aus Stein erbaut, in Obstaine eingebettet, aber stark verseucht von Malaria und Dysenterie. Auf der Höhe, in Hassan Beli, hatten die Kraftfahrer ihren Park; ihr Arzt war Dr. Pentzold, Sohn des bekannten Klinikers in Erlangen. Er erzählte, daß sein Vater, der sich für lungenkrank hielt und seit Jahren ängstlich schonte, jetzt als Beratender Arzt in Valenciennes förmlich verjüngt und voll arbeitsfähig sei. Allerlei Jagdtrophäen schmückten sein Zimmer, u. a. die Felle zweier Stachelschweine, die ihm beim Anstand vor die Flinte gelaufen waren.

Am Fuße des Amanus liegt Islahije, wo Bahn und Straße wieder zusammentreffen; wir kamen eben zurecht, um den Zug zu besteigen und der Abend des 30. März brachte mich nach Aleppo. Zehn Tage hatte die Reise von Haidar Pascha erfordert bis zu dem Ort, von dem die Straße ostwärts nach Mesopotamien und

Armenien, südwärts nach Syrien und Palästina abgeht. In gleichem Tempo bewegte sich der Transport, der die Armeen mit allem Nötigen versorgen mußte. Denn das Land selbst lieferte außer ganz ungenügender Verpflegung so gut wie nichts. Die eingleisige anatolische Bahn litt, wie wir sahen, oft an Kohlenmangel; zwar gab es Kohle im Land, aber die Ausbeutung hatte erst begonnen. Über zwei Gebirge mußte der Transport mit Kraftwagen besorgt werden. Das erforderte großen Aufwand an Einrichtungen und Personal, und, bei der steten Gefährdung durch Malaria, Fleck- und Rückfallfieber eine sorgsame ärztliche Überwachung. Nicht nur auf deutscher, sondern auch auf türkischer Seite war da viel geschehen. Schilling, der die Strecke seit Monaten nicht mehr bereist hatte, war erstaunt über die Fortschritte der Türken. Der türkische Soldat war willig und brauchbar, wenn er gut geführt und angeleitet wurde.

Das war das Hauptverdienst einiger Militärärzte, die mit Eifer und patriotischer Begeisterung das Neue aufnahmen und nach Maßgabe der Mittel durchzuführen suchten. Dazu gehörte der Stappenarzt von Bosanti, Hüsni Bey, mein Reisebegleiter. Im Laufe der Tage hatten wir uns angeschlossen, und die Art wie er sich gab, zurückhaltend aber offen, war sehr sympathisch. Er stammte aus alttürkischer Familie in Kleinasien. Von seinen Eltern sprach er mit größter Verehrung und erzählte, nie würde er ohne ausdrückliche Erlaubnis in Gegenwart seiner Eltern sich setzen oder eine Zigarrette anzünden. Als er nach Konstantinopel versetzt wurde, warnte ihn seine Mutter vor dem Sündenpfuhl, in dem die Frauen unverschleiert gingen. Bei seinem Kommando in Deutschland hatte er scharf beobachtet und war bei aller Hochachtung vor den Tugenden Deutschlands gegen dessen Fehler nicht blind. Mit Bedauern trennte ich mich von ihm.

Auch Schilling hatte sein Ziel in Aleppo erreicht. Er hatte dort die Stellung eines deutschen Stappen- und türkischen Armeehygienikers, arbeitete im Laboratorium mit einem deutschen Assistenten, Dr. Schiff, dem Araber Dr. Haddat, einem armenischen Apotheker und einer Krankenschwester. Mit Ruhe, Geduld und

Energie hatte er das Vertrauen der türkischen Ärzte erworben und sie dazu gebracht, das gesamte Untersuchungsmaterial ihm zuzusenden. Tausende von Präparaten gingen durch seine Hände. Das Arbeiten war nicht so bequem wie in der Heimat, denn jeder Wind wirbelte ungeheure Massen feinen Staubes auf, der durch alle Ritzen drang und die Bakterien-Kulturen mit Keimen verunreinigte. In Abständen bereifte Schilling das weite Gebiet, beriet über Anlagen und wußte sehr geschickt durch Anregung und Lob den Ehrgeiz der türkischen Ärzte anzuspornen. Daneben brachte er es fertig, die Blutuntersuchungen, die ihn bekannt gemacht haben, weiterzuführen, und hatte auch sonst offene Augen für Land und Leute. Unter anderem brachte er eine sehr interessante Sammlung vorgeschichtlicher Gegenstände mit, die er am Fuße eines Tells in der Nähe Aleppo's ausgrub.

Hier herrschte nun Frühling. Das Gras war am Sprossen, der Weizen fußhoch, Pappeln und Erlen im ersten Frühlingschimmer, Feigen und Granaten trugen die ersten Blättchen, die Luft war warm, etwas schwül bei Tag und Nacht, die Fliegen und Mücken noch nicht ausgeschlüpft: ein herrliches Reisewetter.

Die erste Pflicht war Besuche und Meldungen: beim türkischen General Shewki Pascha, einem großen, sehr dicken Manne, der mit ungeheurer Würde Audienz gab; dann bei dem deutschen Konsul Rößler und seiner Frau, einer Berlinerin. Sie bewohnten ein hübsches Haus, doch nicht im eleganten Villenquartier, dazu war das Deutsche Reich zu sparsam, sondern hinter dem Basar, und mein Wagen mußte durch Vertreiben eines kranken Kamels und einiger störrischer Esel sich den Durchgang erst erzwingen. Der deutsche Etappen-Kommandant Grafenstein, ein gewandter Großkaufmann und geschickter Organisator aus Berlin, hatte nach langen vergeblichen Versuchen ein gutes Verhältnis zu den Türken gewonnen, indem er ihnen glänzende Feste gab. Konsul Hoffmann war aus Alexandrette geflüchtet, als die Engländer die Stadt beschossen. Nun lebte er hier mit Frau und drei Kindern, die stark von Malaria befallen waren. Ein sehr wichtiger Besuch betraf Frau Koch. Ihr Mann war Großkaufmann, lebte seit

Fahren in Aleppo. Die Frau sprach fließend arabisch und war die vertraute Freundin und Helferin aller einheimischen und durchreisenden Deutschen, eng befreundet mit v. d. Goltz, Ratgeberin aller Museen und Kunstfreunde bei ihren Einkäufen und selber eifrige Sammlerin.

Aus meinen Briefen

Sonntag, 1. April

„Von Aleppo kenne ich die neue Stadt: breite Straßen, natürlich ungepflastert und staubig, mit breiten Villen reicher Kaufleute, jede mit einem Miniaturgärtchen. Im Hause ein großer Saal, in den alle Zimmer münden, mit Teppichen behängt. In der Ferne lockt ein malerisches Derwischkloster und eine Zitabelle, die heut besucht werden sollen. Ich schreibe früh 7 Uhr im Nachthemd, tagsüber komme ich unmöglich dazu, sondern bin dauernd eskortiert und gefeiert.

Abends. Reicher Tag bei großer Wärme. Früh türkische Stationen und deutsche Einrichtungen. Mittags bei Frau Koch, dann Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, abends Whisky-Soda bei Koch, Abendessen im Heim und nun noch ein paar Worte an Dich.

Aleppo ist mir eine sehr anziehende Stadt, die neuen Quartiere elegant, die alten eng und malerisch, von buntem und wildem Volk bewohnt: Araber, Armenier, Flüchtlinge, Militärflüchtige, Zigeuner, schelmische Kinder, gefährlich aussehende Männer, scheußliche alte Weiber mit Triefaugen und Aleppobeulen. Vor der Stadt in den Kreideseifen tiefe, weite Höhlen, die stundenweit gehen, in denen allerlei flüchtiges Volk lebt, wilde Hunde ihr Wochenbett abhalten; dann ein ganzes Viertel alte Mauern und Gräber von Mameluckenkönigen mit feiner Architektur, zum Teil im Kriege ausgeraubt und bestohlen. Eine mächtige Burg auf dem alten Burghügel, an der seit 2000 v. Chr. bis 1300 n. Chr. gebaut wurde. Von unten

sieht man Geier und Turmfalken darum schweben, von oben aber kann man ihnen Salz auf den Schwanz streuen und die ganze große Stadt übersehen, alles zwischen Silbergrau und Lehmgelb in allen Farben-Schattierungen. Besuch bei zwei eingeborenen Familien: bei einem Araber, der Teppiche und chinesische Porzellane sammelt und dessen Tochter Dichterin ist, und bei einer früher griechischen Familie, die seit 100 Jahren alles sammelt, von den Hetitischen Bildhauereien des 20. Jahrhunderts v. Chr. bis zu Chinesischem Porzellan und Wandfliesen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Zwei feine Frauen mit natürlicher Würde; Schilling hat sie geimpft und sagt, er habe noch nie so dreckige Beine gesehen. Bei Kochs Treffpunkt aller Fremden: Prof. Koldewey, der in Babylon ausgrub und durch Zufall den Engländern entkam, ohne Gepäck, nur mit ein paar Seidenteppichen aus Persien, mit denen ihm unterwegs der Esel durchging; den Humor hat er aber behalten. „Gottlob jetzt habe ich keine Schätze mehr, die der Rost und die Motten fressen können.“ Dr. Haerle aus Bagdad, dem es passierte, daß seine Kranken das Rezept in Wasser abwuschen und als Zaubermittel tranken. Mir selber ist, als ob ich ein Zaubermittel genommen hätte; täglich vom Morgen bis zum Abend neue Eindrücke für Auge und Ohr, immer neue Berichte über Land und Leute, schöne und weniger schöne, an denen lange zu kauen und zu verdauen ist. Morgen reist Hüsnü zurück nach Bosanti, ich will noch ein bis zwei Tage im Laboratorium arbeiten, einige Besuche machen, dann nach Mardin fahren, wo mich bereits ein anderer türkischer Offizier erwartet. Für heute genug, wir sind bereits zweimal in April gesprengt: beim Mittagessen durch Koldewey, der mit der Behauptung, es sei Sonnenfinsternis, alle ans Fenster lockte, dann abends, wo es ausgeblasene Eier und Wurst mit Steinen gab, Erfindung der Prinzessin Brigitte Neuß, die das Heim führt. Nun habe ich den Schlaf verdient.

3. April. Aleppo ist unerschöpflich. Gestern früh im Laboratorium, nachmittags unter Führung der unermüdblichen Frau Koch in der alten Stadt. Zwei vornehme Privathäuser. Das eine, jetzt deutsche Realschule, vor etwa dreihundert Jahren gebaut; aus

einem engen Gäßchen tritt man in einen großen Hof mit Springbrunnen, darum die Wohnräume, die Wände von Holz, Gipsornamente aufgelegt und bemalt in zarten Farben wie alter Japanlack: Ornamente, Koransprüche, Blumenvasen; die Türen eingelegte Holzarbeit, die Decken kassettiert und bunt bemalt, das Ganze ruhig, matt und trotz aller Einzelarbeit einheitlich. Ein schöner Kuppelraum als Bad mit interessanten Kapitälern, die Kuppel durchbrochen und mit bunten Gläsern ausgelegt. Die Außenwände glatt, aber über den Türen feinziselierte Marmoreinlagen. Alles reichlich zerfallen, doch noch so, daß man den vollen Eindruck der früheren Schönheit hat. Dann das Königshaus, in dem heute noch die Nachkommen der Fürsten wohnen, die im 16. Jahrhundert kurze Zeit hier selbständig waren; ein würdiger Alter und ein paar „Prinzen“, blond, braun und schwarz, begleiteten uns. Hier ist im Hof ein breites Bassin, links und rechts zwei hohe Nischen mit den schönsten blauen Kacheln ausgelegt, der Aufenthaltsraum abends für Männer und Frauen. Der letzte „König“ hatte 40 Frauen; an schönen Sommerabenden setzte er sich mit Kaffee und Margileh hin, die 40 Frauen mußten antreten und auf Kommando ins Wasser und sich dort tummeln. Die jetzigen Bewohner haben nichts, und da sie als Fürsten nicht arbeiten dürfen, schlagen sie ab und zu ein paar Kacheln oder eine Malerei heraus, verkloppen sie an Liebhaber und haben wieder für einige Zeit zu essen. Zwei große Moscheen, eine mit dem Grab des Zacharias, einem großen Heiligtum, hinter kostbarem Gitter eine Nische mit Kacheln ausgelegt, kostbare Teppiche und Stickereien; die andere, jetzt Ruhrlazarett, mit schönen Säulen und Kapitälern des 12. Jahrhunderts, Holzintarsien und Kacheln. Während wir diese Schönheiten bewunderten, saß bald der eine, bald der andere auf dem Töpfchen, sich ächzend erleichternd. Als Lazarett war es sauber gehalten, nur kriegten die armen Kerle nichts zu essen. Es ist überhaupt große Teuerung im Lande, Vorräte sind wohl vorhanden, aber nicht heranzuschaffen, und mächtige Spekulation in Getreide und Öl. Ab und zu Razzia auf Rekruten, wer 3000 Kilo Getreide bringt, kommt frei. Teppiche und Antiquitäten sind in Masse zu kaufen, zum Teil auch ganz

schöne, aber die Preise sind im Kriege verdorben worden, und die Leute verkaufen nur gegen Hartgeld, das drei bis vier mal soviel wert ist als Papier; man bekommt es nur schwer und auf Umwegen. Die Bazare unglaublich bunt, jede Gasse führt einen anderen Artikel. Die Handwerker arbeiten, zehn- bis zwölfjährige Buben schmieden Hufnägel, ein Alter drechselt auf einer vorsintflutlichen Bank mit Hilfe seiner großen Behen; Weiber bieten Urspitzen und Stickereien an, flache Brote, Drangen und Reis. Die Kinder mit dicken Malariabäuchen, die Erwachsenen fast alle mit Narben von Aleppopeule, franken Augen, Ausschlägen in Masse. Dazu glühende Augustwärme und liebliche Düste, aber noch keine Fliegen und Mücken. Ich kaufe jetzt noch nichts, sondern spare für den Rückweg. Ich muß erst sehen, wie ich mit dem Geld auskomme, und man soll in Diarbekr und Mossul, fern vom Fremdenstrom, viel Schöneres finden. Nun will ich den Brief zur Post geben, umpacken auf möglichst wenig Gepäck, Besuche machen. Heute oder morgen geht es dann ostwärts." —

Die Tage in Aleppo waren gut ausgefüllt. Deutsche und Türken überboten sich in Artigkeiten und begleiteten mich den ganzen Tag. Bei der Abreise führte das zu einem kleinen Unglück. An der Bahn war große Eskorte der türkischen Ärzte und lebhaftes Gespräch bis zum letzten Augenblick. Meine Handtasche stand bei mir, Soesten vergaß, sie in den Zug zu bringen, und erst auf der Fahrt merkte ich, daß Reinigungsgerät und alle wichtigen Papiere zurückgeblieben waren. Nach 10 Minuten hielt der Zug: Maschinendefekt. Ich sandte Soesten nach der Stadt zurück. Der Zug sollte bis zu seiner Rückkehr halten, fuhr aber dennoch weiter, und so saß ich ohne Gepäck im Zug, Soesten ohne alles in Aleppo. Er wußte sich aber zu helfen und holte mich nach drei Tagen mit einer Lastkolonne ein.

Mein Ziel war Mardin, die Stadt, wo die Straße nordwärts nach Armenien abzweigt. Die Bahn führt zunächst durch ein Flußthal mit Obstgärten: Mandel-, Pfirsich-, Kirsch- und Granatbäume, alles im jungen Frühlingsgrün. Dann folgen breite Weizen- und Baumwollfelder. Allmählich erscheint die Steppe mit zahl-

his, Die Front der Ärzte

reichen Herden und lehmgelben Hütten, die ausfahen wie Bienenkörbe. Nun erreichte die Bahn den Euphrat und überquerte ihn auf einer prachtvollen, neuen Brücke. Hier ist der Euphrat ein breiter und stattlicher Fluß, mit Inseln und Werdern durchsetzt. Das rechte Ufer ist Sitz einer uralten Hetiter-Burg, in der die Engländer merkwürdige Reliefs ausgegraben haben. Jenseits des Flusses wieder einförmige Steppe. Nachts erreichten wir ein kleines Dorf, Ras ul Ain. Hier sollte uns das deutsche Heim aufnehmen; es war aber ein Zelt und nicht läufefrei. Mit uns fuhr der Betriebsleiter der Bahn, Ingenieur Hilftler, dessen Frau eine Landsmännin von mir war, und dank diesen Beziehungen wurden alle Schwierigkeiten glatt beseitigt, man schob einen Wagen aufs Nebengleis, in dem die ganze Reisegesellschaft übernachtete. Mit uns der Rittmeister von Koell, der neue Kommandant der Kraftfahrer in Mardin; er hatte sich sein Personenauto nach Ras ul Ain bestellt und nahm mich mit nach Mardin. Zuerst Frühstück im türkischen Restaurant, Kaffee und Tee in eierbechergroßen Täßchen, dazu steinhartes Brot, das ich seit Konstantinopel mitführte und herrlich fand, frische Eier aus dem Ort. Besuch der ebenfalls hetitischen Burg, die ein früherer Patient, Baron v. Dppenheim, ausgegraben hat. Die Hetiter sind ein Volk, von dem man bis vor wenigen Jahren nichts wußte, das aber von 2000—1200 Kleinasien erfüllte, Schrift und Bildwerke hinterlassen hat und sich durch unverkennbar jüdische Züge auszeichnet. So steht hier die Statue einer Königin, mit dreifachem Kinn, langer krummer Nase und einem Mund von einem Ohr zum andern. Daneben eine Göttin mit ganz rohen Gesichtszügen und dennoch dem Ausdruck der Hoheit, den ihr der Künstler durch Zurückneigen des Kopfes gegeben hat. Ein paar Sphingen und Greife, einige Schrifttafeln: nicht viel, und doch alles sehr eigenartig. (Diese Werke sind nun in Berlin im Tell-Halaf-Museum zu sehen, das Baron v. Dppenheim zu seinem 70. Geburtstag errichtet hat.) Die Burg liegt, von Gräben und Schächten durchzogen, an einem Flüsschen, das von Fischen wimmelt; eben hatten sie einen schönen Spiegelskarpfen gefangen und boten ihn zum Verkauf; daneben eine warme Schwefelquelle, an der sich Schildkröten und

unzählige Frösche eine Güte taten. Die Wiesen voll von Gänseblümchen und einem Mohn, nicht größer als ein Pfennig und violett. Weiter mitten durch die Steppe. Hier fährt eine deutsche Autokolonne und versorgt die ganze II. Armee, die in Armenien gegen die Russen kämpft. Die Bahn wird aber weitergebaut und schiebt einen Zweig gegen Mardin, der demnächst eröffnet werden soll. Die Steppe dehnt sich nach Süden unabsehbar, nach Norden sieht man in weiter Ferne einen blauen Höhenzug, den letzten Ausläufer des armenischen Taurus, unser Reiseziel. Es gab auch ein paar Flüsschen, die selbst jetzt zur Zeit der Schneeschmelze weiter südwärts im Ries versiegen. Hier und da eine Quelle mit einem Dorf, von Kurden bewohnt: die Männer sehnig, in braunen dicken Mänteln bei 35—40° Wärme, die Weiber unverschleiert, die Kinder bildhübsch, mit blinkenden Zähnen, blond, rot oder schwarzhaarig, sie laufen dem Auto nach und betteln oder zeigen ihre Kenntnisse im Deutschen: „Ein Piaster“ und „Heidi los.“ Unterwegs eine endlose Kolonne. Männer, Weiber, Kinder, in die buntesten und zerrissensten Lumpen gehüllt, ziehen daher, bepackt mit ihrem bißchen Habe und ihren Kleinen, hungrig, daß sie das Gras essen und über ein paar Brotstücke gierig herfallen, vertriebene Kurden, die von der Regierung versetzt und ins Elend getrieben werden; warum weiß niemand. Links und rechts vom Weg Gerippe von Eseln, Pferden und Kamelen, die unterwegs gefallen sind; solange einige Restchen Fleisch an ihnen, gierig aufgesucht von Geiern mit großen Flügeln, die hier überall in Menge umherkreisen. Die Steppe selbst sieht jetzt grün aus; in der Nähe besehen ist es gelber Lehmboden, an dem hier und da Gräschen sprießen, unterbrochen von Blumen. Alle paar Minuten wechselt die Flora. Wo eine Pflanze sich wohlfühlt, vermehrt sie sich und versammelt um sich von Kindern und Kindeskindern einen Familientag von einigen hundert Metern Umfang. Da sind Flecken von Ackerseif, Gänseblümchen, Mückenblume, Rieswurz, Johannis-kraut und eine Pflanze mit graugelben Blättern und hochgelben Früchten, ich glaube, es ist die Coloquinte. Das Auto sauft mit erheblichem Schütteln durch alle die Herrlichkeit gefühllos hindurch

und läßt keine Zeit zum Betrachten. Gegen Mittag kommen die Luftspiegelungen: Dinge wie ein Zeppelin schweben in der Luft, Hügel, die nach auf- und abwärts gesehen werden, dann erscheinen leuchtende große Seen, die beim nächsten Windstoß verschwinden. Eine Stadt, Tel Aman, hat die Ruinen einer herrlichen Moschee Sultan Saladins, von der Portal und Gebetsnische erhalten sind. Die Dörfer bestehen aus flachen Lehmhütten, vom Lehmboden kaum zu unterscheiden, die Bewohner Araber, Kurden, Armenier, im braunen oder bunten Mantel, ein unerschöpflicher Stoff für Malerei in ihren abgeblichenen Farben und in der grellen Sonne.

Langsam kommt der Höhenzug näher: ein völlig kahles Kalkgebirge, gelbrot, silbergrau. Man unterscheidet flache Spitzen und zinnenartige Kronen. Langsam hebt sich am Fuße einer rötlichen breiten Rinne ein graues Häusermeer ab. Das ist Mardin. Nun geht der Weg durch Kreidehügel in die Höhe, Terrassen mit Pfirsich- und Öl-bäumen werden sichtbar, und endlich erreichen wir, durch Bazare und ärmliche Hütten, dann durch Straßen mit stattlichen Häusern fahrend, unser Quartier beim Kommando der Kraftfahrer. Es ist am Berg angebaut, das Haus eines reichen, nun vertriebenen Armeniers, in Terrassen und steilen Treppen ansteigend, die Türen mit kunstvollen Steinschnitzereien eingerahmt, schönen Holzschnitzereien und Türklopfen. Hier teile ich mit dem Pfarrer ein Turngemach, um das die Turmfalken mit Geschrei den ganzen Tag kreisen; hinter dem Haus geht das Stadtviertel, ärmlicher werdend, in die Höhe; dann steigen steile Klippen auf und enden in den Ruinen der Burg; das ganze eine unwahrscheinliche Theaterdekoration, besonders abends beim Mondschein. Nach unten die Stadt mit ihren bunten Menschen und Eseln, die flachen Dächer der tieferen Quartiere, auf denen Kinder spielen, dann die auslaufenden Hügel mit ihren weißen und roten Felsen, ein paar grüne Felder und dahinter, in tiefem Meerblau verschwimmend, die endlose Mesopotamische Ebene. Meine Arbeit hier ist getan, das deutsche und die türkischen Lazarette sind besucht, die Burg wurde heute früh bestiegen, und nun warte ich auf Weiterbeförderung, die von Wollen, Gelegenheit und Disposi-

tionen der Kraftfahrer abhängt. Heute, am Karfreitag, ist der längst ersehnte Regen gekommen, ohne den das Land Mizernte haben wird, leider nur spärlich und ungenügend. Für mich ist das schöne Wetter günstig, sonst verwandelt sich die Lehmscheppe in Seife, durch die kein Wagen durchkommen kann. Also abwarten! Gestern abend kleines Fest zu Ehren des neuen Kommandanten, bei den Kraftfahrern. Heute Mittagessen bei den Türken, die schon längst wie wir am Tisch sitzen und von Tellern essen. Heute abend bei der Eisenbahnbaukompagnie. Von Krieg ist hier nicht viel zu spüren, er soll auch bei dieser Armee nicht sehr heftig geführt werden. Meine Absicht ist, von hier nach Diarbek und Charput zu fahren, wo Flieger und Kraftfahrer von uns stehen und große türkische Lazarette sind; dann nach Mossul am Tigris, zurück nach Aleppo und von da nach Jerusalem. Mein Begleiter bei dieser Armee ist Murad Effendi, der in Hamburg Chirurgie getrieben hat und große Sehnsucht nach Deutschland verspürt. Die meisten Türken sprechen leidlich französisch; wir können uns also ohne Mühe verständigen. Die Lazarette sind ganz gut, die Kranken freilich recht elend, von Malaria und Fleckfieber, vor allen Dingen vom Hunger sehr mitgenommen; es ist eben große Teuerung im Lande, und die Transportmittel ungenügend.

Die Lazarette in Mardin, sowohl die deutschen wie die türkischen, waren freundlich und sauber, aber stärker belegt, als es nötig gewesen wäre. Die Verpflegung der Kraftfahrer war miserabel. Die Türken hatten ihnen das Mehl zu liefern, gaben aber etwas, das nicht viel besser war, als Kehrriecht aus den Getreidespeichern. Daraus wurde ein entsetzliches Brot gebacken, das sollten unsere armen Kraftfahrer essen. Nun war gutes Mehl überall freihändig zu kaufen; das verbot aber die Militärmission und hielt daran fest trotz aller Beschwerden, bis endlich der Kommandeur auf eigene Verantwortung das Verbot umging und der Etappeninspektor auf einer Dienstreife sich persönlich vom Mißstand überzeugte. Das war wieder ein Beispiel, wie unrichtig es war, diesen Krieg durch Bestimmungen einer weit entfernten Zentralbehörde regeln zu lassen.

Eifrig wurde unter Leitung des Pioniermajors Günther an einer Zweigbahn gearbeitet, die Mardin mit der Hauptbahn verbinden und später gegen Armenien weitergeführt werden sollte. Der Bau litt unter schwerer Arbeiternot. Die türkische Regierung lieferte wohl Arbeiter, gefangene Russen, Inder und gepreßte Anatolier. Wenn sie aber ankamen, waren sie durch Flucht dezimiert, halb verhungert und schwer verseucht. Sie mußten erst wochenlang kuriert und herausgefüttert werden, bevor man Arbeit von ihnen verlangen konnte.

A r m e n i e n

Der 8. April führte nordwärts in der Richtung Diarbekr. Früh um $\frac{1}{24}$ Uhr nahm uns ein zwei Tonslastwagen auf, hochbeladen mit Wollsäcken. Die Straße durchbricht die Höhen des Kaltgebirges mit ihren eigentümlichen Pfeilern und Brücken und erreicht dann eine sanft gewellte Hochebene, mit dünnen Gras bestanden und mit Büschen, die wie Pfirsiche blühen. Wo ein Flüsschen lief, standen Pappeln und Weiden, grüne Wiesen mit einem kleinen, dunkelroten Mohn und Felder. Alle Stunde etwa trafen wir ein elendes Kurdendorf mit zerlumpten Weibern und den niedrigsten Kindern. Gegen Mittag, auf der Höhe einer Bodenwelle, tauchte in weiter Ferne nach Norden ein Band blauschimmernder Schneeberge auf, der armenische Taurus. Diese Pracht vor uns, holperten wir durch Hitze und Staub, bis gegen Abend, umsäumt von Pappeln, ein glitzernder Flußstreifen erschien, der Tigris, überspannt von einer steilen altrömischen Brücke. Dahinter breitete sich ein schwarzes Band aus, das sich beim Näherkommen in eine Mauer mit Türmen auflöste. Das war Diarbekr. Unterwegs hatte Murad mehrfach gemurmelt, daß wir auf einem Lastauto fuhren. Ich verstand das nicht recht und dachte: „Was mir recht ist, kann dir auch recht sein.“ Aber eine halbe Stunde vor der Stadt kam uns ein schöner Personenwagen entgegen, nahm mich auf, und vor den Mauern der Stadt stand der Armeearzt mit

der gesamten Ärzte- und Pflegererschaft, mich feierlich zu begrüßen. Im Staubmantel und mit lehmgelbem Gesicht mußte ich an seiner Seite diese Ehrenkompanie abschreiten und unzählige Hände drücken.

Nun ging's in die Stadt. Sie ist aus schwarzer Lava gebaut und schon dadurch düster. Sie hat ihre alte byzantinische Mauer noch vollkommen erhalten und ist dadurch eng. Aber der Eindruck im Innern ist noch niederschlagender. Das Haus im Orient darf ja den Reichtum des Bewohners nie verraten und grenzt an die Straße mit einer kahlen Mauer. Hier waren nun aber die Straßen ganz besonders eng und schmutzig. Unzählige Häuser lagen in Trümmern, ganze Plätze trugen nur Schutthaufen, auf denen wilde Hunde und Katzen ihr Wesen trieben. Die Bevölkerung, soviel Hunger, Seuchen und Armenier-Mezeleien übriggelassen hatten, sah entsetzlich elend aus. Die Kinder mit dicken Malariabäuchen, Greisen- gesichtern und kranken Augen. Es herrschte Fleck- und Rückfall- fieber, auch einige Cholerafälle waren vorgekommen. Zwar wurde eine Sanierung angestrebt, eine Wasserleitung geplant, die Straßen halbwegs gesäubert; aber das alles blieb unvollendet, und der Eindruck der Hauptstadt eines ehemals reichen und fruchtbaren Ge- bietes war über alle Maßen traurig. Ich wurde einquartiert im schönen Sommerhaus eines ermordeten Armeniers außerhalb der Stadt und mittags und abends auf türkische Art bewirtet. Eine Probe des Menüs: Tomaten-Suppe, Hammelstücke am Spieß (Kebab), Bereg, das ist Blätterteig mit Kräutern und Käse, dann eine süße Speise und wieder Hammel-Ragout mit süßen Kartoffeln, Pilaw mit Hammelfett zubereitet, noch eine süße Speise und zum Schluß ein Schälchen türkischen Kaffees. Dazu herrlich kühles Wasser und schwerer Rotwein aus Damaskus. Ich hatte aber die Erfahrung gemacht, daß in diesem Klima Wasser am besten be- kommt und auch am besten schmeckt, und durchaus verstanden, warum es unter den Türken Wasserkenner gibt, die gewisse Brunnen mit derselben Sicherheit unterscheiden wie etwa ein Weinkenner die Areszenzen. An das Hammelfett, das hier völlig die Butter er- setzt, habe ich mich leicht gewöhnt. Die beste Sorte stammt vom Schwanz des Fettschwanzhammels, der mehrere Pfunde eines

weichen, weißen, wenig schmeckenden Fettes liefert. Das gewöhnliche Hammelfett freilich stellt an unseren Geschmack starke Anforderungen. Viel essen gehörte, wenigstens damals noch, in der Türkei zu den Erfordernissen des Standes, und man mußte sich daran gewöhnen, die Mitgäste durch Schnalzen und Rülpsen ihrer Befriedigung Ausdruck geben zu hören. Mir persönlich waren diese endlosen Mähler viel lästiger als tagelanges Hungern.

Die Besichtigung der Lazarette versparte ich auf den Rückweg und fuhr am 10. April wieder mit Lastwagen nach Mezereh-Charput, dem Armeeoferkommando der Kaukasusarmee.

Von der Hochebene, auf der Diarbekr liegt, sieht man nach Norden die Schneekette des armenischen Taurus, nach Osten flache Höhenzüge, nach Westen den breiten, flachen Rücken des Kara Dagh, der die Ebene mit seiner Lava überschwemmt hat. Vielfach tritt der nackte Stein zutage; wo er verwittert, hinterläßt er eine rot-violette sehr fruchtbare Erde, auf der Getreide gezogen wird. Aber jetzt lag vieles öde, mit Narzissen und knallroten Tulpen bedeckt, zwischen denen große Schildkröten einherwackeln. Ab und zu ein Kurdendorf, links und rechts vom Weg reichlich Gerippe von Pferden und Kamelen, sauber abgenagt von Geiern und Schakalen und von der Sonne weiß gebrannt. Nach fünf Stunden traten von beiden Seiten Kalkberge heran mit angeklebten Dörfern und endlich zwei schroffe Gipfel, zu deren Füßen eine Stadt: Dsmanje-Argana. Der Gipfel des einen Berges gekrönt von dem armenischen Kloster Marja-Mama. Hier begann nun wieder eine der kunstvollen Kriegsstraßen. Zwischen schroffen Bergen, die Zinnen und Tore vortäuschen, stieg sie an bis 1400 Meter und senkte sich dann in vielen Windungen bis zu einer Brücke über den Argana-Su, den Oberlauf des Tigris. Nach all der Steinwüste wirkte das Gelbgrün der Pappeln und das Graugrün der Weiden wie ein Wunder; dazu sind die Berghänge in Farben verwittert, wie ich sie nie und nirgends sonst gesehen habe: hellgelb, orange, eisenrot bis zu dunkelviolett. Und als Hintergrund zu dieser Farbenpracht die breite Schneekette des armenischen Taurus mit seinen Gipfeln und Gletschern. Von der Brücke stieg der

Beg von neuem an durch Marmor und roten Schiefer und erreichte das Städtchen Argana-Maden. Hier steht Kupfererz an und wurde von der Regierung gebrochen. Wer Geld hatte, einen genügenden Haufen Reisig zu kaufen, erwarb das Erz und schmolz es zu einem rohen Kupferbarren. Auf der Straße lagen solche Barren, längst von Deutschland angekauft, aber noch immer nicht abtransportiert. Mit dem Erz ging man sehr lässig um. Große Stufen waren in Mauern und Häuser verbaut, und ein kleiner Bach, der dem Tigris zusieß, war von Kupfersalzen blaugrün gefärbt.

Hier übernachteten wir im Hause eines türkischen Arztes. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch ging's weiter, dem Tigris entgegen, der durch ein wildes Felsental in Sprüngen herabstürzt. Nach zwei Stunden erweiterte sich das Tal zu einer kleinen Ebene, mit Pflirsch-, Mandel-, Birnbäumen und Feldern, die eben gepflügt wurden; zwei kleine Buben besorgten das mit Ochsengepann, die Ochsen unterm Joch gehend, der Pflug ein Astknorren, ganz wie zu Abrahams Zeit. Nun erschien links ein See, der Gjöldik, in dem sich die Schneeberge spiegelten; ihm entspringt der Tigris. In langen Rehren kletterte der Wagen bis zur Paßhöhe bei 1600 Meter. Zwischen Schneeflecken und spärlichem Gebüsch von Drachenblut machten wir Rast: Links noch immer den Blick auf den Gjöldik, rechts auf eine breite grüne Ebene, die von Murad, dem östlichen Euphratarm, durchzogen wird. So nahe kommen sich am Ursprung beide Flüsse, die dann erst am Persischen Golf sich wieder vereinigen. Die Abfahrt zur Ebene war nicht ganz ohne Gruseln. Die Straße war leicht gebaut, schlecht unterhalten, die Schmelzwässer hatten sie an den Rehren unterspült, und wir waren oft froh, wenn wenigstens zwei Räder den Boden noch berührten. Aber unser Fahrer, ein kleiner schwarzer Türke, machte seine Sache famos und brachte uns glücklich um Mittag ins Tal.

Dort empfing mich der Armeearzt der Kaukasusgruppe, Ibrahim Tali, ein Bekannter vom Warschauer Kongreß, und brachte mich nach El Afis, dem Sitz des Oberkommandos. Drei Minuten war Zeit zum Säubern, dann Vorstellung und Essen beim Kom-

mandierenden, Szet Pascha. Nach Tisch Rundgang durch die Lazarette, die in den deutschen, französischen und amerikanischen Armeniermissionen untergebracht waren. Eine deutsche Schule unter Pastor Gymann hatte ihre Gebäude behalten und betreute verwaiste Armenierkinder. Abends wieder große Tafel, dann „Paschaquartier“. Zwar gab es Wanzen und Mäuse, auch brach nachts das Bett zusammen, aber es war doch eine große Auszeichnung! El Afis und Mezereh, die modernen Städte, liegen in der Ebene; das uralte Charput auf einem steilen Berg. Dorthin ritten wir am nächsten Morgen, besichtigten Lazarette und Genesungsheime, alle sehr nett und sauber, aber die Leute in erbärmlichem Zustand von Hunger und Abzehrung. Mittags wieder üppige Tafel, die ich den Lazaretten gewünscht hätte. Szet Pascha lud mich ein, mit ihm eine Besichtigungsfahrt zu den Truppen zu machen. Das hätte mich wohl gelockt, aber etwa vier Wochen in Anspruch genommen; so viel durfte ich einer Unternehmung, die außerhalb meiner Aufgabe lag, nicht opfern.

So fuhr ich am nächsten Morgen über die Pässe zurück, übernachtete im Gemeindehaus in Osmanje-Argana in Gesellschaft der Honoratioren, tags darauf nach Diarbekr. Gern hätte ich eine Stunde Ruhe gehabt, aber der Armeearzt schleppte mich sofort zu einem großen Essen beim Kommandierenden der II. Armee, Mustapha Kemal, dem jetzigen Machthaber der Türkei. Den Nachmittag verbrachte ich bei den österreichischen Kraftfahrern, die wie immer unter ihren Mannschaften ein paar feine Künstler hatten.

Der 15. brachte wieder Besichtigung von Lazaretten, mittags ein feierliches Essen mit allen Ärzten der Stadt; daran schloß sich eine Kongressitzung mit vielen bemerkenswerten Mitteilungen; dann Besuch des österreichischen Lazarett's. Eine kahle Mauer mit vergittertem Guckfenster und schmaler Tür in einem schmutzigen Gäßchen, hinter der Tür ein prachtvoller Hof, von dem eine Freitreppe zu einer breiten Terrasse führte; an diese schloß sich das Haus, mit Getäfel, Gipsstuck, Ornamenten und Arabesken aufs schönste ausgestattet, der Prunkbau eines reichen Armeniers.

Aber die Stadt gewann auch bei näherer Bekanntschaft nicht. Sie war in schauerhaftem Zustand von Elend und Hunger; und da muß dem Gouverneur einfallen, sie mit neuen Prunkstraßen zu verschönern! Der orientalische Despot hat von jeher den Ehrgeiz gehabt, sein Andenken in Bauten zu hinterlassen; so begann die neue Ära mit dem Abreißen ganzer Quartiere, und die österreichischen Kraftfahrer, anstatt der Armee Lebensmittel zuzuführen, karren jetzt Schutt.

Ein einziger Prachtbau ziert die Stadt, wenn auch in Ruinen, der Palast eines Sassanidenkönigs, in hellenistischem Stil erbaut, mit jener Einflechtung orientalischer Motive, wie sie auch Baalbeck aufweist. Die Bazare waren ganz verödet; meine Erwartung, hier Stücke des armenischen Kunstfleißes zu entdecken, ging nicht in Erfüllung. Auch die sonst so findigen Österreicher hatten kein Glück.

Mein nächstes Ziel war Mossul, tigrisabwärts gelegen. Man kann es auf dem Wasserweg erreichen, wenn man das landesübliche Kelek benützt, ein Floß aus Pappelstämmen, das durch aufgeblasene Hammelhäute schwimmend erhalten wird und durch die Wirbel und Stromschnellen unverfehrt sich hindurchwindet. Die Fahrt dauert 8 bis 10 Tage, Moltke hat sie gemacht und anschaulich beschrieben. Ein Militärpfarrer war bereit, mich zu begleiten, er wurde aber plötzlich abkommandiert, und so ganz allein, ohne Kenntniß der Landessprache die etwas abenteuerliche Fahrt zu unternehmen, schien mir doch zu gewagt. So mußte ich wieder einmal schweren Herzens verzichten und fuhr im alten Wagen nach Mardin zurück, in Begleitung des Harems eines türkischen Offiziers, den die Sitte gebot, nicht zu sehen, der auch nicht dazu verlockte.

Der Ausflug zur Kaukasusarmee war in mancher Beziehung lehrreich, wenn auch die Eindrücke entsetzlich. Die Verödung des Landes infolge der Armenierverfolgungen war bedenklich; in Mardin und Diarbekr war kaum ein Handwerker mehr am Leben geblieben, der Rest der Bevölkerung elend und halb verhungert. Den furchtbarsten Eindruck aber machten die Lazarette, so nett sie eingerichtet und gehalten waren; sie enthielten nur Gerippe mit Haut überzogen und außer den Seuchen, Fleck- und Rückfallfieber, lagen in Massen die Krankheiten des Hungers: Skorbut und Roma.

Storbut haben wir auch in rumänischen Gefangenenlagern gesehen; selbst in der Heimat sind einige Duzend Fälle bei unzuweckmäßig Genährten beobachtet worden; hier war er Massenkrankheit. Roma ist bei uns unbekannt. Es gibt eine Entzündung der Mundhöhle, hervorgerufen durch Zusammenwirken einer Spirochäte und eines Bazillus, die Plaut-Vincentische Angina. Bei ganz Verelendeten brechen die Beläge durch die Wange durch, bilden ein Loch, zerstören den Knochen und hinterlassen furchtbare Verstümmlung, wenn sie nicht gleich zum Tode führen. Das kam hier bei Soldaten und Zivilpersonen oft genug vor. Wie alle Spirochätenkrankheiten wird auch die Roma durch Salvarsan günstig beeinflusst; man zeigte mir mehrere geheilte Fälle.

Erfreulich war die Bekanntschaft mit Izzet Pascha. Er war ein großer, sehr dicker Mann mit klugem, energischem Gesicht. Aus vornehmem albanesischen Geschlecht stammend, zwei Jahre bei einem Husarenregiment in Kassel ausgebildet, plante er die Reorganisation der türkischen Armee. Aber Abdul Hamid hatte Angst vor ihm und verbannte ihn nach dem Jemen. 1908 wurde er als Chef des Generalstabs zurückgerufen, bald wieder nach dem Jemen entsandt, und kehrte erst kurz nach dem Friedensschluß des ersten Balkankrieges zurück. Das jungtürkische Kabinett machte ihn zum Generalissimus der Armee und, obwohl mit den Machthabern über Kriegseintritt und strategische Pläne nicht einig, brachte er das Opfer, das Kommando der II. kaukasischen Armee zu übernehmen.

Der Krieg an der Kaukasusfront

Enver war durchaus nicht der kühle Rechner, den sein undurchdringliches Gesicht vermuten ließ; er hegte weitausschauende, phantastische Pläne einer Vereinigung aller Turkvölker Zentralasiens, die unter russischer Herrschaft standen. Daher übernahm er schon im November 1914 die Leitung der Kämpfe an der Kaukasusfront.

Zwischen Rußland und der Türkei waren seit Jahrhunderten die Kriege nicht abgebrochen. Zur Zeit der großen Sultane gehörte zur Türkei außer dem Balkan und Ungarn der ganze Umkreis des Schwarzen Meeres. Erst Katharina II. eroberte dessen Nordrand und die Krim (1783), dazu kamen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Kaukasus mit Tiflis, durch den Vertrag von San Stefano Batum und Kars. Auf dem Balkan schob sich zwischen beide Länder Rumänien. So blieb als Grenz- und Angriffsfläche nur Armenien. Im November 1914 konnten die Türken unter Enver und seinem deutschen Stabschef Bronsart v. Schellendorf bis Kars vordringen; da setzte der Gegenstoß ein, die Türken wurden am 4. Januar 1915 entscheidend geschlagen und mußten sich hinter ihre Grenzen zurückziehen. Bei diesem Winterfeldzug wurde die Armee nahezu vernichtet; denn so heiß der Sommer, so kalt ist der Winter in dem wegelosen und zerrissenen Gebirgslande, dessen Pässe alle über 3000 Meter liegen. Von 90 000 Mann kehrten, nach Angabe Liman v. Sanders, nur 12 000 zurück; der Rest war erfroren oder verhungert. Der Mißerfolg wurde ängstlich verheimlicht, in Deutschland überhaupt nicht bekannt. Den Rest des Winters herrschte Ruhe, die Armee konnte aufgefüllt werden. Im Mai aber erregten im Rücken der türkischen Armee die Armenier Aufstände. Dies gab Anlaß, sie aus dem Operationsgebiet zu entfernen. Der Transport wurde den Zivilbehörden übertragen, das Ziel war Hit am Euphrat. Es handelte sich um viele hunderttausend Personen jeden Geschlechts und Alters. Dabei sind entsetzliche Dinge vorgekommen. Massendeportationen sind schon unter geregelten Verhältnissen eine schwere Aufgabe; unter Kriegsbedingungen, bei Nahrungsmangel, Geldknappheit, schlechten Transportmitteln und Wegen mußten sie zur Katastrophe führen, selbst wenn nicht die tiefe Rassenfeindschaft vorgelegen hätte. Ein Teil der Armenier wurde ihren Todfeinden, den Kurden, übergeben, die sie ausplünderten und massakrierten, andere wurden durch die Steppe in Marsch gesetzt, ohne Verpflegung; andere mit Bahn nach Aleppo gebracht und in überfüllten Konzentrationslagern von Hunger, Fleckfieber, Ruhr und Cholera dezimiert. Wo die Armenier

vorübergehend das Übergewicht hatten, gingen sie mit den Türken womöglich noch grausamer um.

Diese Unruhen und die Schwäche der Armee benützten die Russen, um bis Wan und Bitlis vorzudringen. Ihr Plan war, sich mit der englischen Armee in Mesopotamien zu vereinigen. Im Herbst 1915 übernahm Großfürst Nikolai Nikolajewitsch das Kommando der Russischen Kaukasusarmee, eröffnete mit gewohnter Energie die Offensive, nahm am 15. Februar Erzerum, im April Trapezunt und baute seine rückwärtigen Verbindungen aus. In diesem gefährlichen Moment übernahm Izzet Pascha das Kommando; die dritte, bisher in Thrazien stehende Armee sollte zur Hilfe kommen, aber noch bevor sie anlangte, wurden die Türken abermals geschlagen; auch die zweite armenische Hauptstadt Erfindhjan ging verloren. Bei Winterbeginn zogen die Russen ihre Linien zurück; bei der türkischen Armee gelang das nicht aus Mangel an Transportmitteln; so blieben die unglücklichen Truppen hungernd und frierend den Unbilden der Hochgebirgsnatur ausgesetzt; nur ein kleiner Teil überlebte; das waren die Kranken, die ich in Charput zu sehen bekam.

Nach der Revolution verzichteten die Russen auf weitere Kämpfe. So fanden die Türken keinen Widerstand, als sie im Frühjahr 1918 bis Tiflis und Baku vorrückten. Das entsprach dem alten Traum Envers, zugleich lockten aber die Öquellen des Kaukasus. Deren rationelle Ausbeutung zu sichern, war Deutschland genötigt, selbst Truppen unter General Krefß v. Kressenstein nach Tiflis zu werfen; sie verblieben dort bis Kriegsende und gelangten auf abenteuerlichen Wegen nach Hause. Ihr Garnisonlazarett blieb als deutsches Krankenhaus für die starke deutsche Kolonie Helenendorf erhalten, von fünf tüchtigen Ärzten geführt, bis es 1928, vom Mißwillen der Georgischen Sowjetregierung bedrängt, seine Pforten schließen mußte.

Izzet Pascha war ein Politiker von ungewöhnlichem Ausmaß; das zeigen seine Denkwürdigkeiten, die, ins Deutsche übersetzt, 1928 erschienen sind. Mir war er ein liebenswürdiger Gastgeber und erlaubte mir, auf einem seiner Pferde auszureiten; er besaß deren

ein Duzend, die berühmtesten Stämme Arabiens vertretend, elf Hengste und eine Stute, die er täglich besuchte und auf die Schnauze küßte. Solche Pferde zu reiten, ist ein unbeschreiblicher Genuß: sie brauchen weder Zügel noch Schenkel, sie erraten den Willen des Reiters, und nach dieser Probe ist es mir durchaus glaublich, daß solche Gedankenleser an unmerklichen Zeichen des Herrn bemerken, ob sie ihre Rechnung richtig gescharrt haben.

Chef des Stabes war Oberst v. Falkenhäusen. Er hatte eine schwere Stellung. Wie immer, wurden die Erfolge den Türken, die Rückschläge den Deutschen angerechnet; zudem hatte Falkenhäusen das Unglück, sich eine Aleppobeule zuzuziehen. Lossows gutem Rat folgend, hinterließ ich ihm eine Flasche Benediktiner; er ließ mir später sagen, wenn's zu toll gewesen sei, habe er sich darin Vergessenheit getrunken.

Der Krieg in Mesopotamien und Persien

Mesopotamien war ein weit abgelegenes Kriegstheater und doch für Verlauf und Ausgang des Krieges bedeutsam. Im Bündnisvertrag hatte Deutschland der Türkei die Integrität ihres Gebietes garantiert; daher mußten nicht nur Materialhilfen in weitestem Umfang geleistet, sondern auch Formationen abgegeben werden, namentlich technische Truppen und Offiziere, auf die schwere Aufgaben warteten. Außerdem aber bestanden wirtschaftliche Hoffnungen größter Art. Der Irak war in alten Zeiten ein Paradies der Fruchtbarkeit und Sitz mächtiger Reiche gewesen; es lag daran, die verkommenen Kanäle wiederherzustellen, die einst das Land bewässert hatten; dazu lockten die Öllager, die von Persien her quer das Land durchziehen. Nach jahrelangen Verhandlungen hatte die von der Deutschen Bank gebaute Bagdadbahn sich mit England einigen können, wobei dieses sich den Endpunkt am Persischen Meerbusen, das Sultanat Roweit vorbehielt; in Deutschland träumte

man von „Berlin—Bagdad“, von Ansiedlung deutscher Bauern im Irak. Das waren Utopien; aber aus dem politischen Bündnis durfte Deutschland Teilnahme an der künftigen Erschließung erwarten; es kämpfte hier für seine wirtschaftliche Ausdehnung.

Doch auch England rechnete den Irak in seine Einflußsphäre, politisch und strategisch, als Landbrücke zwischen Ägypten und Indien; es unterhielt in Basra, das von Seeschiffen erreicht werden kann, große Handelsniederlagen, besuhr den Tigris mit der Handelsflottille der Lynchgesellschaft; vor allem hatte es sich die südpersischen Ölfelder gesichert, leitete das Öl mit Rohrleitung nach Mohammerah am Schatt el Arab in die Raffinerien, von wo es zu Schiff weiter verfrachtet wurde.

Zum Schutz dieser Interessen landete England noch vor der Kriegserklärung der Türkei im Oktober 1914 eine indische Brigade, die am 22. November Basra, am 8. Dezember Gurma am Zusammenfluß von Euphrat und Tigris besetzte. Dem hatte die Türkei nur wenige dort stehende reguläre Truppen entgegenzusetzen; dennoch wagte Suleiman Askari Bey einen Gegenstoß, wurde aber bei Scheibe am 12. April zurückgeworfen. Ein englischer Gefangener, den wir später in Kleinasien trafen, erzählte uns, sie seien selbst zum Abzug bereit gewesen, als sie aber sahen, daß die Türken zurückgingen, schrieben sie sich den Sieg zu.

Beide Armeen wurden langsam ergänzt; langsam drangen die Engländer auf dem östlichen Tigrisufer nordwärts, die Türken wichen kämpfend zurück.

Etwa 30 Kilometer südlich Bagdad liegt die Ruinenstätte des alten Ktesiphon. Weitere 100 Kilometer südlich macht der Tigris einen scharfen Knick nach Osten, um dann wieder südöstlich umzubiegen. An diesem Knick, gegenüber dem Trockental des Schatt el Hai, liegt die Stadt Kut el Amara. Diese erreichten die Engländer im Herbst 1915 und versuchten gegen Bagdad vorzudringen. Bei Ktesiphon wurden sie aber aufgehalten und sahen sich genötigt, auf Kut el Amara zurückzugehen. Das war am 22. November. Am 12. Dezember traf Feldmarschall von der Goltz bei der türkischen Armee ein; endlich war es dem 72jährigen vergönnt, eine Armee

zu führen, die Armee, deren Reorganisation er einen so großen Teil seines Lebens gewidmet hatte.

Er erkannte sofort, daß in Kut el Amara die ganze englische Armee sich stark befestigt hatte und daß die bisherigen Sturmversuche nur unnütze Verluste brachten. Darüber geriet er in Differenzen mit dem türkischen Oberkommandierenden Nureddin Pascha, die er nur mit Einsatz seines großen persönlichen Ansehens überwinden konnte; er mußte die Geschäfte der Zivilverwaltung mit übernehmen, um Einheit zu schaffen. Das Kommando der türkischen Trakarmee übernahm Halil Bey, ein jugendlicher Oheim Envers. Indem sie Kut el Amara dauernd eingeschlossen hielten, bezogen die Türken eine starke Stellung bei dem Dorfe Fellahieh, zwischen Tigris und dem unzugänglichen Sumpfsgebiet des Suwadsche Hor; dort vermochten sie eine unter General Aylmer heranrückende englische Ersatzarmee abzuweisen, obwohl diese eine Brücke über den Tigris geschlagen und auf dem Westufer Truppen stehen hatte. Ein letzter Kampf der Ersatzarmee, diesmal unter Sir George Gorringe, der mit Trommelfeuer eingeleitet wurde, konnte abermals abgewiesen werden, und so mußte General Townsend, von Hunger und Seuchen bezwungen, am 28. April Kut el Amara mit 13300 Mann übergeben. Er erhielt ehrenvollen Abzug, kam nach Konstantinopel, die anderen Offiziere nach Brussa, Unteroffiziere und Mannschaften nach Anatolien, wo sie bei Landarbeit und Bahnbau beschäftigt und freundlich behandelt wurden. Davon konnte ich mich selbst überzeugen.

Feldmarschall von der Goltz hatte aber die Erfolge seiner Bemühungen nicht mehr erlebt. Bedürfnislos wie er war, hatte er die Rückreise von Kut el Amara nach Bagdad in einem überfüllten Transportschiff angetreten, das mit Kranken belegt und nicht desinfiziert war. Dabei hatte er sich mit Fleckfieber angesteckt und starb am 19. April. Seine Leiche wurde in Bagdad feierlich beigesetzt und am 24. Juni zur letzten Ruhe nach dem Garten der Deutschen Botschaft in Therapia am Bosporus überführt.

Die Niederlage bei Kut el Amara hat der englischen Armee schwere Vorwürfe eingetragen. Sie durften sich nicht gegen die

Soldaten richteten, die tapfer gekämpft und ausgeharrt hatten, auch nicht gegen die Führung, sondern mußten den Behörden gelten, die nicht für Ausrüstung gesorgt hatten. Es fehlte an passender Nahrung, so daß Skorbut ausbrach, an Sanitätsmaterial und an vielem anderen, was ein Kolonialkrieg erfordert. Dies einsehend, rüstete England alsbald ein neues Heer, nun mit allen Erfordernissen, dazu mit reichlicher, auch schwerer Artillerie, Fliegern und Kanonenbooten versehen. So ausgerüstet griffen die Engländer am 9. Januar 1917 die Türken bei Kut el Amara von neuem an und eroberten, trotz tapferer Gegenwehr, eine Stellung nach der anderen, wobei Kanonenboote mitwirkten, Kavalleriekorps die Flanken bedrängten und dank der Trockenheit auch die Salzflümpfe den Schuß versagten. Gegen diese Übermacht, die bei der Artillerie fast fünfzigfach war, konnte die schwache türkische Armee nicht standhalten; sie wich nordwärts aus, nahm bei Selmankat eine letzte Schutzstellung ein, die wenigstens ermöglichte, die Vorräte und das Eisenbahnmateriale aus Bagdad nach Samara zu retten und die Funkstation zu sprengen. Am 10./11. März mußte Bagdad geräumt werden.

Das war ein schwerer Verlust. Politisch machte er im ganzen Türkischen Reich einen tiefen Eindruck; militärisch eröffnete er eine Möglichkeit, die zu vermeiden deutsche und türkische Expeditionen in Persien versucht hatten: die Vereinigung der russischen und englischen Armeen. Dies nötigt, mit einigen Worten auf die Kämpfe in Persien einzugehen.

Persien

Das Persische Reich war unter schwacher und schlechter Regierung in Ohnmacht verfallen. So zog es stärkere Mächte an. Rußland lockte die fruchtbaren nördlichen Landstriche, vor allem die Aussicht, durch Persien Afghanistan und damit die Grenze Indiens zu erreichen und zu bedrohen. England wiederum suchte das zu verhindern und hatte, namentlich seit der Eroberung der

südpersischen Ölquellen, starke wirtschaftliche Interessen. Die übrigen Großstaaten suchten dort Absatz für ihre Waren, so Deutschland für seine Farbstoffe. In Teheran und einigen Städten des Nordens hatte das Land einen Schimmer von Zivilisation angenommen, mit Tram und elektrischer Beleuchtung; es gab ein Parlament und Parteien, eine fortschrittlich-demokratische und eine konservative, der die großen Grundbesitzer angehörten. Als Militärmacht diente eine Gendarmerie von 3000 Mann unter belgischen Offizieren. Die Macht der Regierung war beschränkt; in den Gebirgen des Südens und Westens saßen Stammesfürsten in völliger Unabhängigkeit.

Als England und Rußland zur Entente zusammentraten, bereinigten sie ihre persischen Differenzen. Sie teilten das Land in eine nördliche russische und eine südliche englische Interessensphäre, getrennt durch einen neutralen Streifen Isfahan-Kermanschah. Mit Anbruch des Weltkrieges richteten Deutschland wie die Türkei ihre Aufmerksamkeit auf Persien; die Türkei in der Erwartung einer panislamitischen Bewegung, Deutschland in der Hoffnung, Persien und Afghanistan gegen England aufzuwiegen, was dieses mindestens gezwungen hätte, dort starke Kräfte festzulegen.

Persien blieb zunächst neutral; aber russische Kosaken, die schon vor dem Kriege in der Nordprovinz dauernd standen, kämpften gegen türkische Irreguläre bei Täbris. England besetzte Buschir und Bender Abbas am persischen Golf zum Schutz seiner Ölquellen. Im Mai 1915 suchte Deutschland eine Eisenstraße durch Persien zu legen; Offiziere wurden unter dem Namen Konsuln in den wichtigsten Orten eingesetzt, eine Expedition Hentig-Niedermayer erstrebte und erreichte unter abenteuerlichen Erlebnissen die afghanische Hauptstadt Kabul. Eine Expedition unter Hauptmann Klein wurde in Bagdad bereitgestellt und im September 1915 nach Kermanschah vorgeschoben. Inzwischen wurde ein Bündnisvertrag mit Persien vorbereitet, das deutsche Gold begann zu spielen, mit seiner Hilfe wurden Stammesfürsten gewonnen, ein Teil der Gendarmerie trat auf

deutsche Seite, Emissäre wie Konsul Schönemann im Norden, Konsul Wagnus im Süden gewannen die Stämme, die demokratische Partei war dem Unternehmen wohlgesinnt. Am 15. November versuchte der Legationsrat an der Gesandtschaft Graf Kaniz einen Putsch, um den Schah nach Teheran und unter deutschen Einfluß zu bringen. Der Versuch schlug fehl, und nun rückte eine im Norden bereitstehende russische Armee südwärts, besetzte Teheran, Hamadan und bedrohte Kermanschah, nahe den Grenzpfässen. Ein Funkpruch des russischen Generals Baratow an Townsend wurde aufgefangen und verriet den Plan, die russische Armee nach Überschreitung der Zagrospfässe mit der englischen in Mesopotamien zu vereinigen. Unter diesen Umständen entschloß sich Feldmarschall von der Goltz, der Dezember 1915 in Bagdad angelangt war, einen Teil seiner schwachen mesopotamischen Armee abzugeben und unter dem bayrischen Obersten Bopp nach Persien zu senden. Sie kam mit russischen Truppen ins Gefecht, die weit überlegen waren, aber der Winter auf diesen unwirtlichen Höhen hinderte die Russen, ihre Kräfte auszunützen. Die deutsch-türkischen Truppen konnten einigen Nachschub erhalten. Doch die Verhältnisse waren ganz unerfreulich. Die persische Demokratenpartei war macht- und einflußlos, die von den Fürsten gestellte Stammesreiterei war malerisch, aber militärisch unbrauchbar, die Gendarmerie uneins, die Perser teils entente-, teils deutsch-, teils türkenfreundlich. Vor allem hatten Deutschland und die Türkei sich über die diplomatischen Ziele nicht geeinigt und arbeiteten sich entgegen; auf deutscher Seite wirkten neben der deutsch-persischen Militärmission unter von der Goltz sog. Nachrichtenoffiziere, die direkt dem Auswärtigen Amt unterstanden, Graf Kaniz, die Konsuln, alle unabhängig voneinander. Das Schlimmste aber war, daß Persien und Afghanistan Gold und Waffen versprochen waren, Maschinengewehre und Geschütze konnten aber die 2500 Kilometer bis Bagdad und noch weitere 340 auf schwer begehbaren Wegen nicht überwinden. Ganz unmöglich war es, den Goldhunger der Helfer zu stillen; hatte doch ein einziger Stammesfürst, Nizam es Sultaneh, vom Grafen Kaniz vertraglich

80 000 Goldmark pro Monat zugesichert erhalten*). „Der persische Patriotismus ist zur Industrie geworden, die mit Erpressung vertrackte Ähnlichkeit hat“, klagte von der Goltz. Daran konnte nichts ändern, daß eine „Sondermission P“ unter der Führung des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg in Bagdad eintraf; sie sollte der Kern einer neuen persischen Truppe werden, die aber nicht zu schaffen war.

Unter diesen Verhältnissen fiel Kermanschah an die Russen, im Mai wurde auch der Baitakpaß an der Grenze geräumt. Damit waren die Aussichten auf Erfolge in Persien und Afghanistan vernichtet. Zwar wurde nach dem Fall von Kut el Amara ein neuer Vorstoß gemacht, Kermanschah wieder besetzt, auch blieben die Konsuln bei den Stämmen tätig und fesselten feindliche Kräfte, aber nach dem Fall Bagdads schwebte die deutsch-persische Expedition in der Luft und zog sich auf die VI. mesopotamische Armee zurück. Das war eben zur Zeit meiner Anwesenheit; man widerriet mir daher, gegen Persien vorzudringen, ich würde die weichende Truppe nur in Verlegenheit bringen.

Der weitere Verlauf der Dinge in Mesopotamien ist bald erzählt. Deutschland hatte im Bündnisvertrag der Türkei den Umfang ihres Gebietes gewährleistet; daher wurde der Silberimpepedition die Aufgabe gestellt, Bagdad wieder zu gewinnen. Nach langen Überlegungen und Prüfungen erwies sich die Sicherung der Palästinafront weit dringlicher. Aber auch die Engländer begnügten sich mit der Einnahme Bagdads; erst im Oktober 1918, als die türkische Front überall einstürzte, schnitten sie dem Rest der VI. Armee bei Kerkuk den Rückzug nach Mossul ab und zwangen sie am 30. Oktober nach letzten Kämpfen, sich zu ergeben.

*) 1921 hatten wir einen der südpersischen Fürsten in der Charité zur Behandlung wegen Wirbelsäulenversteifung. Es gelang, ihn soweit zu bessern, daß er wieder zu Pferde steigen konnte. Dadurch vertraulich geworden, gestand er, er habe während des Krieges viel deutsches Geld bekommen, sein Bruder aber englisches!

Aus meinen Briefen

Mossul, 20. April 1917

Nun sitze ich früh 6 Uhr auf dem Felddbett in einem großen, völlig fahlen Zimmer eines verlassenen Hauses, dem Quartier der Deutschen. Zoesten kocht Tee, an der Decke nisten Schwalben, vor der Tür Tauben, auf der Mauer ein Storch, und alle lärmen seit 5 Uhr aus vollem Halse, dazu die Esel auf der Straße, die Glöckchen der Ziegen und das Geschrei der Kinder. Es ist eine gediegene Mittagshize, der Himmel bedeckt, und die Eingefessenen finden das in der Ordnung. Das ist Mesopotamien. Gestern sind wir quer durchgefahren. In Mardin leistete ich mir wegen kurzem Darmkatarrh zwei Ruhetage; gestern bot sich Gelegenheit, mit einem Personenwagen, der hier angefordert war, die Reise zu machen auf einer Straße, die eigentlich gar nicht gebaut, sondern aus dem ebenen Steppensfeld ausgefahren und dabei streckenweise so glatt ist, daß man wie auf einer Chaussee seine 60 Kilometer fahren kann. Zuerst ging's über die Mardiner Berge hinab in die Ebene und nach Südosten, links die immer flacher werdenden Ausläufer des Tur, rechts in weiter Ferne ein blauer Höhenzug. Dem Gebirge entlang noch Felder und einzelne Dörfer, viele verlassen, andere von Kurden bewohnt, eine Stadt, Misbin, die früher einmal als Sitz der Gelehrsamkeit eine große Rolle gespielt hat, jetzt aber ein elendes Schmutzest ist. Allmählich rückten wir von den Bergen ab, die Felder hörten auf. Ganz leicht gewellt dehnte sich die Ebene, einstweilen noch grün mit Gräsern aller Art, Salbei, Mohn, Anemonen, Disteln und allerlei unbekannte Pflanzen; alles hat in Eile Frucht angefetzt und bereitet sich auf die Trockenheit des Sommers vor, hie und da ist das Grün bereits gelblich, der Boden steinhart und von Rissen durchsezt. Es ist ein ungewöhnlich trockenés Jahr. Die Frühlingsregen sind ausgeblieben, und schon in Mardin waren jeden Morgen Bittprozessionen mit Trommeln, Schalmeien und Litanei um Regen. Große Herden von Hammeln, kleinen zierlichen Kindern, Eseln, Büffeln und Kamelen tauchten auf, die Kamele mit ihren Fohlen, schwarz,

braun oder weiß, ab und zu einmal wundervolle Pferde. Die Hirten sind Beduinen in langem Hemd mit dickem, weißem Burnus, den Kopf dicht eingehüllt ins Kopftuch, das von einem Ring wie von einer Krone zusammengehalten wird. Wir kamen an einigen Lagern vorbei, mit ihren schwarzen Zelten von Ziegenhaar, prachtvolle Männer begrüßten uns, alte und junge, lachende Kinder, alle mit blinkenden Zähnen. So weit der Blick reichte, weideten Pferde, Kamele, Esel, Kinder. Wer dächte da nicht an Hiob!

Nach langer Fahrt die Tankstelle, ein Zelt, in dem ein Unteroffizier mutterseelenallein mit zwei Türken hauste, Benzin abgab und sich nachts gegen die Araber verteidigte, die es auf sein Schußzeug und noch mehr auf seinen Karabiner abgesehen haben. Mit dem hat er neulich ein Wildschwein geschossen; der junge Frischling, 8 Tage alt und nicht größer als ein Kaninchen, schwarz und weiß gestreift, wohnte in einer Kiste und quiekte empört, als wir ihn in seinem Keef, der landesüblichen Ruhe, störten.

Mossul, 22. April 1917

Stabsarzt Schwarz war so freundlich, mir sein Zimmer einzuräumen; schattig und kühl, mit Tisch und Sofa; nun sitze ich morgens $\frac{1}{26}$ Uhr, während draußen der Sturm den Sand aufwühlt und die türkischen Rekruten exerzieren, und denke an Euch. Man ist hier so völlig abseits von der Welt, ohne Zeitung, knapp mit Heeresberichten versehen; man munkelt von Verhandlungen mit Rußland, aber niemand weiß Genaueres, auch der General nicht. Bei Schwarz finden sich Eingeborene in Masse ein, kauern stundenlang auf dem Hof und warten auf Behandlung: Augenkrankte, Meppobeule, Ausfuß und was so in diesem gesegneten Lande zu Hause ist. Das deutsche Lazarett ist musterhaft, weiße Betten mit Müdenschleiern, gute Nahrung, ein paar Spiele und Bücher; unsere Leute famos wie immer. Drei Schwestern, eine Menge armenische Weiber als Hilfe und ein paar Araber als Hausknechte. Schwarz hat es verstanden, sich mit General und Wali gut zu stellen und bekommt von ihnen, wenn auch langsam, alles Nötige, Bauholz, Lebensmittel usw. Er ist unermülich fleißig und den

ganzen Tag im Laboratorium hinterher, wo ein jüdischer Apotheker aus Konstantinopel im Verein mit einem Sanitätsgehilfen und einem Armenier die unzähligen Malaria- und Rekurrenzpräparate färben und durchsehen. Auch die türkischen Lazarette sind nicht schlecht, eines sogar üppig, es gehört dem Roten Halbmond, der mir bisher nirgend begegnet war als in Konstantinopel, wo er einen Treffpunkt der vornehmen Gesellschaft bildet. Die Leute sind viel besser genährt als in Diarbekr und in Charput; medizinisch ist nicht viel zu holen; ein Arzt und zwei Thermometer auf 500 Kranke, keine Temperaturkurven und keine Anamnesen. Mich interessiert vor allem, was vorkommt und nicht vorkommt: z. B. kein Skorbut, beim Fleckfieber kein Absterben der Glieder.

In der Stadt mächtiges Leben, gestern zogen Nomaden durch von ihren Winterquartieren in der Ebene nach den Gebirgen am jenseitigen Ufer mit endlosen Herden. Auf einem Esel links und rechts ein Sack mit jungen Lämmern, auf einem Kamel zwei Säcke mit Kindern, davor ein neugeborenes Kamel, die Vorderbeine rechts, die Hinterbeine links herunterhängend. Ein junger prachtvoller Hirt war ganz bei der Sache, für unser Auto hatte er keinen Blick, nur für seine Tiere, die über die Brücke sollten. Er trieb sie an mit Lauten aus einer Gegend der Kehle, die es bei uns offenbar nicht gibt. Unter den Kindern sind viele semmelblond; die Mädchen tragen als Amulett einen Ohrring mit blauen Steinen durch den rechten Nasenflügel gezogen. Ich habe ein Geschichtsbuch über Westasien aufgetrieben und lese eifrig babylonische und assyrische Geschichte. Sie wird hier sehr lebendig; alles ist genau wie damals. Nur das Automobil ist völlig zeitwidrig. Der Schreck der Menschen und Tiere soll groß gewesen sein, als das erste Flugzeug aufstieg, namentlich die Kamele sollen sich wie toll benommen haben.

Stabsarzt Schwarz ist der Sohn des Berliner Mathematikers. Er war in Ostafrika und ist mit Verlust seiner ganzen Habe nach Deutschland durchgekommen. Nun sammelt er Warderfelle, die hier besonders schön sind, zu einem Mantel für seine Frau, damit sie wenigstens einen Wertgegenstand als Erinnerung habe. Mittagß

sind jetzt 45°. Man empfindet aber die Hitze nicht unangenehm. Nur beim Gehen in der Sonne hat man das Gefühl, als ob sie drücke. Die Herren aus Bagdad haben schwerer gelitten. Dort wird es 55° und darüber, man kann es in den Häusern nicht aushalten, sondern lebt im Keller und steigt erst nach Sonnenuntergang auf die flachen Dächer. Dabei arbeiten zu müssen, ist kein Vergnügen; einer sagte: jeder Auftrag ist eine persönliche Beleidigung, ein anderer: der Sommer in Bagdad ist eine Krankheit. Vor dem zweiten Sommer fürchteten sich alle. Die Hitze war so groß, daß im Sommer sogar die Läuse verschwanden. Von einem aber schwärmen alle: das sind die frischen Datteln. Leider gibt es jetzt keine.

Mossul, 24. April 1917

Gegen den Fluß zu werden die Gäßchen immer enger, winkiger, voll Menschen, Esel und Vieh. Da ist der Bazar, man sieht aber nur Gebrauchsgegenstände, und auch die knapp; es darf eigentlich nur gegen Papiergeld gehandelt werden, und da dieses nur den 8. oder 10. Teil von Silber gilt, halten die Leute alles zurück. Im Geheimen kann man alles kaufen. Landeskunst und Silberfachen sieht man freilich auch hier nicht, viel eher in Aleppo. Von besonderen Bauwerken steht hier nichts, nur daß die meisten Moscheen schiefe Minarets haben; sie haben sich verbeugt, als der Prophet durchtritt, und dann vergessen, sich wieder aufzurichten. Aber eine Überraschung gab es doch. Die Schmutzgäßchen der unteren Stadt münden auf ein malerisches Plätzchen, dessen Häuser in allen Stockwerken mit Lauben geschmückt sind, auf denen Kaffee getrunken wird. Eine Mauer mit engem Tor schließt die Stadt ab; tritt man hindurch, öffnet sich der Blick auf den breiten, lehmgelben Tigris, von einer Schiffbrücke überspannt; dahinter das baumreiche, linke Ufer, ein Hügel mit Dorf und Moschee, Nebi Juna, das Grab des Jonas, der hier als Nationalheiliger verehrt wird. Daneben ein flacher weiter Ringwall mit einem flachen Gipfel in der Mitte; durchzogen von Löchern und Stollen: das ist Ninive. Hier hatte Sir Henri Layard 1849 gegraben und die königliche Bibliothek entdeckt, die jetzt in London ist und der

wir die Kenntnisse der alten Geschichte und der Sprachen des Landes verdanken.

Die Jonasmoschee habe ich besucht; das Grab wird von einem prachtvollen Bronzegitter eingezogen und ist mit kostbarem Brokat geschmückt. Auch vom heiligen Fisch, der den Jonas gefressen, ist ein Stück da; es ist die Säge eines Sägehais. Am Boden lag ein Spahantepich von etwa 1700, das einzige wertvolle Stück, das mir auf der ganzen Reise begegnet ist; er war so abgetreten, daß das Stehlen nicht lohnte.

Mossul, 25. April 1917

Mit guter Gelegenheit am frühen Morgen südwärts, nur 120 Kilometer, aber soviel weiter vom regenspendenden Gebirge. Auf der Hälfte des Weges hören die Wiesen und Felder auf, die Steppe ist gelb und verbrannt, die Blumen abgeblüht, das spärliche Getreide im Korn und dem Reifen nahe. Unterwegs fuhren wir an den Naphthaquellen vorbei, schwarzen übelriechenden Tümpeln, aus denen zwei Mann einige Kanister füllten, etwa 30 bis 40 den Tag. Dabei kostet der Kanister in Aleppo 20 Mark und ist kaum zu haben. Wir hatten den Türken angeboten, die Lager auszubenten, sie wollten es aber nicht erlauben, aus Eifersucht. Daher muß das Petroleum aus Rumänien, das Benzin sogar aus Deutschland den Armeen zugefahren werden, wobei ein großer Teil unterwegs „verdunstet“ d. h. gestohlen wird.

Ab und zu ein Höhenzug, zur Linken immer der Tigris. Dann ein flacher Hügel mit viel Löchern und Gräben: das ist Assur, das jetzige Kalat Schergat, wo Dr. Schacht, den ich vor fünfzehn Jahren in Todtmoos kennen lernte, mit zwei Offizieren im alten Ausgräberhaus ziemlich beschäftigungslos unter Türken haust. Wir erregten Furore mit einigen Büchsen Konservengemüse und Zigaretten. Sie hatten in der Zeit nur von Hammel, Reis und Eiern gelebt und Zigaretten geraucht, zu denen die Araber angeblich das Papier auflasen, wo sie es fanden. Sie erzählten viel von Persien und Bagdad und zeigten mir die Ausgrabungen. Die guten Stücke, von der deutschen Orientgesellschaft

gesammelt, waren vor dem Kriege in 140 Kisten bis Lissabon gekommen, dort ausgeladen und nach England verkauft. Jetzt sieht man nur Böcher, Steine, Topfscherben und Ziegel mit Keilschriftstempel. Unterwegs kamen wir in einen Heuschreckenschwarm, nicht von den ganz dichten, aber doch wie ein tüchtiges Schneegestöber; in Schergat krabbelten sie auf allem herum, Essen, Wänden, Betten. Vom Brot und Fleisch streifte man sie einfach ab. Ich fing eine Tarantel und bringe sie in Spiritus mit als Andenken. Abends müde und vergnügt zurück.

26. April 1917

Heute erfahre ich, daß morgen eine Autokolonne nach der Gleis Spitze geht mit lauter Türken, Ausgewiesenen und anderen Läuſeträgern; aber auch einem deutschen Hauptmann. Also versuchen wir unser Glück. Jetzt muß ich Besuche machen: bei Oberst Kretschmer und General Grefmann, die mir so interessant über die Kämpfe um Bagdad erzählten, dem freundlichen Konsul Hesse, den Herren der Tafelrunde, dem Österreicher Dr. Jerolimex, der als Ausgräber vom Krieg in Persien überrascht wurde und nun deutscher Stappenoffizier ist, dem Intendanten Eiermann, einem Freunde Dr. Adams, auch der alte Armenier, der aufwartet, Zigaretten und Bündhölzchen maust und auf dem Bazar verkauft, erwartet einen Händedruck. Ganz schwer wird mir der Abschied von Schwarz, den ich ungemein schätzen lernte.

Demir Kapu, 27. April 1917

Diesen Ort findest du auf keiner Karte; ein Zelt inmitten der Steppe, ein paar Kurdenhäuser, aber ein klares, schnell fließendes Flüsschen, deshalb Raststation für die Lastkolonnen zwischen Mossul und der „Gleis Spitze“ der Bagdadbahn. 3 Uhr aufgestanden, 4 Uhr abgefahren, erst bei Morgenkühle, dann allmählich bei steigender Hitze, Schwüle und Staub durch die Steppe; mittags 1 Uhr bei Treibhauswärme am Rasthaus; Bad, Futter, Schlafen. Dann nochmals Flußbad und herrliches Abendbrot: Joghurt und Fische aus dem Flüsschen. Die sind hier so dumm, daß sie an eine krumme Stecknadel anbeißen. Als Zukost Taschentrepse, die aber süßlich

und fad schmeckten. Geplauder mit den Kraftfahrern, lauter jungen Kerlen, die seit Jahr und Tag in Persien, Bagdad und Taurus gefahren sind; sie neckten sich und waren munter, aber es fiel kein rohes oder unanständiges Wort. Sonst sind es schlaue Gauner, stark im Klauen. Nachts im Zelt, bewacht von einem Hund, der so scharf war, daß er mich nach einem kleinen Nachtspaziergang nicht wieder einlassen wollte, bis er den Nestgeruch erkannte und sich beruhigte.

28. April 1917

Früh wieder los, den Weg, den ich vor acht Tagen gefahren war. Die Flora ganz verändert. Was damals blühte, hat abgeblüht. Nun sind es Winden, rote und weiße, auch ganz große, hohe Malven wie Stockrosen, eine Stunde lang weiß, dann wieder alle rot. Viel Lerchen, Blauraken, Bienenfresser, eine große Trappe, die ich zu schießen suchte, aber nicht traf. 10 Uhr Halt bei einem Kurbdendorf, das sich alsbald versammelte, Milch, Joghurt, Eier anbot. Ich skizzierte das Dorf in einem Kreis jugendlicher Zuschauer, die sehr lebendig teilnahmen und freudig mit dem Finger jeder auf sein Haus tippten. Mittags Ankunft in Derbessije, bei furchtbarem Sandsturm, daß man die Hand vor Augen nicht sah und kaum atmen konnte. Von der deutschen Etappe niemand zu finden, eine Stunde gewartet, endlich stellte sich heraus, daß der Etappeninspekteur, General Baek, angekommen und alles zu seinem Empfang und zur Besichtigung war. Wir aßen mit ihm zusammen in einem Soldatenheim, das von katholischen Schwestern freundlich geführt wird; in seiner Gesellschaft reiste der Dsanoff Collin, der Etappenarzt Klages aus Aleppo und andere Herren, mit denen ich schon Freundschaft hatte. Wir spielten zusammen einen Tropenstat, um den Nachmittag zu verbringen; meine letzte Flasche Kognak wurde mit Begeisterung aufgenommen. Nachts im Güterwagen, 12 Deutsche, 5 Türken, 2 Kinder, 1 Hund, der Hund war noch der reinlichste und edelste, ein rassenreiner, arabischer Windhund. Da waren auch die Familien einiger türkischen Offiziere mit unendlichem Gepäck, aus dem sich ab und zu Tee und unbeschreibliche Flüssigkeiten über meine Koffer ergießen. Sie sind sehr

empfindlich, aber mit Zigaretten, Höflichkeit und Französisch kommen wir zusammen aus. Klages erzählt, in Aleppo liege viel Post und ein dicker österreichischer Orden für mich.

2. April 1917

Aleppo. Ich glaube, daß ich das Kommando verlängern muß, um durchzukommen. Das Reisen geht langsam, die Entfernungen sind groß und der Hindernisse viele. Das ist auch der Grund, warum die Ernährung so ungleich ist. Wir leiden keine Not, aber das Volk und die Truppen sind sehr schlecht ernährt, und die neue Ernte, die im Mai schnittreif sein sollte, ist stellenweise durch die Trockenheit gefährdet.

Kaffee ist knapp, und doch ist er hier fast unentbehrlich, er vertreibt Hunger, Durst und Müdigkeit. Sobald der Zug hält, sieht man einen Türken herausstürzen, ein paar Stoppeln sammeln und in dem kleinen Pfännchen, dem Gesweh, einen Fingerhut Kaffee kochen. Nun bekommen ihn die Offiziere rationiert. Zu jeder Meldung gehört aber, daß man ein Schälchen anbietet. Da spielt sich immer eine kleine Szene ab: unterm Gespräch schließt der Offizier eine Schieblade auf, nimmt ein Blechbüchschchen Kaffee heraus, gibt's dem Burschen, nach zwei Minuten bringt der den Kaffee, der Offizier prüft mit raschem Blick, ob der Kerl nicht zu viel genommen hat, und verschließt seinen Schatz wieder. Bei alledem werden die ausgesuchtesten Höflichkeiten ausgetauscht. Noch merkwürdiger ist, daß hier, im Ursprungsland, der Tabak kaum zu haben ist. Es fehlt eben am Transport.

Gestern war ich mit Schilling in Djerablus am Euphrat, wo die Engländer eine Hetiterstadt ausgegraben hatten: eine Brunkenstraße führte zum Tempel auf der Höhe, links und rechts mit Reliefs verziert und Schriften, die niemand lesen kann: Reiter, Kampfszenen, Kamele, Opferszenen, Musikanten, Porträts, alles wunderbar erhalten und gut aufgestellt. Die Türken freilich haben dafür keinen Sinn und schießen Scheibe nach den Figuren.

Das nächste Ziel war Jerusalem, das ich auf möglichst gradem Wege erreichen wollte. Ich beschränkte mein Gepäck aufs äußerste

und fand glücklich einen Platz in einem vollbesetzten Zug. Die Fahrt ging südwärts durch ein Gebiet, das sonst reichlich Weizen und Gerste liefert, in diesem Mißjahr aber recht kahl aussah. Viele Felder waren überhaupt nicht bestellt, von Disteln aller Farben überwuchert. Bei einem Dörfchen zeigte ein halbwüchsiger Bursche auf einem prachtvollen Araber seine Reitkünste, das Pferd nach Landessitte nur mit Schenkel und Zuruf lenkend; als der Zug sich in Bewegung setzte, begann er ein kleines Wettrennen, kam aber der Bahn weit voraus. Es war ein wunderhübsches Bild. Eine Wiese war, so weit der Blick reichte, voller Störche, Tausende und Abertausende, die auf ihrer Wanderung nach Norden Rast machten. In Homs hielt der Zug, und als ich im Bahnhof eine Tasse Tee trank, gesellte sich zu mir ein hier ansässiger jüdischer Arzt, der in der Schweiz studiert und bei mir gehört hatte. Unter der Reisegeellschaft traf ich viele Bekannte, darunter den tüchtigen Risa Bey, der mich in Gülek bewirtet hatte und der nach Jerusalem versetzt war. Eng zusammengekauert verbrachten wir die Nacht und erreichten am frühen Morgen Rajaf, ein Dörfchen in der Ebene zwischen Libanon und Antilibanon, dem alten Coelephrien, das, von zwei stattlichen Flüssen, dem Drontes und Liontes, bewässert, von jeher eine Kornkammer war. Hier begann nun das Elend der Bahnen. Engländer und Franzosen gönnten sich gegenseitig den Bau nicht, der Sultan gab die Erlaubnis nur nach endlosen Verhandlungen und reichlichem Bakschisch. So waren an dieser Umladestation zwei Bahnhöfe, eine halbe Stunde voneinander entfernt. Mit Mühe erlangten wir einen Eselwagen, der das Gepäck herüberbrachte. Nach kurzem Besuch der Krankensammelstelle ging's weiter, Richtung Damaskus. Die Bahn steigt einem klar strömenden Flüsschen entgegen durch Obstgärten und an sauberen Dörfchen vorbei über den Antilibanon. Sobald die Höhe überschritten ist, erblickt man die weite Ebene, zu Füßen des Gebirges die Stadt Damaskus.

D a m a s t u s

Ein stattlicher Fluß, der Baradach, wird vom Schnee des Antilibanon das ganze Jahr gespeist und durchströmt in unzähligen Armen und Windungen die Stadt und ihre Umgebung. Jenseits versickert er in der Wüste, in breiten Sumpf- und Salzseen. Die Stadt ist eingebettet in weite Obstgärten: Äpfel, Birnen, Kirschen, Pfirsiche, Quitten, Feigen, Granaten, Nußbäume, alles in üppiger Fülle. Unmittelbar hinter dieser Pracht stehen die Felsen an, fahl und gelbgebrannt. Für die Wüstenbewohner ist Damaskus mit der Fülle seines Wassers ein Paradies, aber selbst uns Nordländern macht die üppige Fruchtbarkeit einen überwältigenden Eindruck. Wir kamen um 3 Uhr an und hörten, ein Zug gehe von irgendeinem der fünf Bahnhöfe zu irgendeiner Zeit morgen ab. So blieb ein Tag, das wichtigste zu besehen: den Bazar, die Moschee des Sultans Suliman, die Johanneskirche, einige Privathäuser, deren jedes ein Gärtchen mit laufendem, plätscherndem Brunnen hatte. Im deutschen Klub wurde ich freundlich empfangen und belehrt. Quartier fand ich im Soldatenheim, das ein langbärtiger Kapuziner schlecht und recht verwaltete. Ein deutsches Lazarett unter Dr. Schlagintweit aus München war vortrefflich eingerichtet, aber wenig belegt. Besondere Freude machte mir, Geheimrat Wiegand aus Berlin zu treffen. Djemal Pascha, der im Land als unbeschränkter Herrscher waltete, war zuerst mißtrauisch und wollte von deutschen Archäologen nichts wissen. Da kam Wiegand als bayrischer Hauptmann d. R. mit einem Artillerie-Transport, und seinem diplomatischen Geschick gelang es alsbald, Djemal Pascha für seine Pläne zu gewinnen. Nun durfte er vermessen und ausgraben nach Herzenslust. Eben kam er zurück von der Expedition nach Tadmur, dem alten Palmyra, die so schöne Ergebnisse geliefert hat. Er wohnte fürstlich im Palais eines ermordeten Großkaufmanns und hielt mit seinem Stab von Gelehrten und Offizieren Hof. Am nächsten Tag ging wirklich ein Zug. Die Bahn hat zur Rechten das schneebedeckte Gebirge, links in der Ferne erkennt man die lange Kette der flachen Gipfel des Hauran, die hoch genug sind, um Regen anzuziehen, und deren

fruchtbare Lava seit altersher die Gegend zur vielumkämpften Kornkammer gemacht hat. Nachts hielt der Zug wegen Holz mangels in Wadi-Sarrar. Ich schlief auf einem Stuhl im Freien. Der türkische Bahnkommandant wollte mich freundlich in sein Zimmer nötigen, aber die Herren, die der Einladung folgten, hatten am nächsten Tag heftige Schlacht gegen Flöhe und Wanzen.

Wadi-Sarrar liegt am Süden des Sees Genesareth, in Luftlinie 108 km von Jerusalem. Dennoch brauchten wir einen vollen Tag für die Strecke, aber die Fahrt blieb unterhaltend. An den Stationen wurden Brot, Eier, Orangen feilgeboten, nur gegen Hartgeld. Nach einer strengen Verfügung Djemals mußte Papier zum vollen Kurs genommen werden, und ab und zu wurde ein Übertreter gehängt. Aber auch das half nichts. Papier galt nur $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{5}$ des Werts, und Lebensmittel wurden nur gegen Metall abgegeben. Ein türkischer Offizier zeigte einem Orangenweib einen Metall-Piafter, bekam die Früchte, zahlte aber in Papier. Da ging ein Theater los. Das Weib schrie und heulte, rief alle zu Zeugen an, legte den Schein auf die Hand und blies ihn in die Luft: seht, das soll Geld sein! Dann tat es ihr wieder leid, sie fing den Schein wieder, knüpfte ihn in ihren Rockzipfel, holte ihn wieder hervor und begann von neuem. Der Offizier lachte und warf ihr die Schalen ins Gesicht.

In Afiule kam ein jüdischer Arzt, in Amerika geboren und galizisches Yiddisch sprechend, zur Cholera-Besichtigung in den Zug. Er zeigte mir die türkische Krankensammelstelle, sauber in Zelten mit Betten und Matratzen, geleitet von zwei deutschen Schwestern, deren eine, ganz vertrocknet, seit 25 Jahren im Lande war. Sie sprach aber noch ihr unverfälschtes Braunsberger Ostpreußisch, freute sich, Nachrichten aus der Heimat zu bekommen und bewirtete uns mit einem Festmahl, Eierfrüchte in Öl gebacken.

Afiule liegt in der fruchtbaren Ebene Jesreel. Im Westen auf der Höhe sieht man eine stattliche Ortschaft mit mächtigen Gebäuden; das ist Nazareth. Dort waren Lazarette und Genesungsheime für 3—4000 Mann, aber jetzt lagen sie nicht auf meinem Wege.

Nun begann die eigentliche Berglandschaft Palästinas, kahle Höhen, deren Quelltäler mit Gerste und Weizen bepflanzt sind. Die Hänge bis weit hinauf sorgsam terrassiert, mit Reben und Ölbäumen bepflanzt. Die Ortschaften hoch auf Hügeln, von hoher Mauer umgeben. Selbst die Gerstenfelder und Obstgärten waren eingehegt in undurchdringliche Kaktushecken, die eben ihre hochgelben Blüten und kleinen Fruchtansätze trugen.

Nachts 11 Uhr erreichten wir Jerusalem. Der Bahnhof (jedes Dorf bei uns hat einen größeren) unbeleuchtet. Mit Hilfe österreichischer Sanitäter gelang es, das Gepäck vorläufig zu verstauen, eine Droschke aufzutreiben und das Quartier aufzusuchen.

Jerusalem, als Ziel unzähliger Pilger, besaß nur ein Hotel, aber viele und große Unterkunftshäuser, die von Ländern und frommen Stiftungen errichtet und unterhalten wurden. Mein Quartier war das österreichische Hospiz, trefflich geführt von dem feingebildeten, mit Land und Leuten wohlvertrauten Prälaten Felsing. Die erste Nacht verbrachte ich schlaflos. Ich war kein Bett mehr gewöhnt.

Jerusalem ist völlig anders wie die anderen Orient-Städte. Auf kahler Hochebene gelegen, zum großen Teil noch von Mauern umgeben, birgt es unendlich schmutzige Araber- und Judenquartiere, daneben große und stattliche Gebäude, welche die Frömmigkeit der ganzen Welt und langer Jahrhunderte gestiftet hat. Unser österreichisches Hospiz war ein Prachtbau mit Terrassen, Gärten, kühlen Zimmern und Gängen, in denen die Wappen aller adligen Pilger gemalt waren. Daneben hingen Erinnerungstafeln von Pilgerzügen, z. B. einer Schwadron der Leibgarde, ganzer Dörfer aus Tirol, frommer Gesellschaften. Ähnliche Hospize hatten die Deutschen (Paulusstift), die Engländer, Franzosen, und am großartigsten die Russen, dazu auch riesige Klöster. In allen hatten die Türken ihre Lazarette eingerichtet, sehr nett und sauber, zum Teil mit guten und aufmerksamen Ärzten, die mit den deutschen gut zusammenarbeiteten. Auch die Deutschen und Österreicher hatten vortreffliche Lazarette. Hier zeigte sich aber das Geschick, mit dem der Österreicher den Orientalen zu behandeln wußte. Das

Sis, Die Front der Ärzte

13

deutsche Lazarett erfüllte seine Pflicht, spielte aber weiter keine Rolle; das österreichische lag außerhalb der Stadt in der mächtigen Stiftung Ratisbona. An der Spitze stand Professor Hermann von Schrötter aus Wien, ein feingebildeter Arzt, Naturforscher und Kunstkenner. Österreichische Truppen standen sehr wenig im Lande, aber Schrötter wußte sein Lazarett zur Geltung zu bringen. Im Auto fuhr er die Front entlang, nahm mit, wer von Offizieren und Paschas erkrankt oder verwundet war, und pflegte sie sorgsam. Europäer und Türken lud er zu glänzenden Festen und spielte so eine bedeutende und allgemein anerkannte Rolle. Ab und zu versammelte er die gesamte Ärzteschaft zu Vortragsabenden. Einer wurde mir zu Ehren abgehalten und war außerordentlich belehrend, weil viele Ärzte, die seit Jahrzehnten im Lande lebten, dazu deutsche, österreichische und türkische Militärärzte, ihre Erfahrungen austauschten.

Im Augusta-Viktoria-Stift, der mächtigen deutschen Schöpfung auf dem Ölberge, hatte Djemal Pascha sein Hauptquartier aufgeschlagen. Ich war sehr gespannt auf die Bekanntschaft mit diesem außergewöhnlichen Manne, der neben Enver und Talaat die Geschicke des Landes in der Hand hatte. Ein mittelgroßer, zierlich gebauter Mann mit braunem Haar, kurzem geschitteltem Bart, klugen Augen, lebhaft, gewandt in der in ausgezeichnetem Französisch geführten Unterhaltung, offen für jede Bemerkung und Anregung. Niemand hätte ihm die Grausamkeit zugetraut, mit der er unter den Arabern wütete. Er interessierte sich lebhaft für meine Reise, machte auf besondere Punkte aufmerksam und wünschte einen Bericht über meine Wahrnehmungen.

Ich war mehrfach bei Djemal zu Gast. Er liebte es, einen anregenden Kreis um sich zu versammeln. Ich lernte z. B. den berühmten Erbauer der Hedjasbahn kennen, Meißner Pascha, einen kleinen, dünnen, sehr lebhaften Sachsen, jetzt mit dem Ausbau der Bahnen in Palästina betraut. Man hatte mir viel erzählt von einem Architekten Zürcher, einem Schweizer. Er hatte in preussischen Diensten bedeutende Bauten ausgeführt, u. a. die Akademie in Rom, war nun an Djemal empfohlen und von diesem zum Obersten, Generaladjutanten und Generaldirektor der Bauten im Bereich

der IV. Armee ernannt. Eines Abends trat ein Mann ein, der nach Statur und Mundbildung nur ein Ostschweizer sein konnte. Ich ging auf ihn zu und sprach ihn im Dialekt an. Er fiel fast hintenüber vor Staunen; es war wirklich komisch, einen preussischen Sanitätsobersten und einen türkischen Generaladjutanten ausgerechnet in Jerusalem zusammen schwyzern zu hören. Nun erzählte er von seiner Tätigkeit. Seine Aufgabe war, in Damaskus Brunnbauten aufzuführen; eben kam er aus Deutschland, wo er seine Zeichnungen hatte ausführen lassen, mit 3 $\frac{1}{2}$ Zentner Skizzen. Jetzt sei seine Aufgabe gelöst, mit dem Bau wolle er sich nicht befassen, dazu kenne er die Türken zu genau! Nach einigen Tagen traf ich ihn wieder, diesmal etwas kleinlaut, denn Djemal hatte ihn mit dem Bau beauftragt, da half kein Widerstreben. Sein Werk wurde nicht vollendet, ihn selbst raffte ein vorzeitiger Tod hinweg.

Der 9. Mai, der Geburtstag der Kaiserin Zita, wurde mit einem feierlichen Hochamt in der Grabeskirche begangen. Die Kirche, von außen häßlich eingebaut und unruhig, ist im Innern ein einfacher Rundbau mit hoher Kuppel. In der Mitte über dem Heiligen Grabe erhebt sich aus buntem Marmor eine Kapelle mit unzähligen Lampen und Kerzen. Die Messe wurde nach feierlichem Ritus und überaus wohlklingend gesungen von Franziskanern, deren Baß mit dem Knabenchor irgendwo in der Höhe abwechselte. Der Patriarch, ein schöner Apostelkopf mit langem, schwarzem Bart, der Weihbischof, ein Fettfloß von wachsbleicher Farbe und kaltem Inquisitoren-Gesicht. Aus dieser Parfifal-Stimmung fiel völlig heraus die österreichische Militärkapelle, die zwischen den feierlichen Psalmmodien der Mönche die melodiosen Sätze einer Schubert-Messe blies. Ich bin großer Verehrer von Schubert, aber hier wirkte seine naive Frömmigkeit wie eine hübsche Bauerndirne neben hohen Würdenträgern.

Später hatte ich Gelegenheit, die Grabeskirche unter freundlicher Führung des alttestamentlichen Theologen Professor Alt zu sehen. Wir können uns schwer in den naiven Glauben versetzen, der überzeugt ist, daß seine Seligkeit davon abhängt, wie nahe er an die heiligste Stätte herandrängt. Aber dieser Glaube war und

ist bei primitiven Völkern noch lebendig. Alle Konfessionen, römisch- und griechisch-katholische, armenische, jakobitische, koptische, abessinische Kirchen hatten sich bemüht, an die heiligen Stätten heranzurücken. In der einen Grabkapelle hingen ein paar Duzend Lampen, genau eingeteilt: soviel für die Römer, die Griechen, die Syrer, Kopten und Armenier, alles unter jahrhundertlangen Kämpfen und Intrigen.

Professor von Schrötter feierte den Geburtstag der Kaiserin durch ein glänzendes Fest in der Ratisbona, wieder spielten die Militärmusiker, diesmal auf selbstgefertigten Streich- und Zupf-instrumenten. Die Mandoline war aus einer Schildkrötenschale, die Gitarre aus Maggi-Kisten; alle Musiker waren mit vollem Eifer und Erfolg dabei. Im Laufe der Tage besuchte ich natürlich alle die Sehenswürdigkeiten, deren die Stadt so viele birgt: den Tempelplatz, die beiden herrlichen Moscheen und am Freitag abend die Klagemauer mit ihren ungeheuren Steinquadern, an denen Juden in bunten Seidenmänteln mit kostbarem Pelzbesatz, von einem Fuß auf den andern tretend, ihre Gebete murmelten. Unsere Anwesenheit schien aber ihre Frömmigkeit zu stören, und einer drehte sich herum und sagte: „Gebe Se mer wenigstens e Sigaret.“

Auch in der mächtigen Basilika der Geburtskirche zu Bethlehem hatten die Konfessionen ihre eng begrenzten Reviere. Vor dem Altar lag ein winklig geschnittener Teppich; übertrat einer dessen Rand, fielen sogleich die Kopten über ihn her und verprügelten ihn. Die deutsche Mission zeigte, was Sorgfalt und Fleiß aus dem so öden Land hervorbringen können. Mühsam war der Fels geebnet, die Erde aus Gräben und Klüften ausgekratzt und aufgefüllt, aus Zisternen regelmäßig begossen: nun war sie ein Paradies von Fruchtbarkeit. Mit Stolz zeigte man mir einen Kirschbaum, den einzigen des Landes.

Bethlehem beherbergte auch das Leprosarium. Dr. Einsler führte es seit über 30 Jahren. Der Ausatz, im Orient seit uralter Zeit heimisch, war von den Kreuzfahrern nach Europa verschleppt worden und dort zur Volksseuche ausgewachsen. Die meisten unserer alten Spitäler waren fromme Stiftungen für Ausfällige. Jetzt ist er in Europa nahezu ausgestorben. Deutschland beher-

bergte in der äußersten Ecke des Memelgebiets noch einige Fälle in einem Heim. Im Orient hat er an Festigkeit verloren, verläuft milde, aber trotz jeder Behandlung. In Palästina mochten 2—300 Ausfägige leben; Einsler kannte sie alle und suchte sie ins Heim zu bringen. Sie blieben aber nicht lange, sondern fanden es bald unterhaltender, auf den Bazaren und vor den Moscheen zu betteln. Die Übertragung sei, sagte Dr. Einsler, selten und ergreife fast nur Kinder Lepräser. Es war sogar ein ausfägiges Ehepaar bekannt, das gesunde Kinder gezeugt hatte. Die Kranken hatten es im Heim gut und waren ganz munter. Ein altes Frauchen hatte beide Hände verloren, suchte aber mit den Stümpfen in der Luft herum und erzählte den Nachbarinnen eine offenbar sehr lustige Geschichte.

Eine Tagestour führte ans Tote Meer. Als Kaiser Wilhelm 1895 Jerusalem besuchte, ließ der Sultan eine Fahrstraße bis Jericho und die Jordansfurt anlegen. In großen Kehren senkt sie sich von Jerusalem zwischen völlig nackten wilden Felsen, auf denen hie und da ein Anachoreten-Kloster sichtbar wird. Sie muß fast 1200 m absteigen, denn Jerusalem liegt 7—800 m über, die Jordan-Senke aber 400 m unter dem Meeresspiegel. Das heutige Jericho liegt nicht an der Stelle des alten. Die Lebensbedingung für beide aber war und ist eine äußerst ergiebige Quelle, die im Verein mit der sehr hohen Jahrestemperatur tropische Kulturen: Palmen, Baumwolle und Bananen ermöglichte. Ein Bananenhain hing voll von den langen Trauben in allen Reifegraden. Hinter Jericho beginnt eine Salzsteppe, anfangs noch mit grau-grünem Gebüsch und Dornsträuchern besetzt, dann völlig kahl und vegetationslos. Das Meer selbst macht keineswegs einen unfreundlichen Eindruck. Ultramarinblau wird es eingefäht von grell-bunten schroffen Felsgebirgen. Hier hatten die Türken eine Anlegestelle für das Motorboot. Das Ostjordanland ist äußerst fruchtbar an Getreide; das wurde von Kerak am Südenbe des Sees mit Boot hierher und mit Lastwagen nach Jerusalem verfrachtet. Nachdem der Kommandeur ermittelt, das Boot untersucht und der Motor gut befunden war, fuhren wir am Ostufer

entlang. In etwa 30 m Höhe lief eine Terrasse, die nach hinten in eine enge Schlucht überging, Wadi-Zerka. Hier entsprang eine reiche Quelle von 41°; sie war mit Steinen zu einem Becken gefaßt, mit Rohrdach überkleidet, ein Pfad führte hinunter zum Meer, an dessen Ufer eine ebenso starke kalte Quelle entsprang. Wir nahmen ein Meerbad, das bei 27° Wassertemperatur sehr angenehm war, hüteten uns aber sorgsam, von der gesättigten Salzlauge etwas in Mund oder Augen zu bringen. Ein Spritzer, der die Uniform traf, äzte weiße Flecke, die nur mit Mühe nach Tagen auszuwaschen waren. Wir entsalzten uns in der warmen und kühlten uns in der kalten Quelle mit großem Genuß. Hier hat im Altertum ein berühmter Badeort gestanden: Kallirhoe. Von seinen Ruinen war nichts zu sehen. Eine zweite Quelle lag am Westufer. Durch ein doppelmannshohes Schilfdickicht drang man in ein tief eingerissenes Bachtal, hinter dem eine wahre Höllenschlucht anstieg, durch die nur ein gefährlicher Fußpfad in die Höhe führt. Hier hörte nun die letzte uns geläufige Pflanze auf, wir waren am Gebiet der arabisch-nubischen Vegetation: die Gummialazie mit ihren sperrigen wagrechten Ästen, deren kirschgroße Beeren gut schmecken; Tamarisken, Kamelborn, Sodomsapfel, eine mannshohe Staude mit grünen schrumpfligen luftgefüllten Früchten, die im Inneren eine Art Gurke mit Federkleid umschließen; eine Solanumart, an Blättern, Blüten und Früchten der Kartoffel gleichend, aber mit holzigem Stengel und entsetzlichen Dornen. Eine dritte heiße Quelle, Ain el Fehsa, bildete einen Teich, von Schilfsümpfen umgeben, von Schnecken, Fischbrut und Krebsen wimmelnd.

Ein regelmäßiger Lastverkehr verband Jerusalem mit dem Ostjordanland. Ich schloß mich der Mannschaft eines Kraftwagens an. Der Weg führte über Jericho, von da gegen den Jordan durch die Salzsteppe, aus der eigenartige bröcklige Salzberge herausragen. Plötzlich ist man am Flußbett, in dem der reizende lehmgelbe Jordan in dichtem Gebüsch von Akazien, Süßholzbüschen, Erlen hinströmt, überspannt von einer klöbigen Kriegsbrücke, aus abenteuerlichen Knorren gezimmert, fest genug, um die schweren Lastwagen auszuhalten. Das Ganze eingehüllt von Mückenschwärmen

und belebt von Karawanen, Kamelen, Eseln und allerlei Volk. Denn hier leben nicht nur Beduinen und Fellachen, sondern auch Fischerfessen, die, aus dem Kaukasus als ewige Unruhstifter ausgewiesen, hier angesiedelt wurden und in sauberen Dörfern fleißig Getreide und Obst bauen. Jenseits des Jordan zog der Weg durch Steppe mit Tamarisken und Sodomäpfeln lang und heiß dahin, gegen das Gebirge. Aus diesem strömt ein munteres Flüsschen herab, eingefasst von Schilf und blühendem Oleander; dem folgt eine schöne Straße bergauf, durch Lehnhügel und Felsen, anfangs öde, dann von allerlei Bäumen begleitet; nach einer Stunde erscheinen Gärten mit Reben und Feigen und endlich eine beträchtliche Stadt: el Salt. Die Straße ging an der Stadt vorbei, ein kurzer Mittagshalt erfrischte uns mit arabischen Brotladen, flach wie Eierkuchen, Joghurt und Gurken, die hier so zart sind, daß man sie wie Obst ißt. Nun erscheint ein welliges Hügelland, mit Gerste und Weizen bestanden, teils im Halm, teils schon geerntet; endlich ist die Hochebene erreicht und in flachem Tal breitet sich el Amman aus, die uralte Hauptstadt des Ammoniterlandes.

Angeichts dieser Fruchtbarkeit versteht man die Kämpfe der jüdischen Könige um diese Gegend. Freilich ist es nur ein schmaler Höhenzug, unmittelbar dahinter beginnt die syrische Wüste, in der spärliche Beduinen haufen und die von wenigen Karawanenstraßen durchzogen wird. Die Römer unterhielten in el Aman eine starke Grenzgarnison; noch standen ansehnliche Reste von Tempeln, Markt und die Sitzreihe eines großen Amphitheaters. Denkt man an unsere Grenzgarnisonen im Osten, etwa die berühmte Sieben: Schrimm, Schroda, Bomst, Meseritz, Schönlanke, Krojante, Filehne, so muß man zugeben, daß es die Römer mit ihren zivilisatorischen Aufgaben ernster genommen haben.

Wieder geriet ich in starke Versuchung. Aman liegt an der Hedschasbahn, jener Pilgerbahn, die unter Leitung Meißner Paschas aus mohamedanischem Geld erbaut wurde. Etwas südlich, mit einem Tagesritt von der Bahn zu erreichen, lag Petra mit seinen merkwürdigen Felsengräbern, die Bahn selbst endete in Medina. Das lockte! Erkundung aber ergab, daß Züge nur gelegentlich

führen, ob bis Medina, wußte niemand. Es hätten bis zur Rückkehr 4 bis 5 Wochen vergehen können. Was am Wege lag, durfte ich mitnehmen, wochenlang dem eigentlichen Zweck des Kommandos mich zu entfremden, erlaubte das verdammte Pflichtgefühl nicht. Heute nach Jahren sehe ich, daß die Warnung der Türken wohl begründet war. Denn der englische Orientalist Lawrence hatte die Araber unter Scherif Faisal gegen die Türken aufgestiftet und führte Kleinkrieg, bei dem Überfälle und Bahnsprengungen eine Hauptrolle spielten. Das hat er in einem farbenprächtigen Buche beschrieben, und uns muß wenigstens freuen, daß er dem deutschen Gegner volle Gerechtigkeit erweist.

Ich fuhr also denselben Weg zurück. Übernachtet wurde in Jericho. Dort stand ein Gasthaus, von dessen arabischem Wirt es hieß, er könne die Pilger in 14 Sprachen betrügen. Er wollte uns in sein Hotel nötigen, ich zog es aber vor, im Freien zu nächtigen, obwohl es empfindlich kühl war, der Wind mir das Feldbett umwarf und die Mücke entführte. Die Türken aber, die bei ihm gewohnt hatten, waren am nächsten Tage von Flöhen und Wanzen völlig aufgefressen. Dagegen bereitete er einige Wildtauben und Steinhühner, die wir unterwegs geschossen hatten, so schmackhaft zu, wie ich sie nie wieder genossen habe. Arabische Küche ist mit Recht berühmt. Wieder hatte ich meine Freude an unseren famosen jungen Kraftfahrern und ihrem hygienischen Verständnis, gewissenhaft schluckten sie ihr Chinin; sie hatten ja die Folgen der Unterlassung in ihren eigenen Reihen kennen gelernt.

Ein Ausflug führte nach Nazareth. Seit Mardin hatte ich keinen türkischen Begleiter mehr, aber die Türken unterhielten einen Überwachungsdiensft hinter mir; ich faßte meine Entschlüsse selbständig, doch öfter begegnete mir, daß ich empfangen wurde mit den Worten: wir erwarteten Sie schon gestern. So fand ich in Afule einen Wagen bereit, der mich nach Nazareth bringen sollte. Dort harrete meiner eine Überraschung. Ich sprach von der Tätigkeit des Musikmeisters der Armee Major Lange. Er hatte auch türkische und arabische Gefänge bearbeitet. Sie sind einstimmig, die Begleitung wird rhythmisch auf Zupf- oder Schlaginstrumenten

ausgeführt. Das hatte Lango auf Trommel und tiefe Blasinstrumente übertragen. Die Tonleiter des Orients ist anders als unsere; die Terzen und Quartan höher, für unsere Begriffe unrein (sog. Alphonntöne). Dem Orientalen aber gefällt das; ich hörte einen Klarinetlisten zu seinem Vergnügen Landesweisen spielen, dabei quetschte er diese Töne künstlich in die Höhe.

In Nazareth nun war mir zu Ehren die Militärmusik aufgestellt und begrüßte mich mit den weisevollen Klängen des Hymnus: Vottchen, wir fahren Automobil.

Aus meinen Briefen

29. April 1917

Nazareth liegt in einer Mulde des Gebirges, ein ansehnliches Städtchen mit einer Unzahl frommer Stiftungen, Waisenhäuser, Klöster und Hospize. Davon haben die Türken Gebrauch gemacht und Lazarette für 3 bis 4000 Betten eingerichtet, sehr sauber und geradezu luxuriös, mit Bettstellen und weißer Bettwäsche. Zum Teil sind da noch Friedensschwestern tätig, Vinzentinerinnen, die französisch, Schottinnen, die englisch reden, Franziskaner aller Zungen und zwei barmherzige Brüder aus Tirol, die Arzt, Krankenpfleger und Koch in einer Person und famose Kerle sind, wahre Hünen; dann eine vereinzelt deutsche Nonne, die in einem Idyll von Klostergarten haufte und sich freute, heimische Laute zu hören. Es liegen auch eine Menge Engländer hier, die bei Gaza verwundet und gefangen waren, lauter junge Kerle; sie werden von den Türken gut behandelt und besorgt. Der Chefarzt, Hassan Bey, ist ein ernster, schweigsamer, tüchtiger Mann, auch unter den Ärzten machten manche guten Eindruck, aber es fehlt ihnen manches Nötige. Wie immer ist der Betrieb der Lazarette nicht so gut wie ihre Einrichtung. Am schönsten war ein Genesungsheim, ein prunkvoller Bau neben einer noch unfertigen Kirche auf der Höhe. Von da über sah man das ganze Land, Haifa mit dem Mittelmeer,

die Berge Karmel, Tabor, großen und kleinen Hermon, die Senke des Jordans und die fruchtbare Ebene Jesreel. Das ganze heilige Land ist lächerlich klein; wenn die Eisenbahnen nicht so hummelten, könnte man es der Länge und Quere nach als Sonntagsausflug durchziehen.

In Nazareth selbst ist außer der Lage wenig zu sehen; eine mächtige Quelle, heute wie damals die einzige im Ort, einfach unter einem Bogen gefaßt, heißt Marienquelle; eine Grotte, über der eine Franziskanerkirche erbaut ist, gilt als Ort der Verkündigung; daneben sind uralte Reste früherer Kapellen aus der Zeit der Kreuzfahrer und der Kaiserin Helena aufgedeckt. Josephs Wanderstab und andere heilige Scherze werden ebenfalls verehrt. Es muß eben jedes Ding aus dem Testament seinen zugewiesenen Ort haben. Ich wohne im Hospiz der Franziskaner; eine Riesenwanze, die mir zwei Nächte gekostet hat, kommt nicht auf ihre fromme Rechnung, sondern ist eine Erinnerung an die Hedjasbahn, die von Ungeziefer wimmelt, nie gesäubert wird, Gesunde und Kranke transportiert. Die Türken waren, auf höheren Befehl, sehr freundlich und schleppten mich von 7 Uhr morgens bis abends 6 in allen Lazaretten herum. Abends noch etwas sehr nettes. Hassan hatte mich zu einem echt arabischen Mahl eingeladen, dazu die alte Klosterfrau, eine lustige gescheute Person, die das Reich ihrer Kirche und ihres Klosters gegen Tod und Teufel verteidigt, mit Djemal und allen Generalen verhandelt. Sie lachte und meinte, das sei das erstemal, daß sie das Haus eines Türken betrete, aber sie sei ja verheiratet, man sehe nur ihren Bräutigam nicht. Den ganzen Abend neckte sie sich mit dem Türken herum, der sie mit ihrer Ehelosigkeit aufzog. Beim Abschied sagte sie zu Hassan: „Ich kann's nicht vergelten, aber mein Bräutigam wird's vergelten,“ und als er lachte: „Er kann's schon, er ist der reichste Bankier!“ Nach Schluß des Mahles wurde das kleine Söhnchen herumgetragen und gebührend bewundert. Nach der Frau zu fragen wäre größte Unhöflichkeit gewesen.

Am nächsten Morgen führte ein Wägelchen mit zwei munteren Maultieren über die verbrannte Hochebene, vorbei an Kasr Kenna,

dem alten Kana, wo noch ein Hochzeitskrug verehrt wird, nach Tiberias am See Genezareth. Diese Stadt, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Sitz einer berühmten Rabbinerschule, ist heute ein schmutziges, halb zerfallenes Landstädtchen. Den Zugang beherrschen die malerischen Ruinen einer alten Sarazenenburg, für die Pilger sorgte das saubere Gasthaus eines Wirts, dessen Familie zwar vor zwei Generationen eingewandert war, aber noch unverfälschtes Schwäbisch bewahrt hatte. Auch hier hatten die Türken Bazarette, die sie mir mit Stolz zeigten. Mich interessierte vor allem eine sehr ergiebige Quelle, die vor der Stadt mit 55° aus dem Felsen entspringt. Man ließ sie an der Luft auf 45° abkühlen und leitete sie unter einem Kuppeldach in ein tiefes Becken, das aus gelbem Kalkstein zusammengefügt war. Frauen und Kinder mit Skropheln und Hautausschlägen suchten das Bad auf. Ich ließ mir's nicht nehmen, das Bad zu versuchen. Man stieg auf Stufen in das Wasser, das bis zum Hals reichte. Anfangs erschrickt man vor der Wärme, dann gewöhnt man sich daran, muß sich nur ganz ruhig halten, weil jede Bewegung neues Heißwasser an die Haut bringt. Nach 20 Minuten verließ ich das Bad; nun begann die Not. Der Schweiß floß in Strömen aus allen Poren, es war nicht möglich, mich abzutrocknen. Da erbarmte sich meiner der Badewärter, stülpte einen Eimer kaltes Wasser über den Rücken, und nun wurde es wenigstens möglich, in die Kleider zu schlüpfen.

Ich habe nach der Rückkehr mit Djemal über die Anlage von Heilbädern verhandelt, er war dafür sehr eingenommen. Ein bekannter Quelltechniker wurde in Deutschland angefordert; die Sache verzögerte sich aber, und darüber kam der Zusammenbruch. Ich bin überzeugt, daß Tiberias wie Wadi Zerfa sehr wohl Kurorte werden könnten; zuvor aber müßte die Malaria ausgerottet werden; auch darf man keine Hoffnung auf Winterbetrieb hegen wie etwa in Helouan; dafür ist der Winter in Palästina zu rau, der Sommer wieder zu heiß. Es können nur Frühlings- und Herbstkuren in Frage kommen.

Am Ausfluß des Sees Genezareth hatte ich Gelegenheit, eine der jüdischen Ackerbaukolonien zu besuchen. Junge Leute im Sport-

anzug waren beschäftigt, die reiche Ernte an Gerste und Zwiebeln einzubringen. Es war eine der wenigen Kolonien, die noch in Betrieb waren; bekanntlich hatte in den siebziger Jahren Baron Hirsch in Paris mehrere hundert Kolonien gestiftet; die Leute arbeiteten, solange sie mußten, dann stellten sie Fellachen an, ihre Kinder aber sandten sie auf die Handelsschule in Beirut oder ließen sie in Europa studieren. Vor dem Krieg sollen nur noch fünf Kolonien in Betrieb gewesen sein. Auch die alten Templerkolonien in Sarona bei Jaffa besuchte ich; sie waren nun etwa 80 Jahre alt und standen in vollster Blüte: gutgebaute Dörfer, wohlbestellte Felder und Obstgärten, ernste würdige Männer, fleißige Frauen, Scharen von Kindern. Sie waren die besten Lieferanten und verdienten bei den hohen Preisen viel Geld. Auch der Hafenstadt Haifa stattete ich einen Besuch ab; sie hat seitdem unter dem Zeichen des Zionismus eine ganz besondere Entwicklung genommen.

Der Krieg in Palästina

Nachdem die Türkei in den Krieg eingetreten, übernahm Djemal Pascha, bisher Marineminister, das Kommando über die IV. Armee in Syrien und Palästina. Im November übergab ihm in Damaskus der Kommandant Mersinli Djemal (zum Unterschied der kleine Djemal genannt), dessen Generalstabschef das bisherige Mitglied der Militärmission Oberst Kress von Kressenstein war, einen ausgearbeiteten Plan zum Angriff gegen den Suezkanal. Djemal übernahm den Plan, unklar, ob es gelingen würde, die Ägypter aufzuwiegeln, aber sicher, daß dadurch erhebliche englische Kräfte gefesselt würden. Zwischen dem letzten bewohnten Ort in Palästina, Birseba, und dem Kanal lag eine Wüstenstrecke von 350 Kilometern, nur von Karawanenwegen durchzogen und mit spärlichen Brunnen versehen. So war die erste Aufgabe, hier in geringen Abständen Etappenpunkte einzubauen, mit artesischen Brunnen zu bewässern und mit Verpflegungsdepots zu besetzen. 11000 Kamele sollten den Transport vermitteln. Nach solchen Vorbereitungen

ging am 14. Januar, in der Regenzeit, der Vormarsch vor sich: 14000 Mann, einige Gebirgsbatterien, eine Haubitzenbatterie, 10 Pontons, die ebenso wie die Geschütze durch den Wüstenand gezogen werden mußten. 20 Tage später stand die Armee etwa 11 Kilometer vor dem Kanal. Die Engländer waren ahnungslos. Man sah ihre Offiziere Fußball spielen. Aber die Pontons verzögerten sich, der Tag war bereits angebrochen, und nachdem 600 Mann gegen Ismaila übergesetzt waren, nahen die Engländer mit rasch herbeigezogenen Truppen, Panzerschiffen, Hilfskreuzern und schwerer Artillerie. Zwar gelang es den Türken, einen Hilfskreuzer zu versenken, aber er sperrte das Strombett nicht; sie verloren ihre Pontons bis auf 3, Flieger erkundeten ihre Stellungen und leiteten das Feuer der Artillerie; so war die Überraschung mißlungen und weiterer Erfolg nicht zu erwarten. Djemal gab den Befehl zum Rückzug, der ungestört vor sich ging. England sammelte Truppen, rückte aber zunächst nicht vor; auch die Türken hielten zurück und mußten große Teile nach den Dardanellen abgeben.

Djemal hatte auf seinen Reisen die Unvollkommenheiten der Etappenstraßen am eigenen Leibe kennengelernt und ging daran, sie auszubauen. Palästina hatte zwei Bahnen, die Linie Damas-kus—Deraa—Haifa und südwärts die Linie Jaffa—Jerusalem. Djemal ließ sie durch Meißner-Pascha zwischen Afule und Ramleh verbinden und die Strecke südwärts bis Birseba verlängern das war die Schlagader, die Jerusalem und dem Süden den Strom der Steppe zuführte. Die Hedjasbahn östlich des Jordan hatte keinen Anschluß nach Palästina; Djemal ließ eine Fahrstraße von Amman nach Jericho legen. Inzwischen befestigten die Engländer ihre Brückenköpfe bei Kantara und rückten allmählich voran, Bahn und Wasserleitung gegen Palästina zu ausbauend. Zudem schufen sie seit Januar 1916 eine neue Belastung für die Türken: die Araber, unter dem Scherif von Mekka Hussein und seinen Söhnen Fajsal und Ali fielen, von England mit Geld und Waffen reichlich unterstützt, von den Türken ab. Das nötigte diese, an der Hedjasbahn zahlreiche Kommandos, in Maan und Medina größere Be-

satzungen zu lassen. Das ist die Bewegung, die E. L. Lawrence in die Wege leitete und die ich oben schon erwähnte. Militärisch bedeutete sie wenig, denn die Tausende von Arabern haben Maan erst Januar 1918 und Medina überhaupt nicht bezwungen; aber sie schwächte doch merklich die Hilfsmittel der Türken in Palästina und Syrien.

Im Juli 1916 unternahm Kress einen neuen Vorstoß, erreichte aber den Kanal nicht; er mußte sich nach El Arisch, etwa in der Mitte der Wüste, später an die Landesgrenze zurückziehen, in einer Linie Gaza—Tell Scheria—Birseba. Gegen Gaza machten die Engländer am 25. März 1917 einen Vorstoß und umzingelten die Stadt. Heftig wurde von beiden Seiten gekämpft und wieder wurden sie abgewiesen, wobei Major Tiller besonderen Ruhm erwarb. Sie verschanzten sich, auf kurze Entfernung standen sich die Gegner zwischen Gaza und Birseba gegenüber, die Türken am Rande des bewohnten Gebietes, die Engländer in der Wüste, aber von rückwärts durch Bahn und Wasserleitung reichlich versorgt. Aufgabe der in Ramleh liegenden deutschen Feldfliegerabteilung Nr. 300 war, ihr Verhalten täglich zu erkunden und Bahn und Wasserleitung so oft zu sprengen wie möglich.

So standen die Dinge zur Zeit meiner Anwesenheit. Aber es bereitete sich eine Änderung vor; im ägyptischen Heer erhielt das Kommando General Allenby, der, vom Westen kommend, den Wert der Materialvorbereitung kannte. Auf türkisch-deutscher Seite trat die Zilderimexpedition unter Leitung des Feldmarschalls v. Falkenhayn in Tätigkeit. Ursprünglich zur Wiedereroberung Bagdads bestimmt, mußte sie gegen die schwer gefährdete Palästinafront eingesetzt werden. Aber die Schwierigkeiten des Etappenwegs und der Rekrutierung blieben bestehen, und so konnten die Engländer, dank ihrer Zahl und Ausrüstung, bei erneutem Vorstoß im November Gaza und Birseba, im Januar Jerusalem und Jaffa, im Februar Jericho einnehmen. Frühjahr 1918 drangen sie über Jericho ins Ostjordanland ein, doch immer noch waren die deutsch-türkischen Kräfte stark genug, sie abzuweisen. September 1918 aber brach unter der englischen Übermacht die Front

an der Küste ein, die aufständischen Araber drangen im Ostjordanland vor, und nun war die Armee nicht mehr zu retten. Was nicht zerbröckelte, fiel oder gefangen wurde, zog sich in Ordnung über Damaskus und Libanon zurück und erreichte Haidar-Pascha. So endete nach vierjähriger tapferer Verteidigung auch auf diesem Kriegstheater das Heer mit Vernichtung.

Im Hauptquartier Tell Scheria

Ein Lastwagen führte uns von Jerusalem südwärts auf guter neuer Straße, an der Abrahamstadt Hebron vorbei nach Birseba und durch die immer über werdende Steppe nach Tell Scheria. Hier hatte General von Krefß sein Hauptquartier aufgeschlagen, ein Lager von Zelten der Cookgesellschaft, die man in Jerusalem vorgefunden hatte. Es lebte sich ganz gut darin; die größte Unbequemlichkeit war der Sandsturm, der sich regelmäßig gegen 11 Uhr vormittags erhob und alle Karten und Papiere mit einer feinen Staubschicht zudeckte. General von Krefß gehörte zu den wenigen deutschen Offizieren, die das volle Vertrauen der Türken besaßen. Ruhe und Sicherheit, Gerechtigkeit, geschickte Anwendung von Lob und Tadel hatten es ihm erworben und erhalten. Er sah darauf, daß deutsche und türkische Offiziere zusammen speisten; also wurde türkisch gegessen und lauwarms, etwas brackiges Wasser dazu getrunken. Die Front zog sich von Gaza ostwärts über Tell Scheria bis Birseba. Gaza, ein freundliches Gartenstädtchen, hatte die englischen Gräben nur wenige hundert Meter vor sich; das hübsche deutsche Lazarett mit seinem Palmengarten mußte geräumt werden, da es feindlichem Feuer zu sehr ausgesetzt war. General von Krefß war so freundlich, mich beim Bereiten der Stellungen mitzunehmen. In dem steinigen Boden konnten nur flache Gräben aufgeworfen werden, die ernstlicher Artilleriebeschießung nicht standgehalten hätten; dennoch blieben sie unangegriffen. Nahe der Bahnstation

hatten die Türken ein Feldlazarett in Zelten, voll Fleck- und Rückfallfieber; es mangelte am Nötigsten, die Läuse krochen in den Betten herum. Besser waren die Lazarette in Gaza, am schönsten das deutsche Lazarett in Birseba, in dem eine Tochter der Frau Koch in Aleppo als „Wüstenschwester“ unermüdlich amtierte. Täglich war zwischen dem Hauptquartier und der Fliegerstation Ramleh Flugverbindung. Ich erhielt Erlaubnis, das Flugzeug zu benutzen und mir zuliebe schlug der Flieger einen Haken über die englischen Stellungen. Von oben machte das Land mit seinen weitverästelten Trockentälern und den Wellenketten der Sanddünen einen überraschenden Eindruck. Die Flieger hatten ein kühles, spanisches Kloster als Quartier und betrieben ihre wichtige Aufklärungsarbeit; abends versammelten sie sich und verglichen ihre Aufnahmen und Beobachtungen, etwaige Verschiebungen feststellend. Zwischen ihnen und den englischen Fliegern herrschte jene Ritterlichkeit, die dieser Waffe zu eigen war, bis sie als Masse eingesetzt wurde. Den Chef der Fliegerabteilung Hauptmann Felmy kannten und schätzten die Engländer sehr. Als einer ihrer Flieger zum Niedergehen gezwungen und gefangen wurde, meinte er, er sei stolz, von diesem Gegner bezwungen zu sein. Er wurde freundlich aufgenommen und bewirtet. Nach einiger Zeit wurde ein Brief an Hauptmann Felmy abgeworfen, der das englische Fliegerabzeichen enthielt; Felmy solle es tragen, wenn er in Gefangenschaft geriete, er sei dann guter Behandlung sicher. Als Felmy zu einer Jagdstaffel im Westen abkommandiert wurde, stieg er mit seinem ständigen Begleiter nochmals auf, richtete Schaden an, soviel er konnte, und hinterließ einen Zettel: „Wir sind die, die da und da die Bahn und Wasserleitung gesprengt haben. Freundliche Grüße. The two old Sportsmen.“ Das Fliegerquartier in Ramleh war berühmt für seine Gastlichkeit; Djemal liebte es, bei den munteren, jungen Leuten Stunden zu verbringen, und war da, obgleich sonst strenger Moslem, keineswegs Alkoholfeind.

Hier darf ich noch eine Fliegergeschichte einschalten. Weihnachten 1916 wurde in Bagdad ein Brief abgeworfen, adressiert an Feldmarschall von der Goltz. Er enthielt einen Spielzeugtrebs,

einen Zettel, der Plumpudding sei leider nicht geraten, und ein Eisernes Kreuz aus Holz mit der Inschrift: Gott strafe England. Dazu war vermerkt: „We dont think so“. Krebs und Plumpudding sind englisches Weihnachtessen; was bedeutete aber das Kreuz? Es stellte sich heraus, daß ein deutscher Flieger es an der Palästinafront scherzweise abgeworfen hatte, nun waren die Engländer nach Bagdad versetzt und schickten es mit ihrer Randbemerkung zurück.

Ich kehrte nach Jerusalem zurück. Inzwischen war General v. Falkenhayn eingetroffen und führte geheimnisvolle Verhandlungen mit Djemal. Ein feierliches, endloses Mahl auf dem Ölberg beschloß den Tag. Heute wissen wir, es handelte sich um die Vorbereitungen für die sog. Silberexpedition, deren Leitung Falkenhayn übernommen hatte; er hoffte, durch deutsche Verwaltung die Transportverhältnisse bessern zu können, und erhielt von den Türken Zusicherungen, auf die er sich trotz Abraten der Landeskenner verließ. Die Zukunft ergab, daß diese schärfer gesehen hatten; der Nachschub blieb unvollkommen und konnte gegen die unendlich viel günstigeren Bedingungen der Engländer nicht aufkommen.

Mein Aufenthalt in Jerusalem, ursprünglich auf acht Tage berechnet, hatte fast drei Wochen gedauert; er war voll neuer Eindrücke und Erfahrungen. Für den denkenden Arzt ist immer eine lockende Aufgabe, festzustellen, welche Krankheiten an einem bestimmten Ort, in einem bestimmten Klima, vorkommen, welche fehlen. Das erlaubt Rückschlüsse auf ihre Entstehung und gelegentlich auch ihre Verhütung. Da sind zunächst die Klimakrankheiten und Erkältungen, Dr. Einsler und Dr. Cahhan, die zwei alteingesessenen Ärzte, versicherten, daß Gelenkrheumatismus und die von ihm ausgehenden Herzkrankheiten unbekannt seien. Auch die Lungentuberkulose sei erst vor einigen Jahrzehnten durch russische Pilger, die sich niederließen, eingeschleppt worden. Die Staubplage mit ihren Folgen für die Lungen und Augen war neueren Datums; solange man zu Pferd und Esel sich bewegte, genügten die uralten Steinplatten, erst als man die Wege für Fahrverkehr verbreiterte und makadamisierte, kam der Staub, so daß jetzt jeder Europäer einen weißen Mantel

über seiner Kleidung trug, sonst hätte er wie ein Müllerbursche ausgesehen. Scharlach und Masern waren unbekannt, Diphtherie selten, auffallend häufig Plaut-Vincentische Angina. Regelmäßig herrschten die Läuskrankheiten Fleck- und Rückfallfieber, sehr verbreitet war die Syphilis, auch in den Familien. Die Hauptkrankheit aber war Malaria in allen ihren drei Formen. Bei der hohen und trockenen Lage der Stadt mochte das auffallend erscheinen. Jerusalem ist nicht regenarm, doch fallen die starken Regengüsse innerhalb weniger Wochen im Frühjahr und Herbst, dazwischen herrscht völlige Trockenheit. Daher sammelt man das Wasser, wie es von Dächern und Höfen zusammenläuft, in Zisternen, die z. T., uralt in den Fels gehauen bei jedem Hause vorhanden sind. Das ist die Brutstätte der Mücken. Schöpfte man einen Eimer, war er voll Mückenlarven. Man ließ deshalb den Eimer ein paar mal aufschlagen, dann flohen die Larven in die Tiefe und das Wasser kam klar herauf. Schon vor dem Kriege hatte die Malaria die Aufmerksamkeit erweckt; Prof. Mühlens fand in den Schulen 30 bis 95% der Kinder infiziert. Als vielbesuchtes Pilger- und Reiseziel sollte Jerusalem saniert werden; mehrere Komitees verschiedener Nationen bestanden; sie vereinigten sich während des Krieges und sicherten durch kluge Verteilung der Aufgaben das einträchtige Zusammenarbeiten. — Die Bevölkerung, dank dem Fremdenzufluss an Bettelei gewöhnt, war jetzt in großer Not. Mißwachs und Spekulation trieben die Preise in die Höhe, Brot kostete den zehn- bis zwanzigfachen Friedenspreis. Besonders schwer litten die armen Juden; die Zuschüsse aus Rußland und Amerika, von denen sie bisher gelebt, blieben aus. Die Regierung war froh, wenn sie wenigstens die Armee halbwegs ernähren konnte, und tat nichts für die Zivilbevölkerung, so war das Elend allenthalben sehr groß.

Herzlich und dankbar nahm ich Abschied von all den Herren, die mir Freundlichkeit erwiesen hatten, Hegler, v. Schrötter, Konsul Brode, Probst Jeremias, Hüsnü Bey, der nun Armeearzt von Jerusalem war, vom Prälaten Fellingner und den deutschen und eingeborenen Ärzten. Djemal heftete mir eigenhändig den Kriegs-

orden, den Eisernen Halbmond, an; ich trage ihn noch heute gern zum Andenken an den merkwürdigen und bedeutenden Mann, der so elend endete. Nach Kriegsende mußte er fliehen, lebte lange unerkannt in Berlin, dann im Hotel Silbretta in Klosters, wo ich seinen schwächlichen und kränklichen Sohn noch kennen lernte, und verfiel endlich dem Schicksal, von einem rachsüchtigen Armenier ermordet zu werden.

Aus meinen Briefen

Damaskus, 1. Juli 1917

Wir sind glücklich bis Damaskus gekommen. In Samarra machten wir einen Spaziergang zum Jordan an einer jüdischen Kolonie vorbei, wollten im See baden, da piff aber der Zug und wir eilten zum Bahnhof. Doch war's ein Zug in anderer Richtung, wir genossen noch unser Bad, und nach den üblichen Verhandlungen und Zigaretten wurden wir neben viel Tomatenkisten in einem Gepäckwagen untergebracht. Nach einer Stunde hieß es, die Maschine sei zu schwach, der Wagen müsse zurückbleiben: also umquartieren! Zum Glück wurde ein englisches Beuteauto mitgefahren, das der Wali von Damaskus bekommen sollte; in dem nahmen wir Platz. Den Nachmittag verbrachten wir damit, eine Kurve bergauf zu nehmen; immer von neuem nahm die Maschine einen Anlauf, endlich nach vier Stunden sah der Lokomotivführer ein, es geht nicht; also wieder zurück, einige Wagen abgekoppelt, und nun, mit viel Fauchen und Puffen wurde die Kurve genommen. Langsam, bei großer Hitze, sind wir mittags bis Damaskus gekommen: 50 Kilometer, etwa von Berlin bis Brandenburg, in 24 Stunden. Das Farnuktal, durch das die Bahn fährt, ist landschaftlich wunderschön, ein tief eingerissenes Tal, unten weiße Felsen, oben schwarze Lava, das Flüsschen begleitet von blühendem Oleander. An einigen Stellen erweitert sich das Tal, hier entspringen unter stattlichen Palmengruppen

heiße Quellen. Ich muß bei all der landschaftlichen Schönheit an dich denken und wie du dich darüber freuen würdest; das Reisen selbst in diesem Lande wäre wohl weniger nach deinem Geschmack; viel Geduld, Gleichgültigkeit gegen Hitze, Kälte und Staub, möglichst wenig Gepäck, das sind die ersten Erfordernisse. Wasser ist Delikatesse, auch wenn es aus dem Brunnen für die Lokomotive kommt. In 24 Stunden war unsere Nahrung ein Stückchen Araberbrot und zwei rohe Gurken. Merkwürdig ist, wie wenig man zu trinken braucht, trotz Hitze und Staub, oft langen den ganzen Tag ein bis zwei Glas Wasser. Früchte gibt es fast überall, die Orangen gehen zu Ende, aber die Aprikosen sind reif, klein, süß, nur mit Vorsicht zu genießen, weil die Kerle immer mit ihren Fingern darin herumfahren. Gurken und Tomaten rechnen zu den Früchten; kleine, noch ganz unreife Äpfel und Pflaumen werden feilgeboden, sind aber selbst für uns Liebhaber halbreifen Obstes noch ungenießbar. Die Türken sind fürs Unreife, in der Liebe wie im Essen.

Rajat, 4. Juli 1917

Der Tag in Damaskus war sehr nett; der türkische Armeearzt Mahmud Bey, ein kluger und interessierter Mann, sein Adjutant, ein blutjunger Doktor, frug sofort nach dem Hirschbündel. In den Lazaretten war nichts los. So bin ich einen Morgen mit dem Dolmetscher durch Stadt und Bazar gebummelt und nachmittags abgefahren. Ich habe einige Kleinigkeiten gekauft, doch sind die Preise lächerlich hoch, ganz außer allen Verhältnissen zum Wert. Das geht durchs ganze Land. Das Mißverhältnis zwischen Papier und Münze macht sich überall bemerklich, am meisten für die Beamten und Soldaten, die mit Papier gelöhnt werden. In all dieser Not hat Djemal eine Prunkstraße anlegen lassen, d. h. ein Quartier niedergedrückt und mitten durch Schutt und Wust zieht sich eine blendende schnurgerade Straße mit ein paar kümmerlichen Palmen und Eukalyptus; es fehlt nur das Schillerdenkmal, und die moderne Stadtverschönerung ist fertig. Die europäische Kultur bekommt dem Orient nicht; er hätte mancherlei zu lernen, aber man baut das Haus vom Dach aus.

Eine arabische Konditorei stellte die appetitlichsten Kuchen aus; ich trat ein, wurde fast zurückgeschlagen von Hammeldunst, nach einigen Minuten war ich daran gewöhnt, und nun schmeckten die Kuchen, Blätterteig mit Honig und Pistazien ganz herrlich.

Von Rajak führt eine Bahn über den Libanon nach dem uralten Handelshafen Beirut. Das war nun wieder eine neue Welt. Schon die erste Station Muallaha, ein sauberes Städtchen mit weißen, ziegelgedeckten Häusern, schönen Gärten, einem Gewimmel von Herren und Damen in europäischer Kleidung, wenn auch mit Tarbusch. Mit Fahrrad gings aufwärts bis zur Paßhöhe. Da öffnete sich der Blick auf die ganze Libanonkette und das Mittelmeer. Ein Städtchen folgte dem anderen mit sauberen Bahnhöfen, freundlichen Landhäusern und endlich sogar großen modernen Hotels, in denen die reichen Kaufleute aus Beirut und Alexandria den Sommer zu verbringen, sich zu vergnügen und mächtig zu spielen liebten. Das Gebirge mit seinen Terrassen, Städten und Obstgärten erinnerte stark an Toskana. Langsam in Spitzkehren gewann die Bahn die Küste. Zunächst blieb der Zug am oberen Bahnhof von Beirut stehen. Ein französisches Kriegsschiff liege im Hafen, man könne nicht bis zum Hafensbahnhof fahren. Also heraus mit dem Gepäck. Da kam Gegenbefehl. Das Kriegsschiff erwies sich als Fischdampfer, der jeden Tag den Hafen auf versteckte U-Boote durchmusterte. Er hatte sich wieder entfernt. Vor einigen Wochen hatte er ein altes gestrandetes türkisches Kanonenboot für ein U-Boot gehalten, kräftig beschossen, ein paar Böcher in die Orientbank getrieben, sonst aber keinen Schaden angerichtet. Also wieder eingeladen, zum Hafensbahnhof. Hier unglaubliches Gewimmel farbiger Lastträger, aber der Besitzer des Hotels, Herr Gasmann, war zugegen und brachte uns glücklich in Sicherheit.

In diesem gesegneten Landstrich herrschte der blanke Hunger. Schon unterwegs hatten sich abgemergelte Kinder an die Bahn gedrängt und sich um jede weggeworfene Gurken- und Apfelsinenschale gerauft. In der Stadt war es noch schlimmer. Jeden Abend lagen in den Straßen Duzende Verhungerrnder, zu schwach,

um auch nur den Kopf zu heben und zu betteln. Das fruchtbare und gepflegte Land bringt Obst hervor und Seide, aber weder Fleisch noch Getreide; das kam früher zur See und blieb nun aus. Spekulation und Kettenhandel trieben die geringen Vorräte in die Höhe, und so war der furchtbarste Hunger unvermeidlich. Vermögliche Europäer hatten anfangs versucht, der Not zu steuern, fanden es aber unmöglich, die Hunderttausende zu ernähren; man konnte nur ihre Qual um einige Tage verlängern.

Beirut stand, wie ganz Syrien, stark unter französischem Einfluß. Französische Jesuiten unterhielten eine Medizinschule mit prachtvollem botanischen Garten. Jetzt hatten die Türken die Schule übernommen. Ein amerikanisches College unterhielt Rechts-, Handels-, Medizin- und Theologie-Fakultäten; der Präsident, Dr. Bliß, ein feiner Gelehrtenkopf, empfing mich freundlich. „Ich und meine Frau haben vor Gott geschworen, wir wollen die persönlichen Beziehungen auch im Kriege nicht zerfallen lassen.“ Er gab mir warme Grüße an Harnack mit, den er sehr verehrte. Ein deutsches Johanniter-Spital, Ballei Brandenburg, wurde von einem englischen und einem amerikanischen Arzt versorgt, übrigens ein altes Gerümpel, behütet von einer äußerst energischen deutschen Oberin. Im deutschen Hospital unterrichtete die türkische Medizinschule.

Die Rückreise mutete bereits heimtlich an mit Reglement und Schikanen: sie wollten den braven Joesten aus der 1. Klasse werfen. Eigentlich gehörte er mit seinem Schein 3. Klasse auch nicht hinein. Aber seit dem Balkan-Zug hatte niemand daran Anstoß genommen, und mir lag daran, ihn im selben Wagen zu haben, da man auf türkischen Bahnen nie weiß, was aus dem Nachbarwagen wird. In Rajak freute ich mich, wie das deutsche Soldatenheim in den wenigen Wochen sich verbessert hatte. Jetzt hatten die Betten Rückenschleier, die bereits sehr nötig waren. Zum Mittag bei etwa 40° gab es weiße Bohnen und Salzkartoffeln, die man mit ungeheurer Mühe aus dem Libanon besorgt hatte. Ich fragte die Schwester, ob denn das das richtige Essen sei für diese Jahreszeit. Da meinte sie im schönsten Schwäbisch: „Mer wolle's halt de Leut so gemüthlich mache wie beheim.“

Auf dem Rückweg nahm ich Aufenthalt in Baalbek. Gute Aufnahme im Hotel Zapf, freilich Wanzen von so seltener Größe, daß ich eine für die Kliniksammlung mitnahm. Hier lag ein türkisches Rekrutendepot unter Leitung eines badischen Oberstleutnants Würth von Würthenau, der wie ein Vater für seine Leute sorgte und von ihnen als solcher verehrt wurde. Sie hatten allen Grund. Die Aushebung war von Jahr zu Jahr schwieriger geworden, Anatolien, das Land des guten türkischen Soldaten, erschöpft, Araber und Beduinen wenig kriegslustig oder gar türkenfeindlich. Gepreßt wurde, wer sich nicht loskaufen konnte. Zu zwei und zwei zusammengeschlossen an langer Kette wurden sie eingeliefert. Soviel Gerechtigkeit und Wohlwollen, wie ihnen Würth erwies, waren sie nicht gewohnt. Auch die Eingeborenen kamen mit ihren Anliegen und Rechtshändeln zu ihm. Anfangs waren sie durch Räubereien lästig gefallen, Würth mußte eine Strafexpedition unternehmen und behielt als Pfand, gleichsam als Geißel, den höchsten Schatz des Stammes: eine Stute reinsten Geblüts. Er ritt sie selbst, und wenn er in die Gegend kam, strömte alles zusammen, alt und jung, streichelte und liebte die Stute, hing doch Reichtum und Ruhm eines ganzen Stammes am Besitz eines hochedlen Muttertieres.

Baalbek verdankt seine Fruchtbarkeit einer gewaltigen Quelle, die zu einem schönen Teich gefaßt ist. Sie speist ein Gartenland von einigen Stunden Länge und Breite. Hier auf uralter Kultstätte des Baal hatten die Römer zur Kaiserzeit ungeheure Tempelbauten errichtet und die Stadt Heliopolis genannt. Die Bauten wurden durch Erdbeben zerstört, später von Arabern und Kreuzfahrern als Festung und Kirche benutzt, jederzeit aber als Steinbruch verwendet; doch stehen noch gewaltige Ruinen. Von weitem sieht man sechs Säulen mit ihrem Gebälk hoch über alle Bäume emporragen; sie gehörten zum großen Tempel. Daneben steht, besser erhalten, ein kleiner Bachustempel, immer noch ein Riesebau. Quadern von erstaunlicher Größe sind eingebaut. Sie zu bewegen würde selbst unserem Maschinenzeitalter eine tüchtige Aufgabe sein. Die Alten haben das von Hand bewältigt. Außerhalb

der Stadt sind noch die Steinbrüche erhalten, dabei eine von fünf Seiten bearbeitete Niesenquader, die noch dem Felsen anhängt. Die Schönheit des Baues wird erhöht durch die goldene Färbung, die der Kalkstein im Lauf der Jahrhunderte angenommen hat und die so schön gegen das Grün der Dase absticht. Bei Sonnenuntergang ist die Farbenpracht unbeschreiblich.

Ein Gepäckwagen mit leeren Benzinfässern nahm mich auf, und am 9. Juni war ich in Aleppo, das mir bereits ganz heimisch vorkam. Suleiman Kuman, bei dem ich mich abmelden sollte, wurde am 12. erwartet, also mußte ich noch einige Tage verweilen. Knappheit und Teuerung hatten inzwischen weiter zugenommen, z. B. fehlte es im Lande des Tabaks an diesem im Orient unentbehrlichen Genußmittel. Sehr selten war der Kaffee, und doch gehörte zu jedem Besuch, jeder Meldung ein Schälchen des schwarzen Trankes. Oberleutnant Wagner, der für den Stab des Silberim in Aleppo Quartier machen und 39 vornehme Familien darauf vorbereiten mußte, daß sie einen höheren Offizier zu Gaste bekämen, kam abends erschöpft zu seiner Freundin Frau Hilfiker, die ihn bedauerte und sagte: „Sie sind ja ganz kaputt, soll ich Ihnen vielleicht eine Tasse Kaffee machen?“ Er hatte aber im Laufe des Tages 39 Täßchen Kaffee trinken und ebensoviel Zigaretten rauchen müssen. Nach diesem Geständnis kochte sie ihm eine tüchtige Suppe, die ihn wieder in Stand setzte.

Hier bekam ich die traurige Nachricht, daß mein Assistent, Dr. Willi Lange, der Sohn eines türkischen Musikmeisters, an Fleckfieber gestorben sei. In Konstantinopel aufgewachsen, sprach er fließend türkisch und war ein kenntnis- und gedankenreicher Arzt von großer Pflichttreue. Mehrfach hatte ich sowohl im Kriegsministerium wie im Großen Hauptquartier auf ihn aufmerksam gemacht, aber man hatte für den sprachkundigen Mann keine bessere Verwendung als eine untergeordnete Stellung in Brandenburg. Endlich sandte man ihn nach Rumänien in ein Fleckfieber-Lazarett. Unbekannt mit den Verhältnissen, machtlos gegenüber der Unzulänglichkeit der Mittel, glaubte er, selbst Hand anlegen zu müssen, trug Kranke herum, infizierte sich und starb.

16. Juni 1917

In Aleppo war noch großer Zauber: Enver Pascha kam, mit ihm Suleiman Numan, den ich gern sehen wollte; sie kamen spät, es gab ein 12 stöckiges Essen, dann stürmte alles auseinander. Immerhin konnte ich 5 Minuten mit Suleiman Numan sprechen und ihm für alle Hilfe danken. Herzlich war der Abschied von Frau Koch und Köpflers; Frau Köpfler, der ich von der Not zuhause erzählte, will Päckchen senden. Gestern kaufte sie 100 Eier, quirkte sie und legte sie in Tellern in die Sonne; abends waren sie eine harte Kruste, die bequem in eine Kataobüchse geht. Die bringe ich mit.

Am 15. Juni begann die Heimfahrt. Reisekameraden waren Murad Effendi, mit einem Transport Verwundeter, die in Konstantinopel neue Arme und Beine bekommen sollten, und Dr. Schacht, den ich in Kalat-Schergat besucht hatte. Wir hatten alle vorsorglich einigen Proviant mitgenommen, nur Schacht erschien ohne Gepäck. „Ich bin noch nie verhungert!“ Richtig versorgten ihn mitleidige Schwestern aus wohlgefüllten Kovern. Aleppo und Bosanti regierten nicht weniger als acht Bahnverwaltungen, die so schön zusammenarbeiteten, daß der Zug, den man erreichen wollte, eben weggefahren war, teils mit, teils ohne Grund. Die Tunnelbaustrecken ließen nach 10 Uhr keine Züge mehr durch, damit sie arbeiten konnten, und als wir glücklich durch waren, fehlte das Gepäck, so daß ich in Gelebek einen Tag warten mußte. So konnte ich hier die trefflichen Einrichtungen für Wohnung, Verpflegung und Behandlung der Arbeiter unter Leitung des Ingenieurs kennen lernen. Dann ging's weiter und mit vielen Stockungen erreichten wir am 21. Juni Konstantinopel. Vier Tage hatten wir auf harter Holzbank gelebt, geschlafen und gekocht. Selbst die anfangs so gesprächigen Schwestern waren recht stumm geworden. Wer in dieser glühenden Hitze Anatolien durchfährt, macht sich schwer einen Begriff von der furchtbaren Winterkälte, die da herrschen kann. Im Februar 1917 mußte ein Zug Soldaten auf freier Strecke bei -32° tagelang halten, die meisten sind erfroren.

In Konstantinopel nahm mich der Corcovado wieder freundlich auf. Nun hatte ich noch eine Aufgabe: einen Besuch in Smyrna. Ein großer Dampfer, vollgepfropft mit Soldaten und allerlei Gesindel, schmutzig, mit Bündeln und in Lumpen, fuhr langsam durchs Marmara-Meer bis Panderma. Dort ist offene See. Man mußte ausbooten, was mit heftigem Geschrei, unverschämten Forderungen und unbeschreiblicher Drängelei vor sich ging. Meine Reisegefellschaft waren zwei Offiziere, die im Bergbau tätig sein sollten. Einer war bereits verabschiedet und durfte daher seine Frau mitnehmen, eine kleine Sächsin aus Freiberg, die ihre erste große Reise machte und mit entsetzten Augen auf dies Getriebe sah. In Panderma stand für alle die Menschen ein kleiner Zug von drei Wagen. Ich fand eben noch ein Plätzchen, die anderen blieben zurück und übernachteten im Lazarett. Im überfüllten Zug ging's die Nacht und den Morgen hindurch in Gesellschaft zweier türkischer Ärzte und eines Mollah. Es war Ramasan, da durften die Moskemin von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht essen und trinken. Dafür hielten sie sich in der Nacht schadlos; alle Minarette waren erleuchtet und großer Trubel herrschte in den Ortschaften. Einer der Offiziere hätte schrecklich gerne einen Raki getrunken, hatte aber Angst vor dem Mollah. So oft der Zug auch hielt, es wurden keine Lebensmittel angeboten, so daß wir ziemlich hungern mußten. Die Bahn führt durch breite, fruchtbare Täler, die mit Obstbäumen, Mais und Reben bepflanzt waren. Inmitten all dieser Üppigkeit hatte es aber die Spekulation fertig gebracht, die Preise ins Unererschwingliche hinaufzutreiben.

Smyrna ist um das Ende einer breiten Bucht gelagert, sanft ansteigend, fast ganz von Griechen, Armeniern und Juden bewohnt. Engländer und Franzosen liefen ungestört herum. Die eingeborenen Damen, fußfrei bis zum Knie, aber unschön mit plumper Taille und plumpen Fesseln, alles überelegant und moschusduftend. Hinter dieser Scheinblüte verbarg sich das furchtbarste Elend. Brot kostete das Kilo 5, Milch 8, eine Gurke 1, eine Orange 4 Mark. Tabak existierte nicht im Handel. Zwar lag für viele Millionen in den Magazinen; der gehörte aber den

Amerikanern und wurde respektiert, da Amerika der Türkei keinen Krieg erklärt hatte. Ärzte und Behörden hatten schwere Stellung. Ein Kampf für Kinder bekam 200 Gramm Schwarzbrot täglich pro Kopf, sonst nichts. Mäfern, Fleckfieber, Ruhr — kein Arzt. Eine Waschanstalt gewährte ein Pfund Schwarzbrot täglich, dazu drängten sich die Arbeiter. Daneben hatte ein Türke gleichsam aus nichts eine Fabrik eingerichtet, in der er Wagen, Betten, Desinfektionsapparate, Hufeisen, Nägel und hundert andere unentbehrliche Dinge herstellte und sogar Autos reparierte. 1916 war eine schwere Cholera-Epidemie ausgebrochen. Der Wali wandte sich in seiner Not an die deutschen Ärzte, denen es gelang, ihrer bald Herr zu werden. Das verschaffte ihnen eine sehr angesehene Stellung. Hier waren tätig Dr. Rodenwald, der bekannte Hygieniker, und Dr. Heinemann, ein Schüler Hildebrands aus Berlin. Seine Frau war Krankenschwester. Ein Archäologe machte sich um die Verwaltung verdient, ein Bergrat hatte eben eine Stunde vor der Stadt ein Kohlenlager entdeckt und die Ausbeutung in die Wege geleitet. Wunderliches Land: besaß alles und nutzte nichts aus.

Nun noch eine Überraschung. Ich wurde in das Haus eines arabischen Bankiers mit drei Töchtern eingeführt. Zwei spielten Klavier, eine Geige. Und was?: Bach, Beethoven, Brahms. Über dem Flügel hing ein großes Bild von Brahms, und sie waren sehr erfreut, als ich erzählte, daß ich ihn gekannt und unter ihm gespielt hatte. Sie waren in Paris von einem Österreicher ausgebildet und grundmusikalisch; wir musizierten eifrig zusammen den ganzen Nachmittag.

Am 29. Juni war ich wieder in Konstantinopel. Nun hätte ich gerne noch die Kriegsschauplätze in Mazedonien aufgesucht. Aber Schjerning ließ sagen, es sei da jetzt nichts Besonderes los; dazu kamen häusliche Sorgen, Krankheit der Frau, bevorstehender Wohnungswechsel, das Bedürfnis, das Gesehene zu verarbeiten, und schließlich auch der Wunsch nach etwas Ruhe. Mein Gewicht, vor dem Kriege 160, vor dieser Reise 145 Pfund, war auf 112 Pfund gesunken. Dabei war ich völlig frisch und ausdauernd. In all der Zeit hatte ich nur einmal kurze Darmstörungen, ich

habe sie nach meiner Methode mit völliger Nahrungsenthaltung außer rohen Gurken und Tomaten rasch beseitigt.

So entschloß ich mich zur Heimfahrt und gelangte ohne weitere Verlegenheiten am 5. Juli nach Berlin.

R ü c k b l i c k

Ein Rückblick auf die Wahrnehmungen dieser Reise mag angebracht sein. Waren sie doch gewonnen in einem Abschnitt des Kriegstheaters, der großer Bedeutung nicht entbehrte. Ohne die türkische Verteidigung hätte Rußland die Dardanellen forciert und das vorgeschobene Ungarn wäre umklammert, der Weg nach Wien offen gewesen.

Zum mindesten fesselten die türkischen Kriegsschauplätze erhebliche Kräfte der Entente. Der englische Militärkritiker Kepington gibt an:

Ende 1917 für Ägypten	353000
" " " Mesopotamien	419000
" " " Saloniki	216000

Wenn dies schon Verpflegungszahlen und nicht Gefechtsstärken sind, so erweisen sie doch, welche Bedeutung die Entente den Kämpfen im Osten beilegen mußte.

Die europäischen Mächte sprachen seit hundert Jahren offen von der Aufteilung der Türkei. Der einzige Großstaat, der keine Gebietsteile beanspruchte, sondern Handelsbeziehungen, war Deutschland; an dieses schloß sich die Türkei um so lieber an, als Deutsche Bank und Anatolische Bahn die Hilfsmittel des Landes bereicherten. Unter Abdul Hamid waren die Mißstände aufs äußerste gestiegen, Günstlinge vergeudeten die öffentlichen Mittel, Beamte und Offiziere erhielten die Löhnungen gar nicht oder erst nach Monaten mit Abzügen. Zum Rekruten wurde ausgehoben, wer sich nicht freikaufen konnte; die Dienstzeit dauerte 7 bis 8 Jahre, Löhnung und Bekleidung wurden nicht geliefert, Verpflegung war knapp. Die Offiziere waren aus der Truppe aufgestiegen und sehr ungebildet,

die hohen Stellen oft mit Günstlingen besetzt. Freilich bestand seit 1885 unter großer Eifersucht der anderen Mächte die deutsche Militärmission zur Ausbildung höherer Offiziere, aber der Unterricht blieb theoretisch. Unter Abdul Hamid durften keine Übungen abgehalten, noch auch nur scharf geschossen werden. Nun brachte das Jahr 1910 den Umschwung, Abdul Hamid wurde abgesetzt, unnahbar eingeschlossen, und Sultan Mehmed auf den Thron erhoben, die Regierung führte das Komitee für Einheit und Fortschritt. Mit Hilfe der Armee war es zur Macht gelangt, mußte Gegner beseitigen, Mißstände abstellen und sich der Feinde erwehren mit allen Mitteln. Die Opposition lag nicht im Parlament, denn dieses, vom Komitee besoldet, hütete sich zu widersprechen, aber es lebten tüchtige Staatsmänner und Patrioten wie Djamil, Talaat und Tzzet, die durchaus nicht allem beistimmten.

Noch nicht zwei Jahre zurück lag der Balkankrieg, der die Bulgaren bis vor die Tore Konstantinopels geführt hatte; noch wurde in Tripolis gegen Italien gekämpft: in diesem Zustand trat die Türkei in den Weltkrieg ein.

Daß das zerrüttete Land ihn fast vier Jahre durchführen konnte, gehört zu den Rätseln, die uns die Weltgeschichte immer wieder aufgibt. Gewiß standen willensstarke Männer an der Spitze, deren politischen Weitblick und strategisches Talent unsere sachverständigsten Beurteiler unumwunden anerkannt haben, um so wunderbarer, als sie von unten aufgestiegen und gar nicht vorgebildet waren.

Aber die Schwierigkeiten waren unendlich und wuchsen von Jahr zu Jahr. Die Araber in Syrien, Mesopotamien und Arabien erkannten die türkische Oberherrschaft und das Kalifat des Sultans ungerne an; stark von England mit Gold versehen, erhoben sie sich zum Widerstand, und Djemal mußte in Syrien ein blutiges Regiment führen. Die Armenier, früher gehorsame Untertanen, seit Jahrzehnten nationalistisch aufgehetzt, erregten, von Rußland unterstützt, hinter der Kaukasusfront Aufstände und mußten aus dem Operationsgebiet entfernt werden. Was da an Scheußlichkeiten geschah, wird die Welt nie völlig erfahren. Aber es lag militärische Notwendigkeit vor.

Die Verwaltung blieb auch im Kriege unzulänglich. Tausendjährige Gebräuche lassen sich nicht in wenigen Jahren abstellen. Eigennutz ist stärker als alle Staatsmacht; das haben wir selbst erfahren. Erschwert wurde die Versorgung des Landes durch die Knappheit der Transportmittel. Wer diese in der Hand hat, beherrscht den Ausgleich von Produktion und Verbrauch. Es war bekannt, daß Lebensmittelzüge nur gegen Vergütung befördert wurden. Selbst Kriegsware wie Kupfer und Chromerze, die als Munition der Türkei wieder zugute kommen sollten, wurden nur unter unendlichen Schwierigkeiten und gegen endlose Bakschischs befördert. Die Preisspannung der Waren war enorm. Orangen kosteten in Jaffa $\frac{1}{4}$ Piafter (5 Pfennige), in Jerusalem 1 bis 2, in Aleppo 10, in Konstantinopel 20 bis 30 Piafter. Beim Dsanoff war ein kluger junger Jude als Dolmetscher tätig, er hatte einen unaussprechlichen Namen und wurde Slibowitz genannt. Der begleitete Collin nach Smyrna. Auf dem Rückweg hat er das Freigepäck, das uns zustand, ausnützen zu dürfen. Er kaufte Rosinen und verdiente daran in Konstantinopel etwa 2000 Mark. Die Kursspannung zwischen Metall und Papier habe ich oftmals erwähnt; dagegen half keine Verfügung, keine Abschreckung: entweder verschwand die Ware oder der Metallpreis stieg dem Papierpreis nach. Daß unter solchen Umständen Kettenhandel und Schieberei blühten, haben wir ja selbst erlebt.

Darunter litt die Ernährung des Volkes nicht minder als die Verpflegung des Heeres. Auch außerhalb der eigentlichen Hungergebiete war der Soldat knapp ernährt. Und doch sah man ihn immer etwas knabbern oder naschen. Ob er Sold, namentlich regelmäßigen Sold erhielt, konnte mir niemand sagen. Aber bei dem starken Familiensinn der Türken bekamen viele Geld aus der Heimat; die türkische Post hatte sich unter Leitung des deutschen Postrats Drth zu einer zwar langsam, doch zuverlässig arbeitenden Behörde entwickelt. Im übrigen halfen sie sich, wie sie konnten; Verkauf von Uniformen und Ausrüstungsstücken war gewöhnlich, ja es gab Amputierte, die das Leder ihrer Krücken abtrennten und auf dem Bazar loschlügen! Wie groß die türkischen Verluste

waren, weiß niemand. Schon auf Gallipoli wurden sie auf 200000 geschätzt, der Kälte und dem Hunger in Armenien erlagen Hunderttausende. Weitans die meisten wohl fielen den Seuchen (Ruhr, Typhus, Fleck- und Rückfallfieber) zum Opfer. Die Türkei trat in den Krieg fast ohne Sanitätswesen. Es gab eine kleine Zahl von Militärärzten, die in Haïdar Pascha ausgebildet, z. T. in Europa fortgebildet waren. Das Gros aber waren Zivilärzte, meist Armenier und Juden, militärisch gar nicht vorgebildet, daher mit ihren Obliegenheiten, Pflichten und Rechten unbekannt und ohnmächtig gegen die militärischen Behörden, fast alle Routiniers ohne wissenschaftliche Interessen. Ausgebildetes Sanitätspersonal fehlte völlig, erst 1916 wurden in Beirut und Damaskus Pflegerinnen-schulen errichtet, zu denen namentlich Armenierinnen sich drängten.

Trotz dieser Schwierigkeiten war es der Energie und dem Geschick der türkischen Militärärzte gelungen, fast durchweg erträgliche Lazarette zu schaffen. Was Hüsnî in Bosanti, Ibrahim Tali bei der VI. Armee, Rejad Omer in Jerusalem, Hassan in Nazareth geschaffen hatten, war ausgezeichnet und brauchte keinen Vergleich zu scheuen. Von Feldlazaretten sah ich einige gute; andere sollen freilich sehr primitiv gewesen sein. Fast überall war die Trennung der Verwundeten von den ansteckend Kranken durchgeführt. Alle litten unter Mangel an Ausrüstung und Brennmaterial zur Entladung. Ganz unvollkommen blieb die Nachbehandlung. Liefer- und Bahnstationen fehlten, Gliedersatz gab es nur in Konstantinopel, und Murad war genötigt, die Amputierten bis Gülhane zu führen. Immerhin verdient die größte Achtung, was die Türkei auch im Sanitätsdienst geleistet hat.

Niemals hätte die Türkei ihre militärischen Leistungen vollbracht ohne deutsche Hilfe. Zunächst lieferte Deutschland den größten Teil der Ausrüstung, von der Uniform bis zum Geschütz, der Munition, dem Sanitätsmaterial, Kohle, Benzin und selbst Getreide, dazu kamen reichliche Geldsendungen. Vor allem brachten die deutschen Offiziere mit, was den meisten türkischen fehlte: gründliche Kenntnis der Taktik und Strategie, Sinn für Ordnung und Organisation. Unentbehrlich waren namentlich die technischen

Truppen, Pioniere, Straßenbauer, Kraftfahrer, Flieger. In jedem höheren türkischen Stabe saß ein deutscher Chef; der Generaletappeninspekteur, der Kommandant der Seestreitkräfte, der Chef der Militärmission waren Deutsche.

Die Zusammenarbeit ging aber keineswegs reibungslos und wurde von Jahr zu Jahr schwieriger. Vor dem Kriege war Deutschland in der Türkei sehr angesehen; seine Wissenschaft und Technik, seine Armee, seine Wirtschaft erregten Bewunderung und Hochachtung. Nach der Abwehr der englischen Flottenangriffe in den Dardanellen, der russischen am Bosphorus, besonders nach dem Sieg auf Gallipoli stieg das Selbstgefühl der Türken mächtig an; es widerstrebte ihnen, sich bevormundet zu fühlen. Das Verhalten der Deutschen gab zu allerlei Kritik Anlaß. Es sind da viele Fehler begangen worden. Schon in der Auswahl der Personen. Viele der entsandten Offiziere waren alte Afrikaner, manche schon reichlich „vercaffert“ oder „verbuscht“. Sie wußten keinen Unterschied zu machen zwischen einem Nigger und einem Türken. Der Türke hat wenig Zivilisation, aber eine uralte Kultur; er legt großen Wert auf persönliche Würde. Ungebuld oder gar ein heftiges Wort gilt für unanständig und macht verächtlich. Nirgends war der „Anpfeiff“ weniger angebracht als hier.

Dazu kam der Mangel an Organisation. In Konstantinopel saßen nebeneinander sechs unabhängige deutsche Behörden, Uneinigkeit war nicht zu vermeiden, und die schlauen Orientalen wußten sie geschickt auszunützen.

Ein weiterer Übelstand war die Zentralisation. Bei der weiten Zerstreuung der deutschen Formationen mußte der Krieg als Kolonialkrieg geführt, jeder Einzelgruppe möglichsie Selbständigkeit gelassen werden. Statt dessen wurde aus Konstantinopel bis ins einzelste regiert. Ein Offizier sagte mir: „Wenn ich meine Gegner der Gefährlichkeit nach ordne, kommt zuerst die Militärmission, dann das Kriegsministerium, dann erst der Feind.“ Ein anderer bestätigte das lachend.

Dann die bekannte Uneinigkeit der Deutschen. In Aleppo verkehrte der Konsul nicht mit Frau Koch; es galt als erfreuliche

Wirkung meines Besuchs, daß sie sich gegenseitig einluden. In Mossul saßen 30 bis 40 deutsche Offiziere in fünf bis sechs Gruppen; es war mir nicht möglich, zu erfahren, ob und wo ein Flieger zu finden sei, an den ich Empfehlungen hatte.

Der „Dienstweg“, das Produkt altpreußischer Offiziers- und Beamtenziehung, ist ein wunderbares Werkzeug, aber kein Universalinstrument; dem Orientalen liegt er nicht. Der kennt nur persönliche Beziehungen. Der Türke ist gastfrei und erwartet Gegenleistung. Wer das verstand und etwas persönlich zuschießen konnte, schuf sich leicht Freunde und Einfluß. Darin aber waren die deutschen Offiziere schlecht gestellt. Sie erhielten 7 Pfund ihres Gehalts in Gold, den Rest in Papier, gleichviel ob dieses hoch stand wie in Konstantinopel oder niedrig wie in Mesopotamien. Die Österreicher waren besser gestellt, sie erhielten 22 Pfund monatlich, dazu für jeden Tag Dienstreise einen Napoleon in Gold. So konnten sie gesellschaftlich eine glänzende, geschickt ausgenutzte Rolle spielen.

Schwer geklagt wurde über die Intendantur. Sie mag wohl mit ungeheuren Schwierigkeiten gekämpft haben. Aber ihre Unvollkommenheiten machten sich besonders unliebsam bemerkbar. In Bagdad, ja sogar in Jerusalem und Aleppo blieben die Soldzahlungen monatelang aus. In Bagdad mußte die Hilfe des deutschen Konsuls, dann der Orientbank zu Hilfe genommen werden, bis auch diese erschöpft waren. In Adana machte sich der Kommandant den Spaß, sich und seine Truppe beim Konsul als Ortsarme anzumelden, worauf dann, über das Auswärtige Amt, Abhilfe erfolgte.

Es ist in Koalitionskriegen das gewöhnliche Schicksal, daß die Waffenbrüder sich auseinanderleben. So war es auch hier; das Vertrauensverhältnis zwischen Enver und der deutschen Heeresleitung machte das nicht hindern. Ein leitender Offizier sagte mir bei der Abmeldung: „Sagen Sie in Berlin, daß ich jeden Tag bereit bin, auf den Knien die Bahn entlang nach Deutschland zu rutschen.“

Diese Stimmung trat auch bei den türkischen Zivilbehörden mehr und mehr hervor, sie machten Schwierigkeiten über Schwierig-

keiten. Ein Konsul konnte wohl den Rat geben: „Machen Sie das mit den Türken direkt ab. Wenn wir uns damit befassen, schadet es Ihnen nur.“

Aus politischen Gründen hatte die deutsche Regierung die Aufhebung der Kapitulationen, d. h. die selbständige Gerichtsbarkeit zugesagt. Die Deutschen waren unglücklich darüber. In Konstantinopel mochte es Gerichte nach unserer Art geben, in der Provinz war alles Willkür. Ganz unmöglich war der Strafvollzug. Die Gefängnisse starrten von Schmutz und Ungeziefer und waren lebensgefährlich. Ein Hotelwirt aus Nazareth wurde als Zeuge nach Damaskus gefordert; zwangsweise transportiert, infizierte er sich mit Fleckfieber und starb. Ganz besonders mißtrauisch wurden die Türken durch unvorsichtige Äußerungen wie „Durchbringung“, „Ansiedlung deutscher Bauern in Anatolien und Mesopotamien“. Unter solchen Umständen wurde der „Deutsch-Türkische Freundschaftsbund“ Prof. Jaekhs von Deutschen wie von Türken mit offenem Spott begrüßt.

Leider hat die abweisende Stimmung angehalten. Viele Offiziere und Ärzte hatten das Land liebgewonnen und hofften, nach dem Kriege sich dauernd niederzulassen. Anfangs verhinderte das die Entente, jetzt der Nationalismus der Türken. Zur Zeit ist kein deutscher Arzt im Lande tätig.

Wozu heute all diese Erinnerungen auffrischen? Ich denke, aus den großen Krisenzeiten der Weltgeschichte ist alles, auch das Kleine des Gedenkens und Nachdenkens würdig. Es wird immer bewundernswert bleiben müssen, wie trotz aller Unvollkommenheiten die Türkei mit deutscher Hilfe vier lange Jahre eine gewaltige Masse englischer und französischer Truppen gefesselt und abgewehrt hat. Daß sie schließlich der Übermacht der Hilfsmittel erlag, schmälert ihren Ruhm nicht. Daß ich Einblick in die gewaltige Leistung türkischer wie deutscher Beamten, Offiziere und Ärzte gewinnen durfte, bleibt mir dauernder Gewinn.

Nach Meldung beim Feldsanitätschef erbat ich einige Wochen Urlaub und kehrte, nachdem ich einen ausführlichen Bericht er-

stattet hatte, am 5. August nach Biala zurück. Hier war inzwischen die Kerenskioffensive abgewiesen, der Gegenstoß geführt worden. Die Kampfeslust der russischen Front war erloschen und unsere Truppe in Ruhe. Ich bereiste wie üblich die Lazarette, in denen uns besonders die Ruhr zu schaffen machte, bis sie Ende September rasch erlosch.

C a m b r a i

Am 20. November 1917 stießen die Engländer überraschend bei Cambrai vor, zum erstenmale unter Verwendung riesiger Tankgeschwader; sie hatten im Ansturm die deutsche Front durchbrochen; die Kämpfe waren schwer, die Abwehr wirksam, aber ungemein mühevoll gewesen. Auf meinen Antrag gab mir der Feldsanitätschef ein Kommando zum Besuch der am Kampf hauptsächlich beteiligten Truppen. Es lag mir daran, ihre körperliche und seelische Verfassung kennen zu lernen und mit derjenigen der Kämpfer vor Verdun zu vergleichen. In Le Cateau, dem Armeeoberkommando der II. Armee, fand ich meinen früheren Stappenarzt Gofzler als Armeearzt; er und der Chef des Stabes gaben mir Anweisung, wo die Kampftruppen zu erreichen waren. Ich konnte die Feldlazarette besuchen, mit den Truppenärzten und Offizieren sprechen und in den großen Nervenstationen Malonne bei Namur und St. Solf in Valenciennes die Erfahrungen der Nervenärzte kennen lernen.

Das war nun ein wesentlich anderes Bild als vor Verdun. Die Truppen hatten Schwerstes auszuhalten und zu leisten; die sog. elastische Front, d. h. das Vorschieben von Horch- und Sicherungsposten vor die Grabenlinie, verlangte von einzelnen das Höchste. Die Stoßtruppen, aus den kräftigsten und ausdauerndsten Mannschaften und Offizieren zusammengestellt, wurden hin- und hergeworfen und überall eingesetzt, wo Not am Mann war; sie waren wenig zur Ruhe gekommen und unregelmäßig ernährt. Dennoch fehlten die Zeichen seelischer Bermüdbung fast völlig;

wohl lagen in den Lazaretten einzelne mit Schreckneurosen, Herzbeschwerden u. dergl., aber von jener eigenartigen Fahnenflucht wie vor Verdun konnte kein einziges Beispiel beigebracht werden; einige kurze Ruhetage hatten die Erschöpften stets wieder voll leistungsfähig gemacht.

Sehr fesselnd erzählten die Leute von dem Eindruck, den die Tanks auf sie gemacht hatten. Diese schweren Ungetüme, die über Gräben und Hecken setzten, nach links, rechts und vorn mit Maschinengewehren feuerten, die Linien durchbrachen, setzten sie in nicht geringe Verlegenheit. Einer Granate widerstanden sie nicht, aber die Artillerie war zu spärlich; dem Infanterieschuß war der dicke Panzer gewachsen; der einzig verletzliche Teil schien die Kette, welche die Hinterräder antrieb. Dagegen war aber auch die Handgranate machtlos. Da verfielen sie auf die „geballte Ladung“, d. h. fünf zusammengebundene Handgranaten, und siehe, die Kette zerriß! So wurden die Tanks unbrauchbar gemacht, und unbeweglich konnten sie dem Handangriff nicht widerstehen. Einige habe ich am Hauptkampfsplatz, dem Bourlonwald, noch gesehen: mächtig wie vorweltliche Ungetüme, aber hilflos standen sie da, ausgebrannt, ausgeräumt, hinter sich, wie eine Herde Elefanten, einen Streifen geknickter Büsche und Bäume. Besonders schlau hatte es ein Unteroffizier gemacht; ungesehen, von hinten war er aufs Dach des Tanks geklettert, und als die Mannschaft, nach Durchbrechung der deutschen Linie das Luftloch öffnete, sie mit einer Handgranate erledigt. „Alle achte habe ich umgewedelt“, erzählte er stolz. Wahrlich, die Gefahr macht erfinderisch! Die größte Wonne bereitete der Inhalt des Tanks: warme weiche Mäntel, treffliche Zeltbahnen, herrliche Fleischkonserven und vor allem Schokolade. Im Lazarett traf ich einen, der sich daran überessen hatte: an Schokolade, die in der Heimat nur sagenhaft noch bekannt war! Die ärztlichen Erfahrungen habe ich im Bericht an den Feldsanitätschef folgendermaßen zusammengefaßt:

Ich habe mich bemüht, zu erfahren, ob die nervösen Störungen mit der Dauer des Krieges an Häufigkeit zugenommen haben;

ob ein Einfluß des Lebensalters ersichtlich ist und vor allem, ob das Ersatzmaterial, für das ja im Laufe des Krieges die Anforderungen wesentlich verringert wurden, ihnen im besonderen Maße ausgesetzt ist. Zahlenmäßige Unterlagen für solche Forschungen sind zur Zeit kaum zu erlangen; maßgebend sind mir die Aussagen der Offiziere und besonders der Truppenärzte, die womöglich seit Kriegsbeginn bei derselben Truppe waren. Die Ergebnisse sind folgende:

1. Die Zahl der hysteriformen Störungen hängt ab von der Kampfsart, der die Truppe ausgesetzt ist. Ein Unterschied zwischen älteren und jüngeren Mannschaften tritt nicht hervor. Wohl aber nach Volksstämmen. Pommern, Mecklenburger, Niedersachsen sind wesentlich widerstandsfähiger als Sachsen, Thüringer und namentlich Polen. Die Heilung ist bei gebildeten Kreisen wesentlich leichter als bei Leuten mit beschränktem Gesichtskreis: hier gewinnt eine Vorstellung schwer Eingang, ist aber auch schwer zu vertreiben. Eine Häufung der Neurosen mit zunehmender Kriegsdauer läßt sich nicht erkennen.

2. Gutachten über Mannschaften, welche die Truppe verlassen haben, sind in der Nervenstation in Valenciennes seit September 1914 etwa 350 verlangt und abgegeben worden. Die Fälle verteilen sich über die Jahre ziemlich gleichmäßig: eine Häufung in letzter Zeit ist trotz der schweren Kämpfe bei der II. Armee nicht aufgefallen. Die jüngeren Ersatzmannschaften stellen kein besonders großes Kontingent.

Man darf aus all diesen Angaben die tröstliche Gewißheit schöpfen, daß Willens- und Widerstandskraft unserer Truppen trotz der Dauer und zunehmenden Heftigkeit des Krieges und selbst trotz der geringeren Anforderungen an die körperliche Beschaffenheit keine nachweisliche Verminderung erfahren haben.

Ukraine

Bei der zweiten Friedensverhandlung in Brest-Litowsk im Januar 1918 fand sich eine Abordnung der Ukraine ein, die sich als selbständiger Volksstaat erklärt hatte und einen Sonderfrieden abschließen wollte. Den Mittelmächten kam diese Spaltung Rußlands sehr bequem, und sie schlossen am 9. Februar einen Sonderfrieden mit der Ukraine. Als aber Sowjetrußland, trotz seiner Beteuerung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen, die Revolution nach der Ukraine tragen wollte, sahen sich die Mittelmächte genötigt, Truppen zum Schutz des Landes vorzutreiben, und im Friedensvertrag mit Rußland vom 7. März die Besetzung sich auszubedingen. So besetzte General v. Linsingen, später vom Feldmarschall v. Eichhorn abgelöst, Kiew, Taurien, die Krim, das Donezgebiet mit seinen Kohlengruben und erreichte im Mai Kostow am Don.

Hauptzweck der Besetzung war, die reichen Hilfsmittel des Landes auszunutzen, das mit Getreide, Vieh und Pferden gut versehen war und im Donjez-Gebiet die großen Kohlenlager besaß. Um die Eintreibung zu sichern und einen Einbruch der Bolschewisten zu verhüten, wurden über das ganze Land kleine Kommandos verteilt, in den größeren Städten geschlossene Truppenkörper in Reserve gestellt und zur ärztlichen Versorgung zahlreiche Lazarette und Genesungsheime eingerichtet. Im Juni war ich in meine Feldstellung in Bialla wieder eingetreten, am 12. Juli erhielt ich den Befehl, mich beim Armeekommando der Heeresgruppe Eichhorn in Kiew zu melden. So schnell freilich ging das nicht, denn die ukrainischen Eisenbahner traten in Streik. Sie hatten schwere Arbeit. Lange Züge führten Vieh und Lebensmittel heran, vor allem aber Rückwanderer, die zum Teil aus Ural und Sibirien kamen. Viele brachten Vieh und Pferde mit, die sie unterwegs „gesund“ hatten. Die Juden reisten ihnen entgegen, erzählten, das werde von den Deutschen beschlagnahmt, und kauften es ihnen um einen Pappenstiel ab. In diesen Kriegsjahren waren die Juden in Polen alle reich geworden. Die Polen ballten die Faust und sagten: „Wir warten nur, bis ihr heraus seid, dann machen wir Pogrom.“

Also die Eisenbahner streikten. Seit drei Monaten hatten sie keinen Lohn bekommen und nährten sich von Bahndiebstählen. Jetzt wollten sie beides: Diebstahl und Lohn. Trotz aller Ungeduld kamen mir die Tage des Wartens zugute. Ich konnte allerlei aufkaufen und als Wintervorrat nach Hause senden. In diesen Tagen trennte sich der gute Joesten von mir. Er war endlich zum Unteroffizier befördert und von seinem Werk bei Bonn reklamiert worden. Ich gönnte ihm die Freude. Fast vier Jahre hatte er mich begleitet, immer zuverlässig, treu, unermüdet und wohlgefaunt. Sein Nachfolger wurde ein junger Kaufmann aus Berlin. Endlich am 24. Juli kam Nachricht, es gingen jetzt Züge, wenigstens gelegentlich. Ich fuhr also nach der Grenzstation Goluby und fand in dem stets bewährten Zufluchtsort, der Krankensammelstelle, Aufnahme, Auskunft und Hilfe. In Goluby war ein ungeheurer Verschiebehahnhof angelegt, 3 km lang, 2 breit, immer verschränkt ein Gleis mit russischer, eins mit deutscher Spurweite. Die Anlage war, wie sich erwies, viel zu groß und gar nicht zu übersehen, Bahndiebstähle daher an der Regel. Die Juden bohrten nachts die Wagen von unten an und ließen das Getreide in ihre Säcke laufen.

Ein langer Zug stand bereit, zwei Personenwagen voll Ukrainer und Juden, die Polster abgerissen, die Füllungen wimmelnd von Wanzen. Die Güterwagen voll Urlauber, die nun, nach Aufhebung der Sperre, zu ihrer Truppe wollten. Es gelang, einen Güterwagen zu requirieren für mich und zwei Krankenschwestern. Endlich ging's los. An jeder Station Halt, eine halbe Stunde, eine Stunde, dann plötzliche Abfahrt ohne Signal. Eine der Schwestern, die ausgestiegen war, wurde überrascht und mußte in den fahrenden Zug einsteigen. Nun sind die russischen Wagen hoch, der Boden in Schulterhöhe, keine Tritte, und wir hatten alle Mühe, das etwas geräumige Frauenzimmer hochzuleiern. Am Nebenwagen brannte die Achse, wir mußten dessen Insassen auch noch aufnehmen: einen Unteroffizier mit 30 Mann. Für die Schwestern wurde mit Zeltbahnen eine Ecke abgetrennt, wir anderen lagen als Puzzle-Spiel auf dem Boden herum. Die Leute waren

vergnügt, rauchten ihre Buchenblätter, erzählten und neckten sich. Sie gehörten zum Kommando eines großen Dorfes und sollten die Getreidelieferungen eintreiben. Es war ein Höchstpreis festgesetzt, die Bauern wollten aber nichts hergeben. „Da müssen wir ihnen halt manchmal den Höchstpreis auf den Hintern schreiben,“ meinte der Unteroffizier.

Die Landschaft war anfangs wellig, teilweise bewaldet, ging dann in ebene baumlose weite Getreidefelder und Weiden über mit reichlichem, aber magerem Vieh. Nach dreißig Stunden Fahrt näherten wir uns Kiew. Die Großstadt meldete sich an mit Datschenkolonien, in denen am Schabbesabend die Kiewer Jüdinnen kniefrei in weißem Gewand sich ergingen. Dann eine halbe Stunde lang durch einen endlosen Güterbahnhof. Eine Krankensammelstelle betreute mich wieder und ließ mich nach meinem Quartier fahren, dem Hotel Continental, einem verlotterten Prunkbau, in dem lebhaft russische Gesellschaften üppig tafelten. Der Armeearzt, Generalarzt Thiele, bei dem ich mich alsbald meldete, wünschte baldigen Bericht über die Lazarett-Einrichtungen, die er nicht aus eigener Anschauung kannte, und so sah ich von Kiew nur ein paar Hauptstraßen und gewann den Eindruck ungeheurer Schiebung und Kriegsgewinnerei.

Ein Lazarettzug nahm mich auf, der dem ukrainischen Roten Kreuze gehörte. Dessen Leiter, Graf Ignatiew, hatte ich bereits in Kowno kennen gelernt. Er arbeitete mit unseren Behörden einig zusammen in der Besorgung der zahllosen Flüchtlinge und Rückwanderer. Der Lazarettzug war gut eingerichtet, die Ärzte sprachen nur Russisch, eine blonde Krankenschwester ein paar Worte Deutsch. Gerne saß ich abends ein Stündchen mit ihnen zusammen beim Tee, den sie mit dem Saft der Moosbeeren mischten. Ich hatte einige Büchsen russische Militär-Konserven mit, schmackhaft gewürztes Fleisch, das mir ein Soldat gerne abgab. Er hatte an einem Tag 10 Büchsen ausgeessen und war dessen nun überdrüssig. Auf den Stationen in sauberen Bahnwirthschaften wurden Eier, prachtvolles Weißbrot, Butter und Obst reichlich angeboten, freilich zu Wucherpreisen. Das Vorwärtskommen wurde oft unter-

brochen: bald brannte die Achse, bald fehlte es an Wasser, einmal mußten wir helfen, die entgleiste Maschine auf die Schienen zurückzubringen.

Nach fünf Tagen erreichte ich Taganrog am Asowschen Meer, das ist die alte Kosakengegend, die Danilewski in seinen „Pionieren des Ostens“ so schön geschildert hat. Ich hatte das Buch unterwegs gelesen. Jetzt freilich war die Steppe mit Weizen und Rüben bebaut, Mühlen und Fabriken errichtet, die Kohlen des Donjez erschlossen, der reichste Fleck im reichen Südrußland. Das sprach sich in der Bauart des Städtchens aus. Breite, baumbepflanzte Straßen, üppige Villen, reiche Klubs, große Hafenanlagen und Fabriken. Zwei für Munition und Flugzeuge waren aus Riga hierher versetzt, pomphaft aufgebaut, aber nie benutzt. Die Bevölkerung war gemischt aus Russen, Kosaken und Griechen, auch Armeniern, darunter auffallend viel schöne Gestalten, alles tagsüber am Strand, wo in voller Natürlichkeit Männlein und Weiblein unbekleidet zusammen badeten. Abends traf man sich im Stadtpark, dessen schöne Bäume und Blumen sorgsam bewässert und gepflegt wurden. Theater, Konzerte, Varieté dauerten bis tief in die heiße Nacht hinein. An den Rassen saßen würdige Obersten und Generale in Uniform und vollem Ordensschmuck und verdienten sich so ihren Lebensunterhalt.

Mein Quartier war im Hause eines wohlhabenden Kaufmanns. Ich gab meine Karte ab und verbrachte ein Stündchen in lebhafter französischer Unterhaltung mit ihm. Die Bolschewisten, zuerst Doktrinäre, dann wüstes Gesindel, hatten übel gehaust, geraubt, geplündert und gemordet. Als sie schon von den Deutschen vertrieben waren, kam nochmals ein Trupp von etwa 10000 Mann über das Asowsche Meer, so fanatisiert, daß sie keinen Pardon gaben und auch keinen erwarten konnten. Seitdem diese vernichtet waren, herrschte Ruhe und Ordnung. Die Gegend bildete einen eigenen Staat so gut wie ohne Regierung. Die Leute waren uns dankbar für die Hilfe, wären uns aber noch lieber los gewesen. Nur hätte dann der Böbel den reichen Kriegsgewinnlern die Hälse abgeschnitten. Also duldeten sie uns wider Willen und hielten sich

durch ungeheure Preise schadlos. Unsere Lazarette waren sehr minderwertig untergebracht. Ein großes Klubhaus, in dem jeden Abend hoch gespielt wurde, hätte uns besser gepaßt, wurde uns aber verweigert, und ich mußte eine starke Lippe riskieren, bis der General, der mit den Leuten freundschaftlich verkehrte, sich zu ernster Forderung entschloß.

Der 5. August führte auf kleinem mit allerlei Volk überladnem Dampfer nach Kostow am Don. Zuerst über das spiegelglatte Asowsche Meer zum Don, der breit zwischen endlosen Schilffümpfen mündet; dann dessen Krümmungen entlang durch eine weite Ebene, die Ufer reichlich belebt von Wildgänsen, Enten, Möwen und Fischreihern, die ernsthaft in regelmäßigen Abständen Wache hielten. Rechts in der Ferne auf einem Hügel erschien die alte Stadt Asow. Allmählich meldeten Landgüter und Vorstädte die Stadt Kostow an. Eine riesige Brücke, vor dem Kriege errichtet, aber nicht ganz vollendet, erglänzte im Abendsonnenschein im roten Licht ihres Menniganstrichs. Unter diesem Rahmen haute sich das Hochufer mit den Kirchen, Palästen und Geschäftshäusern überwältigend auf. Die Läden in den breiten Straßen waren erfüllt mit Lugsuwaren und Delikatessen. Riesige Vorräte von Getreide, Leder, Öl waren vorhanden, die Preise enorm, aber das Volk zahlungsfähig, in keiner Weise verelendet. Zwei Zigarettenfabriken arbeiteten mit modernsten Maschinen täglich 10—15 Millionen Zigaretten und fanden glatten Absatz. Die Gegend bildete auch hier einen eigenen Staat, die Republik der Donschen Kosaken, die Regierung war aber völlig machtlos und nur dazu da, um uns formelle Schwierigkeiten zu machen. Jenseits des Don begann der Staat der Kuban-Kosaken, die im Sold der Entente standen, Angst vor uns hatten, Getreide, Wolle und Leder aber gerne verkauften.

Die Besatzung von Kostow bildeten Württemberger. Im Hause des Kommandierenden wurde ich mit echten schwäbischen Spätzle bewirtet. Hier traf ich Oberst Bopp, der an der Expedition nach Persien teilgenommen und von dem ich in der Türkei so viel gehört hatte. Er erzählte sehr fesselnd von seinen bunten Erlebnissen. Das Feldlazarett 258 war in einem Lager von Baracken

untergebracht, die Stück für Stück gesäubert werden mußten; das Genesungsheim lag in einem Klub mit schönem Garten, in dem jeden Abend Konzert war.

Die Warschauer Universität wurde 1915 hierher verlegt, und ein Prunkbau für sie errichtet. Mit ihren medizinischen Professoren standen wir in freundschaftlichem Verkehr und arbeiteten uns in die Hände. Vorwiegende Krankheiten bei unseren Truppen waren Malaria und Ruhr, eben begann die Spanische Grippe sich auszubreiten, damals im Beginn noch relativ gutartig. Sorge machten uns einige Cholera-Fälle, der deutsch-russische Stadtarzt Lindenberg beruhigte uns. Seit 1901 sei sie jährlich aus dem Kaukasus eingeschleppt worden, habe sich aber auf wenige Fälle beschränkt. Jetzt war die Gefahr freilich groß. Heimkehrer und Flüchtlinge ohne Quartier drängten sich an den Bahnhöfen, der Verkehr am Hafen war lebhaft und unkontrollierbar, gegenüber bei den Kuban-Kosaken die Seuche offenbar verbreitet. Es wurden Verhütungsmaßregeln erwogen, doch stellte sich heraus, daß sie bei dem völligen Versagen der Behörden undurchführbar waren. Trotz dieser Unzulänglichkeit sind im ganzen nur 139 Fälle aufgetreten, 67 tödlich; unter den Opfern auch 12 deutsche Soldaten. Das ist aber in Anbetracht der bedenklichen hygienischen Verhältnisse und der Jahreszeit sehr wenig. In Rußland hatte offenbar die Cholera im Laufe der Jahre an Gefährlichkeit stark abgenommen.

Inzwischen hatte mir der Feldsanitätschef einen russisch sprechenden Adjutanten beigeordnet, meinen Freund Dr. Victor Salle. Aus deutscher Familie in Charkow stammend, war er bei Studentenunruhen verbannt worden, dann nach der Schweiz geflüchtet, hatte dort bei mir studiert, kam später nach Berlin als Assistent Heubners. Heute kennt ihn jeder Arzt als Herausgeber der Klinischen Wochenschrift und des Kongreß-Zentralblattes. Fließend Russisch sprechend, vielseitig interessiert, mischte er sich unter alle Kreise der Bevölkerung und hatte immer Merkwürdiges und Ergötzliches zu erzählen. In Rostow besuchte er die Familie, bei der er vor fast 20 Jahren, aus Charkow verbannt, als Hauslehrer sein Brot verdient hatte.

Die nächsten Wochen führten hin und her, wo wir Lazarette und Sammelstellen unterhielten: Taganrog, Charkow, Kiew, Odeffa, Nikolajewsk, Cherson, mit den nun allmählich in geregelten Gang kommenden Zügen. Die Fälle waren ziemlich einförmig, hauptsächlich Ruhr und Malaria. Die Spanische Grippe aber breitete sich mehr und mehr aus, ging in Pneumonie über, gerade bei jungen, kräftigen Leuten, die ihr oft erlagen. Die Zunahme der Schwere hatten wir bei der Grippe-Pandemie 1889—90 auch erlebt. Damals starben die Alten, heute die Jungen.

Von den südrussischen Städten hat jede ihren besonderen Charakter. Charkow stattlich, ganz modern, war Sitz einer Universität mit ausgezeichneten Professoren, die mir persönlich oder dem Namen nach wohl bekannt waren. Die medizinische Fakultät unterhielt Laboratorien und ein Krankenhaus; wir arbeiteten gut mit ihr zusammen. Hier traf ich auch General Mengelbier, dessen Zimmer in Rastenburg mich ein Jahr lang beherbergt hatte. Seine Frau war alle die Jahre heimatlos, jetzt erst siedelte sie sich in Freiburg an und kam wieder in Besitz ihrer Möbel, eine echte Soldatenfrau.

Ganz anders war Kiew. Auf sieben Hügeln aufgebaut wie Rom, streckt es sich lang hin am Dnjepr und landeinwärts. Im Zentrum breite Straßen mit stattlichen Geschäfts- und Bankhäusern, von Fuhrwerken und Automobilen durchzogen; das höchstgelegene Quartier mit baumbepflanzten Wällen und üppigen Villen, an denen Baumeister und Besitzer ihrer prozigen Phantasie den Lauf gelassen hatten. Die Außenquartiere ganz nach russischer Art mit allen Zeichen der Wohlhabenheit. Alles trug freilich die Spuren der Bolschewisten-Herrschaft. Schon vor dem Kriege hatte mir ein russischer Anarchist gesagt: „Wenn die große Revolution kommt, zerschlagen wir zuerst Wasserleitungen und Kanalisation, dann erstickt die Bourgeoisie in ihrem eigenen Dreck.“ So war es auch geschehen, dazu alles verwandt; ich hatte schreckliche Nächte.

Kiew ist die Mutter der russischen Kirche. Die ersten Mönche hatten sich im Lehm des Steilufers Gänge und Katakomben gegraben und lagen darin bestattet in Seitennischen, die Sarkophag-

ähnlich hergerichtet waren. Aus jedem Sarg ragte eine Hand des Märtyrers hervor, umhüllt von schweren Brokatstoffen. Über diesen Gängen erhob sich eine fromme Stadt von Kirchen, Kapellen, Schulen und Pilgerhäusern, die Lawra. Weit leuchteten die goldenen Zwiebeln ihrer Türme und Kuppeln, eingebettet in Obstgärten. Eine unergründlich tiefe und weiche Glocke empfing uns. Zu Ehren des ermordeten Archimandriten war eine Feier in der Hauptkirche, einem Raum, in dem man zunächst nur den Schimmer des Goldes sah. Allmählich löste sich alles auf in die üppigen und schweren Formen des russischen Barock, Säulen, deren Schäfte aus Laubwerk sich aufbauten, Strahlensonnen um jedes Heiligenbild, die Heiligenköpfe schwarz vor Alter, alles übrige, Kleider und Embleme aus Silber oder Gold mit Edelsteinen eingelegt. In dieser Pracht nun eine feierliche Messe. Die Priester mit niemals geschorenem Haar und Bart, viele mit ausdrucksvollen Köpfen in schönen Brokatmänteln, Gesang der prachtvollen russischen Stimmen, der Vorsänger ein Bass, der es mit der großen Glocke aufnehmen konnte, alles schimmernd von Kerzenglanz und Sonnenstrahlen. Mittags trafen wir die Geistlichkeit im Refektorium. Sie hatten eben ihr vegetarisches Mahl beendet und sangen das Gratias. Daran schloß sich eine Gesangsstunde für Knaben und Mönche. Salles Russisch öffnete alle Herzen. Sie gestanden, wie froh sie über die Ankunft unserer Truppen gewesen. Die Bolschewisten hatten den Archimandriten erschlagen und mit dem Plündern eben begonnen.

Ein Kurier-Zug mit sauberen Schlafwagen und in D-Zug-Tempo führte uns nach Odessa. Die Stadt ist ganz modern, mit schönen Boulevards oberhalb des Hafens. Die Straßen stattlich, aber eintönig. Hier traf ich als deutschen General in Odessa den früheren Etappeninspekteur Grafen Waldersee, der wieder in eine völlig nutzlose Tätigkeit versetzt war, denn hier herrschten die Österreicher, ergriffen alle Vorräte, machten uns das Leben schwer, traten auf wie die Fürsten und verdienten das Geld mit Privatgeschäften, die wohl recht einträglich sein konnten. Ein Apfel kostete einen Rubel, eine Flasche Wein 80–100 Rubel.

Ein Dampfer führte uns nach Cherson, ein österreichischer Militärzug bis 8 km vor Nikolajewsk, dann bestiegen wir die Lokomotive bis zum Bahnhof, eine unglaublich zerrissene Droschke bis zum Hotel, das unter Leitung einer deutschen Oberschwester vor Sauberkeit glänzte. Die Stadt, an der Mündung des Bug und des Dnjepr ins Schwarze Meer, freundlich, mit baumbepflanzten Straßen, großen Fabriken und Werften, die eben von Blohm & Voß übernommen waren. In der Umgebung viele wohlhabende deutsche Kolonisten. Überall lagen alte Kanonen herum. Sie dienten als Einfassung für die Beete. Die Bolschewisten hatten sie herausgerissen, um sie einzuschmelzen, und dann liegen lassen. Auch hier hatten wir ein hübsches Lazarett.

Von Odessa besuchte ich die Feldflieger, deren einige ich von Palästina kannte. Sie hausten in der deutschen Kolonie Lustort, wo die Männer und Frauen in alter bunter Tracht Sonntag feierten.

Mein Auftrag führte nun nach der Krim. 1913 hatte ich in Berlin den internationalen Kongreß für Physiotherapie geleitet. Der nächste sollte 1916 in Petersburg sein und mit einem Ausflug nach der Krim enden. Nun freute es mich, dieses Land, wenn auch unter anderen Umständen, kennen zu lernen.

Langsam, wegen Minengefahr immer nahe der Küste, fuhr der Dampfer durch eine strahlende Vollmondnacht bei leichtbewegter See, umtanzt von Delfinen. Am Mittag des übernächsten Tages erreichten wir Sebastopol; in einer flachen Küste, mit den fernen blauen Zügen des Tschatyr-Dagh im Hintergrund, öffnet sich die Bucht, links von alten Forts, rechts von den Kuppeln und Häusern der Stadt flankiert. Dahinter weiß glänzende Hügel und der Malatoff-Berg, der bei der Belagerung 1855—56 eine so große Rolle spielte. Im Hafen die Kriegsflotte, überall Werften, Kasernen, Festungen, ein buntes Bild in immer neuen Sichten. Ein Offiziershaus mit russischer Bedienung nahm uns auf. Hier herrschte ein merkwürdiges Leben. Anfangs hatten die Bolschewisten nach ihrer Art gehaust, Banken und Fabrikassen geleert und unter sich verteilt. Wer widersprach, wurde gehängt. Böbel-

haufen wählten die Regierung; die Krankenpfleger regierten im Lazarett und setzten die Gehälter fest; 500 Rubel dem Krankenwärter, 200 der Schwester, 100 dem Arzt. Ein alter Arzt, der das Marinespital aus eigenen Mitteln gegründet und unterhalten hatte, wurde zum Dank erschlagen. Ein anderer schenkte seinen wohlversorgten Keller seinem Burschen: „Requiriert wird er doch, da soll wenigstens der Kerl ein paar gute Tage haben.“

Nun hatte sich das Proletariat gleichsam bourgoisiert. In den feinsten Restaurants saßen Smokings und ölige Arbeiterblusen durcheinander und ließen die Hunderter springen. Jedermann hatte Geld, sogar die Gassenjungen zogen lachend aus der Tasche die 20 oder 30 Rubel für eine Melone oder ein Pfund Trauben. Die Strandpromenade war von höchster Eleganz.

Die Flotte hatte eigentlich seit Kriegsbeginn immer halb gemeutert. Von drei großen Dreadnoughts wurde einer auf offener See versenkt, einer lag kieloben im Hafen, einer wurde von 500 Matrosen in Stand gehalten. Sie hatten nichts zu tun, als mit einem jungen Bären namens Mischka zu spielen, der sehr drollig und sehr klug war. Eine Biene hatte ihn in die Pfote gestochen, da humpelte er von selbst ins Lazarett und ließ sich verbinden. Die Bolschewisten sahen uns nicht sehr freundlich an. Der Leutnant, der uns führte, war sehr kleinlaut und wagte kaum, den Mund aufzutun.

Viel Spaß machte ein Millionentöchterchen aus altberühmtem Geschlecht. Sie weilte zur Kur im Kaukasus und wurde durch die Revolution von den Ihrigen abgeschnitten. Zuerst verdiente sie in Tiflis ihr Brot mit Klavierspielen. Jetzt war sie Dolmetscherin im deutschen Kommando, spielte aber keineswegs die Angestellte, sondern nach wie vor das verwöhnte Töchterchen, kommandierte und wollte hofiert sein.

Mein nächstes Ziel war Simferopol. Vorher machte ich einen Abstecher nach Bakshi-Sarai, dem Sitz der Tartaren-Chane, die Jahrhunderte hier gehaust und sogar einmal Moskau erobert hatten. Hier ist ein Stück Asien in Europa. Ein baumbestandenes Flußtal erweitert sich, eingeschlossen von völlig kahlen Felsen. Da liegt

ein vollkommen türkisches Städtchen mit offenem Bazar, voll gestickter Pantoffeln und hübschen Handarbeiten, mit Kaffees, einer Moschee mit Minarett. Vor der Stadt der Palast der Chane, ein bunt gemalter Holzbau unter mächtigen Bäumen. Im Inneren ein sonderbares Gemenge von Orient und schwerem russischen Barock. Daneben die Gräber der Chane. Auf der Höhe ein mohammedanischer Begräbnisplatz, überragt von Felsen, die vom Wind ganz merkwürdig zu Zinnen und Türmen ausgeblasen waren. Der Ort völlig einsam, ohne Besatzung, dennoch auch hier die Wucherpreise. Ich kaufte eine Melone für einen Rubel; der Verkäufer lachte selbst und sagte: „Früher verschenkten wir sie an jeden, der wollte.“

Simferopol war der Sitz der taurischen Regierung. Sie bestand ausschließlich aus Ministern, die nur tun durften, was die deutsche Besatzung wollte. Augenblicklich war sie dabei, einen Pump aufzunehmen. Auch hier hatten wir Lazarette, das größte für Geschlechtskranke. Die Leute hatten wenig Dienst, die Jugend meldete sich, Angebot war reichlich da, aber eine Kontrolle, wie etwa in Warschau, undurchführbar. In Simferopol empfing uns freundlich in seinem Hause Dr. Graßmück und brachte uns mit den deutschen Kollegen zusammen, die alle eine sehr angesehene Stellung hatten und ein eigenes nettes Krankenhaus unterhielten.

Unter den Offizieren traf ich alte Bekannte, und dank dieser Beziehungen gelang es, „das“ Auto zu erhalten zur Fahrt nach Falta. Hauptzweck der Fahrt war, 15 Millionen Rubel in einem Pappkarton verpackt nach Falta zu bringen zur Bezahlung von Lieferungen. Die Fahrt war sehr spannend. Ab Simferopol Getreidefelder oder Steppe, die Flußtäler mit Obstbäumen und Pappeln bewachsen. Nun ging's langsam in die Höhe durch Buchen- und Eichenwälder an Felsstürzen und Flüssen vorbei, ähnlich dem Schweizer Jura. Endlich wird die Höhe erreicht. Ein schönes Tor, ähnlich dem Brandenburger, bezeichnet sie. Hat man es hinter sich, so öffnet sich wie ein Theaterreffekt der Blick auf die steile, vielgefaltete Küste und das blaue Meer. Beim Frühstück-

halt an diesem Bajdortor kamen auf Fremdenfang drei zerlumpte Kerle mit Schalmeien und Trommeln und spielten Gassenhauer. Auf unseren Wunsch gingen sie zu Landestänzen über. Als bald erschien ein schmucker Soldat, legte die Waffen ab und tanzte, daß es eine Freude war. Nun führte der Weg die Höhe entlang, links die Felsen, rechts das Meer, durch niedrige Wälder mit Hainbuchen, Kornelkirschen, Kiefern und allerlei südlichem Buschwerk. Einzelne Villen, hier und da ein Tartarendorf, ein paar magere Röhre, sehr einsam und heiß. Gegen Mittag erreichten wir Klupka, noch hoch über dem Strand, wo ein Genesungsheim uns erwarten sollte. Wir hofften auf Mittagessen, aber Ärzte und Schwestern, bisher in Jablon, waren verzweifelt, ohne Einrichtung, ohne Verpflegung, angewiesen auf die Früchte des Gartens. Also fuhren wir weiter bis Zalta. Auch hier Quartiermangel, die Sammelstelle voll Wanzen. Ich schlief im Wagen unter freiem Himmel wenigstens wanzenfrei.

In Zalta tritt das Gebirge etwas zurück. Ein schöner Badeort hat sich auf den weiten Geröllhalben angesiedelt, sanft ansteigend, dahinter ein Hüggelland, mit Neben und Tabak bestellt und übergehend in bewaldete Berge. Im Frieden war Zalta ein sehr exklusiver Ort für Hochadel und Großkaufleute, Juden werden nicht zugelassen. Jetzt war es umgekehrt, alle Kriegsgewinnler aus Odessa und Kiew gaben sich hier ein Stellbichein und überboten sich an Luxus und Üppigkeit. Die Preise erreichten hier ihr Maximum. Unsere Soldatenheime und Lazarette, die auf freien Einkauf angewiesen waren, gerieten in Verzweiflung. Zitternd gingen die Schwestern früh zum Markt, um irgend etwas für die Hungernden zu ergattern. Zur Zeit hatten sie nicht einmal Holz.

Die westliche Seite des Hügels wurde eingenommen von einem weiten Park, dem kaiserlichen Besitz; auf der Höhe lag, weißschimmernd, das Schloß Livadia. Schlicht im Außern wie im Inneren, etwa dem Landsitz eines reichen Engländers zu vergleichen, umgeben von Rasenplätzen und riesigen Zedern lag es da. Ein ehemaliger kaiserlicher Diener mit weißen Bartkoteletten zeigte die Räume,

Sis, Die Front der Krzte

16

auch das Gemach des kleinen Zarewitsch, mit dem Schulpult, in dem noch der Stundenplan angeheftet war, daneben das Zimmer des alten Matrosen, den der Junge ins Herz geschlossen hatte und der ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Nach der See ging der Park in Naturwald über, eine lange steile Holzterrasse führte zum Strand. Ein alter Steinsarkophag diente als Wanne für die Kaiserin, der Kaiser entkleidete sich unter einem Zelt. So schlicht lebte der Herrscher aller Rußen.

Um das Schloß lagen an die 50 Gebäude, Kavalierehäuser und Wirtschaftseinrichtungen, alles dicht von Grün umwachsen. Hier hatten die Bolschewiken die Unglücklichen untergebracht, die in den Gefängnissen schwindsüchtig geworden waren, eine merkwürdige Sammlung von Verbrechergesichtern und schwärmerischen Idealisten. Auch wir hätten gern ein paar Räume für unsere Kranken gehabt, aber der „Verwalter der Kaiserlichen Güter“ Herr Salomon Salomonowitsch Krim belehrte uns, unser Kaiser habe bestimmt, die Kaiserlichen Gebäude sollten nicht zu Militärzwecken benutzt werden. Er selber bewohnte ein prachtvoll gelegenes Palais inmitten Kaiserlicher Gärten.

Mein nächstes Ziel war Feodosia. Ein Hafentorpedoboot von drei Offizieren, Unteroffizier, Dolmetscher usw. eröffnete wenig Aussicht. Nun sahen wir selbst nach: da lag ein kleiner Dampfer eben zur Abfahrt bereit. Auf meine Bitte wartete der Kapitän, bis mein Gepäck heran war, und nahm uns auf das überfüllte Schiff. Kapitän, Steuermann und Offizier waren drei blutjunge hübsche Burschen, ehemals Zöglinge der Marineakademie, durch die Revolution aus ihrer Bahn geworfen; nun hatten sie den kleinen Seelenverkäufer gechartert und machten glänzende Geschäfte, indem sie als einziges Transportmittel die Preispannungen ausnützten. Gestern hatten sie an einem Transport Obst und Tabak 3000 Rubel verdient und in Sekt angelegt; sie gestanden, sie hätten einen tüchtigen Ölkopf, führten aber sicher und geschickt. Die Fahrt entlang der Krimküste ist eine der schönsten, die man sich denken kann. Aus der Bucht von Jalta fuhren wir an bewaldeten Bergen mit ihren Parks und Schlössern vorbei: dann werden die Berge

fahler und schroffer, leuchtend in ihrem goldgelben Stein, die Ufer zunächst noch bewaldet und besiedelt. Immer näher tritt der Fels zum Meer, und streut einige Brocken ins Wasser, an dem sich die Wogen brechen. Ein mächtiger Klotz, Agir Dagh, der Bär, genannt schiebt sich vor, dahinter ein freundlicher Kurort, Muscha, mit Neben- und Obstbäumen. Dann wieder schroffe Felsen, hie und da unterbrochen von Nasen von Fruchtbäumen, wo eine Quelle Vegetation ermöglicht. Nach einigen Stunden große Dekoration: ein Felsen- hügel springt vor, gekrönt von einer alten Genueserburg mit Türmen und Zinnen. Langsam umfährt der Dampfer dieses Wunder und landet in einer Bucht, in der ein breites grünes Tal mündet und ein Städtchen mit Villen und Sanatorien, Moschee und Minarett sich anschmiegt: Suda. Allmählich wurde es Abend, die Berge vergoldet, dann purpurn, schließlich lavendelgrau, das Meer dunkel ultramarin, die Sterne begannen zu funkeln, die Milchstraße leuchtete wie ein Mondstreifen. Endlich in der Ferne ein Lichterglanz: der Hafen von Feodosia.

Auch dies ein wohlhabendes Städtchen, der Bucht entlang und in die Höhe gebaut, mit üppigen Villen, die reichen Zigarettenfabrikanten gehörten, außen nett mit Steinschnitzereien verziert, innen voll der schrecklichsten Proszengreuel. Unser Lazarett war in einem dieser Paläste gut eingerichtet. Abends führte mich ein Zug nach Kertsch.

Kertsch liegt auf der Landzunge, die das Asowsche vom Schwarzen Meer trennt. Eine wichtige Handelsstadt mit großen Hafenanlagen und Getreidespeichern. Die Umgebung baumlos, mit unzähligen sog. Skythischen Grabhügeln bedeckt, der Boden auch ergiebig für griechische Kleinkunst. Von hier beherrschte Mithridates sein mächtiges Reich, er soll hier begraben sein; ein griechischer Tempel auf halber Höhe eines Berges ist seinem Andenken gewidmet. Auch hier war ein nettes Lazarett eingerichtet, aber zum Glück wenig belegt.

Wieder versagten Hafenskommando und Flottenchef; in einem schmierigen armenischen Kaffee, in dem ein russischer General und ein paar Armenier Cocainschiebungen verhandelten, wußte man,

daß eine russische Dampferlinie regelmäßigen Verkehr habe; das war allgemein bekannt, nur nicht unseren Behörden. Sie hatten nichts zu tun und waren ganz verbummelt. Der Dampfer führte uns auch richtig über die Getreidestädte Berdiansk, Mariampol, Taganrog nach Rostow. Kabine war für deutsche Offiziere „nicht zuständig“, also übernachteten wir auf offenem Deck; das „Faule Meer“ war recht lebendig, die bunte Schar der Insassen: Orientweiber, im Neglige, nach Schmutz und Moschus duftend, Arbeiter in schmierigen Blusen, aber die Tasche voll Geld, Herren, die aus Petersburg und Moskau kamen und sehr interessant erzählten, Geschäftsreisende, eine Zigeunerbande: alles durcheinander und unterhaltsam genug. In Rostow fand ich die Lazarette wesentlich verbessert, in Taganrog war das Klubhaus bezogen, besondere Schwierigkeiten lagen nicht vor. Gern hätte ich einen Abstecher nach Tiflis gemacht, wo jetzt General v. Krefß zwei Regimenter befehligte; aber die Fliegerabteilung in Kertsch hatte nur zwei alte Klamotten und wollte es nicht übernehmen, mich hinzubefördern. Andere Verkehrsmittel gab es aber nicht, und so kehrte ich über Charkow nach Kiew zurück, um dem Armeearzt Bericht zu erstatten und mich abzumelden.

Einige Betrachtungen über die Ukraine

Das Land mit seiner üppigen Fruchtbarkeit und seinem Reichtum an Pferden, Vieh und Bodenschätzen konnte ein Paradies sein; im Krieg hatte es so gut wie gar nicht gelitten. Geographisch war die Ukraine eine ganz künstliche Schöpfung. Der westliche Teil war stets Pankapsel zwischen Türken und Polen gewesen, der Rand des Schwarzen Meeres türkisch; ein südrussischer Dialekt wurde im östlichen Galizien (Ruthenien, Podolien und Wolhynien) gesprochen, ein anderer weiter ostwärts, aber nur von Bauern, eine kleine Literatur gab es in Galizien, in Rußland war der Druck

in dieser Sprache verboten. Die Dialekte wichen so stark ab, daß der Ruthene den Südrussen nicht verstand; die Ruthenen hatten eine eigene Kirche, Südrußland war griechisch-orthodox. In der Krim saßen mohammedanische Tataren, überall in den Städten Armenier, dicht neben Koftow bewohnten sie eine Stadt von 80 bis 100000 Einwohnern: Nachitschewan. Die Umgangssprache war ausschließlich russisch, unter russischer Herrschaft war das Land von Steppenwirtschaft zu Getreide- und Rübenbau übergegangen und reich geworden. Über seine Häfen wurden ungeheure Weizentransporte verschifft.

Wenn im Frieden von Brest-Litowf das südliche Rußland vom nördlichen abgetrennt wurde, so geschah dies in der Erwartung, aus diesem reichen Landstrich die Verpflegung der notleidenden Heimat, Deutschlands und namentlich Österreichs sichern zu können. Zwar hatte Österreich in Ungarn eine Kornkammer, doch Ungarn gab nichts ab an Österreich.

Nach den schlechten Erfahrungen, die man in der Heimat mit der Zwangsbewirtschaftung gemacht hatte, wollte man hier den „legitimen“ Handel gewähren lassen. Der legitime Handel ließ sich das nicht zweimal sagen. In wenigen Wochen trieb er die Preise aufs zehnfache bis zwanzigfache, der Wert des Geldes sank immer tiefer, die Preise für alle Lebensbedürfnisse stiegen unaufhaltsam. Nun wollte das Unglück, daß unsere Regierung mit der ukrainischen einen festen Rubelkurs vereinbart hatte; das hatte zur Folge, daß mit dem Rubel auch unsere gute Mark ihre Kaufkraft verlor. Wir hatten das zu spüren; trotz der „Ukrainezulage“ mußten wir sorgsam Maß halten. Russische Offiziere beschwerten sich, daß wir nicht mit ihnen eine Flasche trinken wollten. Aber zu einer Flasche Wein zu 100 oder einer Pulle Sekt zu 400 Mark langte auch die Zulage nicht. Der Russe liebt es nicht, in Uniform in Gesellschaft zu erscheinen. In Kiew, Charkow, Odessa erwartete man Gesellschaftsanzug, und persönliche Beziehungen waren zur Erledigung der Geschäfte unentbehrlich. Unsere Offiziere baten um Zulage für Gesellschaftskleidung. Das war berechtigt; ein Anzug kostete 2 bis 3000 Mark, ein Paar Lackstiefe 800.

Sie wurde nicht bewilligt, die Herren waren auf den Dienstweg angewiesen, und der versagt bekanntlich bei Handel und Wandel völlig.

Unsere Soldaten wußten sich besser zu helfen. In ihren Dörfern waren freilich auch die Preise unerschwinglich; aber Geld wollten die Bauern gar nicht, das hatten sie im Überfluß; sie wollten Gebrauchsware, und die war im Lande selten. So ließen die Soldaten aus der Heimat Taschenmesser, Scheren, Rasierklingen, Damenstrümpfe kommen; dafür tauschten sie alles in Fülle. Wöchentlich sind 40 bis 50000 Soldatenpakete in die Heimat gegangen und haben manchen hungrigen Magen gefüllt. Ich selbst suchte zu hamstern, wo es ging; der größte Schatz waren 10 Paar Stiefelsohlen, die 2 Jahre lang mich und die Meinen vor Barfußgehen bewahrten. Trotz der Schiebung und Teuerung herrschte im Lande keine Not, ganz im Gegensatz zur Türkei. Dort war eben wirkliche Knappheit, und alle Mißwirtschaft schuf die Not nicht, sondern beherrschte nur ihre Verteilung. Hier war alles vorhanden, nur der Wert des Geldes war gesunken. Damit stiegen die Arbeitslöhne und Geschäftsgewinne, daher konnte vom Großschieber bis zum Gassenjungen jeder seine Wünsche erfüllen.

Inzwischen war meine Anwesenheit in der Heimat erwünscht. Seit Jahren hätte ich, der Reihenfolge nach, das Dekanat übernehmen sollen; nun wünschte es die Fakultät dringend. Die ärztliche Versorgung in meiner Armee war geregelt, besondere Verhältnisse, die meine Anwesenheit erforderten, lagen nicht vor. So erbat ich Kommando nach Berlin, jederzeit bereit, auf Anforderung ins Feld zurückzukehren, erledigte meine Angelegenheiten in Biala und Warschau und war am 18. September in Berlin.

Ich erachte es als ein persönliches Glück, den Zusammenbruch und den übereilten Rückzug mit seinen unwürdigen Szenen nicht miterlebt zu haben; mir bleibt das Bild der Armee, wie sie in ihrer unvergleichlichen Organisation und Haltung vier schwere Jahre hindurch sich gehalten und ihre Pflicht erfüllt hat.

Abgesang

L i e b e r L e s e r ,

habe Dank, daß du mir bis hierher gefolgt bist. Ich habe dich an die verschiedenen Kriegstheater geführt, gleichsam eine Wandeldekoration vor dir ablaufen lassen, und mich bemüht, sie zu schildern, wie ich sie sah, schlicht und sachlich, ohne eigene Empfindungen hineinzmengen; ich wollte gleichsam ohne Vorzeichen schreiben wie die modernen Komponisten. Vielen mag es scheinen, als ob angesichts des Furchtbaren, das sich abgespielt, die Dur-Tonart zu sehr vorwiege. Dazu möchte ich eine Erfahrung meiner Jugend mitteilen. Wir waren junge Kerle von 16, 17 Jahren, große Pessimisten, lasen Schopenhauer und ließen uns von ihm belehren, daß nur das Leid Eindruck macht und im Gedächtnis haftet. Da gesellte sich zu uns ein reifer Mann aus bester Familie, hochgebildet, aber aus der Bahn geworfen, als Cowboy, Goldgräber, Matrose durch die Welt gepilgert. Der lachte uns aus und erzählte, er habe im Sundaarchipel Schiffbruch gelitten und sich tagelang auf einer Planke herumgetrieben. Nach Jahren habe er Genossen aus jener Zeit getroffen: keiner habe vom Schiffbruch gesprochen, aber: weißt du noch den schönen Turkey, den wir in Singapore zusammen gegessen? oder: denkst du noch an die feinen Mädels in Penang? Ich muß oft an ihn denken beim Lesen der Kriegsschriften. Lesenswert sind sie alle; viele aber Tendenzschriften. Beim Pazifisten Barbusse z. B. regnet es immer, ist es immer dreifig, alles grau in grau. Da ist Remarque schon wahrer: in seinem vielumstrittenen Buch wird doch einmal eine geklaute Gans gegessen, eine lustige Weiberaffäre erlebt. Ich spreche gern mit Kriegsteilnehmern; über Trommelfeuer und Sturm, Not und Elend gehen sie rasch hinweg, aber von ihren Erfolgen sprechen sie gern und noch mehr von den kleinen flüchtigen Freuden, die jedem einmal blühten.

Lieber Leser, wenn ich heute aus meinen alten Aufzeichnungen und Briefen dir eine Auswahl vorlege, geschieht's nicht, um dich

zu unterhalten, sondern weil ich meine, wir können aus dem Kriege Lehren ziehen, die uns in Zukunft nützlich sein sollen.

Wird es wieder Krieg geben? Werden wir ihn erleben? Wer kann das wissen! Ich möchte gern an den Weltfrieden glauben, aber ich kann's nicht. Der Trieb zu wachsen und stark zu sein, ist ein Naturtrieb; was ihm entgegentritt, sucht er zu überwinden. Ob es sich um Weideplätze oder Ölquellen, um Hammelherden oder Absatz für Industrieprodukte handelt, ist gleichgültig; immer ist es der Wachstumsdrang eines Volkes, von dem der kapitalistische Unternehmer nur Wahrzeichen und Träger ist. Daher wage ich nicht, auf ewigen Frieden zu hoffen, selbst wenn die nationalen Spannungen, mit denen ja die weisen Friedensschlüsse jedes Land gesegnet haben, in Wohlgefallen und Einigkeit sich auflösen sollten.

Aber lassen wir selbst den Krieg aussterben: die ärztlichen Lehren des Krieges bleiben bestehen. Welche Aufgaben hat er uns gestellt? Die eine ist die Behandlung und Rettung der Verletzten: von dieser als Massenaufgabe möchten wir befreit bleiben. Die andere ist die Bewegung und Versorgung großer Massen unter primitiven Verhältnissen, d. h. die Unterdrückung der Seuchen. Was da geleistet ist, mögen folgende Zahlen erweisen.

Den Gesamtverlust an Gefallenen schätzte man bis Ende Mai 1919 auf 1531000 Mann, die Zahl der an Krankheit Gestorbenen auf 155000. Das ist etwa 10 zu 1. Nun vergleiche man die Zahlen früherer Kriege. Das Verhältnis der Gefallenen zu den an Krankheit Gestorbenen betrug

im Krimkrieg 1854/56 bei Engländern	1 : 3,6
im Italienischen Krieg 1859	1 : 3,3
im Feldzug 1866 für Preußen	1 : 1,3
im Deutsch-französischen Krieg 1870/71	1 : 0,53
im Weltkrieg für Deutschland	1 : 0,1

Gleiche Aufgaben wie der Krieg stellen auch Friedenswerke. Wenn die Franzosen den Panamakanal nicht vollenden konnten, war es nicht, weil sie ein paar Millionen Schmiergelder an ihre

Parlamentarier vergeudeten, sondern weil sie die Arbeiter nicht am Leben erhalten konnten. Die Amerikaner begannen mit der Sanierung des Landes, bekämpften Malaria und Gelbfieber, erhielten die Arbeitshere bei Kräften und vollendeten das Werk. Dazu hat nun der Krieg neue Erfolge zugefügt. Der schreckliche Wundstarrkrampf raffte in den ersten Monaten Tausende dahin; als jeder Verletzte mit zerrissener, beschmutzter Wunde eine Serumpfropfe erhielt, verschwand der Tetanus. Von der Impfung gegen Typhus und Cholera sprachen wir bereits; der Kampf gegen Fleckfieber ist zum ersten Male im Großen durchgeführt worden. Die französische Armee vor Sebastopol 1854/56 litt darunter dermaßen, daß sie dreimal aufgefüllt werden mußte; wir konnten unser Heer fast völlig freihalten. Und nun bedenke man, daß die Heimat, im Osten und Westen von Seuchen bedrängt, gänzlich beschützt wurde: so groß ist die Macht der Hygiene!

Und nun, lieber Leser, sieh dich um: da findest du das Heer der Ärztesünde und Naturheilschwärmer; die Ärzte taugen gar nichts, sie verderben den Leib mit Giften, impfen Eiterjauche gegen Pocken und schneiden mit Messern am Körper herum. Luft, Licht, Wasser und Pflanzenkost: das sind die einzigen Heilmittel! Ich bin der letzte, der diese Mittel verachten möchte. Aber Allheilmittel sind sie nicht. Die Türken und Araber lebten in Luft und Sonne, aßen Weizengröße, Obst und Gurken und tranken Wasser. Dabei litten sie schrecklich an Malaria, Ruhr, Haut- und Augenkrankheiten und waren glücklich über eine Pille Chinin oder ein Augenwasser. Tetanusserum, Schutzimpfung, Entlausung, Salvarsan, Emetin und Chinin hatten die Ärzte erfunden: sind sie nun wirklich auf so falschen Wegen?

Und nun noch eine Lehre, vielleicht die wichtigste von allen. Europa ist das Land alter Kultur und Zivilisation. Trägt es Alterszeichen, droht der „Untergang des Abendlandes?“ Wer kann das sagen! Aber ich meine folgendes: Wenn eine Familie nach rühmlichem Bestand entartet, so leidet zuerst nicht die Intelligenz, sondern die Willenskraft. Für die Völker wird wohl dasselbe gelten. Überwunden wird, wer sich überwinden läßt.

Nun haben aber alle beteiligten Völker in einem Krieg von ungeahnter Dauer eine Zähigkeit erwiesen, die erstaunlich ist. Wir haben Duzende von Büchern, die das Leben im Felde, im Graben, im Kampf, auf See ausführlich schildern. Sie wollen mit Urteil gelesen sein. Denn sie stammen von Intellektuellen, und diese haben gern ihre Leitgedanken in sie hineingetragen: Patriotismus, Pazifismus, Sozialismus; manche sind aus der Vogel-, manche aus der Froschperspektive aufgenommen; alle enthalten sie ein gutes Stück Wahrheit. Die Hauptfrage aber ist, wie verhielt sich die Masse, der einfache Soldat zum Kriege? Der hat nicht geschrieben, kaum viel nachgedacht. Die anfängliche Begeisterung wich bald der täglichen Aufgabe, der Krieg wurde zur Arbeit, zum Beruf. Und den erfüllte gerade der einfache Soldat, gleichviel ob Deutscher, Franzose oder Engländer, mit der ganzen Tätigkeit, Zähigkeit und Ausdauer einer gesunden, kräftigen Rasse, Städter wie Bauer, Hand- wie Geistesarbeiter. Das sieht wahrlich nicht nach Entartung aus. Gewaltige Krisen zerreißen die Welt, Richtungen und Ziele gehen auseinander, das Leben sucht nach neuen Formen. Der Rohstoff, das ist die Lehre des Krieges, ist gut bei allen europäischen Völkern; ihre Zukunft liegt in der Gestalt, die sie ihm geben werden.

Ich meine daher, für Deutschland liegt kein Grund vor zum Verzweifeln. Mag die politische Lage unhaltbar, der Weg zu ihrer Besserung lang und dunkel sein: ein Volk, das so ungeheure Kräfte entfaltet hat und noch umschließt, kann nicht dauernd in Sklavetten gehalten werden. Es gibt eine Gerechtigkeit in der Weltgeschichte.

So habe ich wieder in die Dur-Tonart hinübermoduliert und in dieser, lieber Leser, will ich von dir Abschied nehmen.

S c h r i f t t u m

Vom Schrifttum sei hier eine kleine Auswahl vorgelegt; wer sich vertiefen will, findet in diesen Werken weitere Anleitung.

Geschichte des Krieges:

- Hindenburg, Aus meinem Leben. Leipzig, S. Hirzel, 1920.
Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen. Berlin, Mittler & Sohn, 1919.
H. Stegemann, Geschichte des Krieges, vier Bände. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1917—21. Dazu als wertvolle Ergänzung „Erinnerungen aus meinem Leben.“ Stuttgart, 1930.
v. Kuhl, Der Weltkrieg. Berlin, Verlag Tradition, 1929, zwei Bände.
Beumelburg, Sperrfeuer um Deutschland. Oldenburg i. D., G. Stalling (kurzgefaßte politische und Kriegsgeschichte).
Schwarte, Der Große Krieg. Band 1 bis 5 Kriegsgeschichte, Band 6 bis 7 politische Geschichte, Band 8 bis 10 Organisation.
Schlachten des Weltkriegs, herausgegeben vom Reichsarchiv. Oldenburg i. D., G. Stalling.

Die ärztlichen Erfahrungen sind zusammengestellt in:

- Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkrieg, herausgegeben von Otto v. Schjerning. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. Hier besonders zu berücksichtigen Band III, Innere Medizin, herausgegeben v. Krehl, Band VII, Hygiene, herausgegeben von B. Hoffmann.
B. Hoffmann, Die deutschen Ärzte im Weltkrieg. Berlin, Mittler & Sohn. Enthält die Gesamtleistung mit Inbegriff der Organisation und des Versorgungswesens. 1920.
P. Krause, Erfahrungen und Leistungen auf dem Gebiete der Inneren Medizin. Münster, Aschendorfs Verlag, 1929.

Freiwillige Krankenpflege:

- Das Quellenwerk ist Gurlt, Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Leipzig 1873.
Niese, Geschichte, Bedeutung und Aufgabe der Krankenpflege. Altona 1870.
Salzwedel, Handbuch der Krankenpflege. Berlin, Hirschwald, 1904.
L. Mayer, Vorlesungen über weibliche Krankenpflege. München 1877.

Für den gegenwärtigen Krieg:

Altgelt, Das deutsche Rote Kreuz, in Schwarte, Der Große Krieg. Band IX. Die organisatorischen Aufgaben des Roten Kreuzes. Berlin, Deutsches Rotes Kreuz, 1925.

Boetke, Das Rote Kreuz. Leipzig, Kellam, 1917.

Kriegskrankheiten:

Über Typhus, Paratyphus, Ruhr, Cholera, Fleckfieber, Rekurrens s. die Abschnitte in Bergmann-Stähelin, Handbuch der Inneren Medizin, 2. Aufl. Berlin, Springer; hier ausführliche Literaturangaben, ferner in Schjernings Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkrieg.

Wolhynisches Fieber, s. His, Berliner klin. Wochenschrift 1916, Nr. 27.

Werner, Über Febris quintana. Berlin, Mittler & Sohn, 1920.

Jungmann, Das Wolhynische Fieber. Berlin, Springer, 1919.

Schittenhelm u. Schleicht, Ergebnisse Innerer Medizin. Band 16.

Bruce, Trench Fever, Journ. Soc. Hyg. Vol. XX, Nr. 3, 1920.

Läuse:

J. Müller, Zur Naturgeschichte der Kleiderlaus. Wien, Hölder, 1915.

A. Hase, Beiträge zur Biologie der Kleiderlaus. Berlin, P. Parey, 1915.

A. Hase, Weitere Beobachtungen über Läuseplage. Zentralblatt für Bakteriologie, 1915, Heft 2.

A. Hase, Beiträge zur Fliegenplage. Zeitschrift für angewandte Entomologie, III, Heft 1, 1916.

Türkei:

Banße, Die Türkei. Braunschweig. Westermann, 1915. (Ausführliche Landes- und Völkerkunde.)

Krause, P. R. Die Türkei. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. (Daselbe in knapper Form.)

v. Soden, Palästina und seine Geschichte. Leipzig, Teubner, 1911.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutsch-Türkischen Denkmalschutz-Kommandos. Berlin und Leipzig 1920.

Liman v. Sanders, Fünf Jahre Türkei. Berlin, Scherl, 1919.

v. d. Goltz, Denkwürdigkeiten, bearbeitet von Fr. v. d. Goltz und W. Foerster. Berlin, Mittler & Sohn, 1929.

H. v. Kießling, Mit v. d. Goltz in Mesopotamien und Persien. Leipzig, Dieterich, 1922.

Denkwürdigkeiten des Marschalls Fâzet Pascha, deutsch von R. Klinghart. Leipzig, R. F. Köhler, 1927.

Djemat Pascha, Erinnerungen. 2. Aufl. München, Dreimaschenverlag, 1922.

v. Mikusch, Mustafa Kemal Pascha. Leipzig, Paul List, 1929.

Posnianski, Zusammenbruch des Ottomanischen Reichs. Wien, Amalthea-Verlag, 1928.

Schraudenbach, Muharabi. München, Dreimaschenverlag, 1925. (Eind der Kaukasusarmee.)

v. Niedermeyer, Unter der Glutsonne Frans. Dachau bei München, Einhornverlag, 1925.

v. Gentig, Ins verschlossene Land. Potsdam, Weißer Ritterverlag, 1928.

L. E. Lawrence, Aufstand in der Wüste, deutsch von Mikusch. Leipzig, Paul List (Prachtvolle Schilderung, bildhaft bis ins einzelne. Wird den Deutschen gerecht, aber nicht den Türken.)

His, Medizinisches aus der Türkei. Berliner klin. Wochenschrift 1918, Nr. 40.

Steuber, Yıldirim, in Schlachten des Weltkriegs, Band 4, 1926.

Kreß v. Kressenstein, Kriegsführung in der Wüste, in Veröffentlichungen des Deutsch-türk. Denkmalschutzkommandos (s. o. V, Bahnbauten und Straßen, Sinaiunternehmen).

Fr. Nansen, Betrogenes Volk, Leipzig, Brockhaus, 1928.

Beschreibt das Verhalten der Armenier während des Weltkriegs wesentlich anders; nach seinen Angaben lag die Vernichtung der Armenier von vornherein im Plane der Jungtürken, der armenische „Aufstand“ in Van war nur Verteidigung gegen türkischen Überfall gewesen. Nansen stützt sich auf Berichte deutscher Konsuln, Missionare und auf englische Veröffentlichungen während der Kriegszeit, namentlich auf A. M. Benedictsen, Armenien, Kopenhagen 1925.

Über die Vorgänge beim Kriegseintritt der Türkei ist zu vergleichen d' Abernon, Memoiren. Leipzig, Paul List, Seite 97 und 212.

Kriegsbücher:

(Auswahl von Schilderungen, die auf dieses Buch besonders passen.)

1. Deutsch:

S. Selbste, M. G. R., Leipzig, Köhler, 1928.

E. Jünger, In Stahlgewittern. Berlin, Mittler & Sohn, 1929.

(„Das Bild des Krieges war nüchtern, grau und rot die Farben des Schlachtfelds, eine Wüste des Irrefinns. Und doch hat auch dieser Krieg seine Männer und seine Romantik gehabt.“)

Riebiße, Ringen an der Somme. (Das seelische Erlebnis eines Frontkämpfers.)

F. Schanwecker, Aufbruch der Nation. Berlin, Frundsbergverlag, 1930.
(„Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen.“)

W. Beumelburg, Gruppe Bofemüller. Oldenburg i. D., G. Stalling.
(Beste Verbund-Schilderung; Beispiel für die Nervenanspannung.)

Blivier, Des Kaisers Kulis. Berlin, Malikverlag.

(Glänzende Schilderung des Lebens bei der Marine aus der Frochperspektive.)

E. Zindler, Auf Biegen und Brechen. Leipzig, K. F. Köhler.
(Schilderung eines Frontsoldaten, der später zum Offizier aufrückt. Prachtvolle Darstellung der Kämpfe von Verdun und Cambrai. „Der echte Frontsoldat hat gelernt, sich selbst und das Dasein nur innerhalb von gegebenen Notwendigkeiten zu begreifen.“)

R. Binding, Aus dem Kriege. Frankfurt a. M., Rütten & Böhning, 1927.

2. Französisch:

Henri Barbusse, Le Feu.

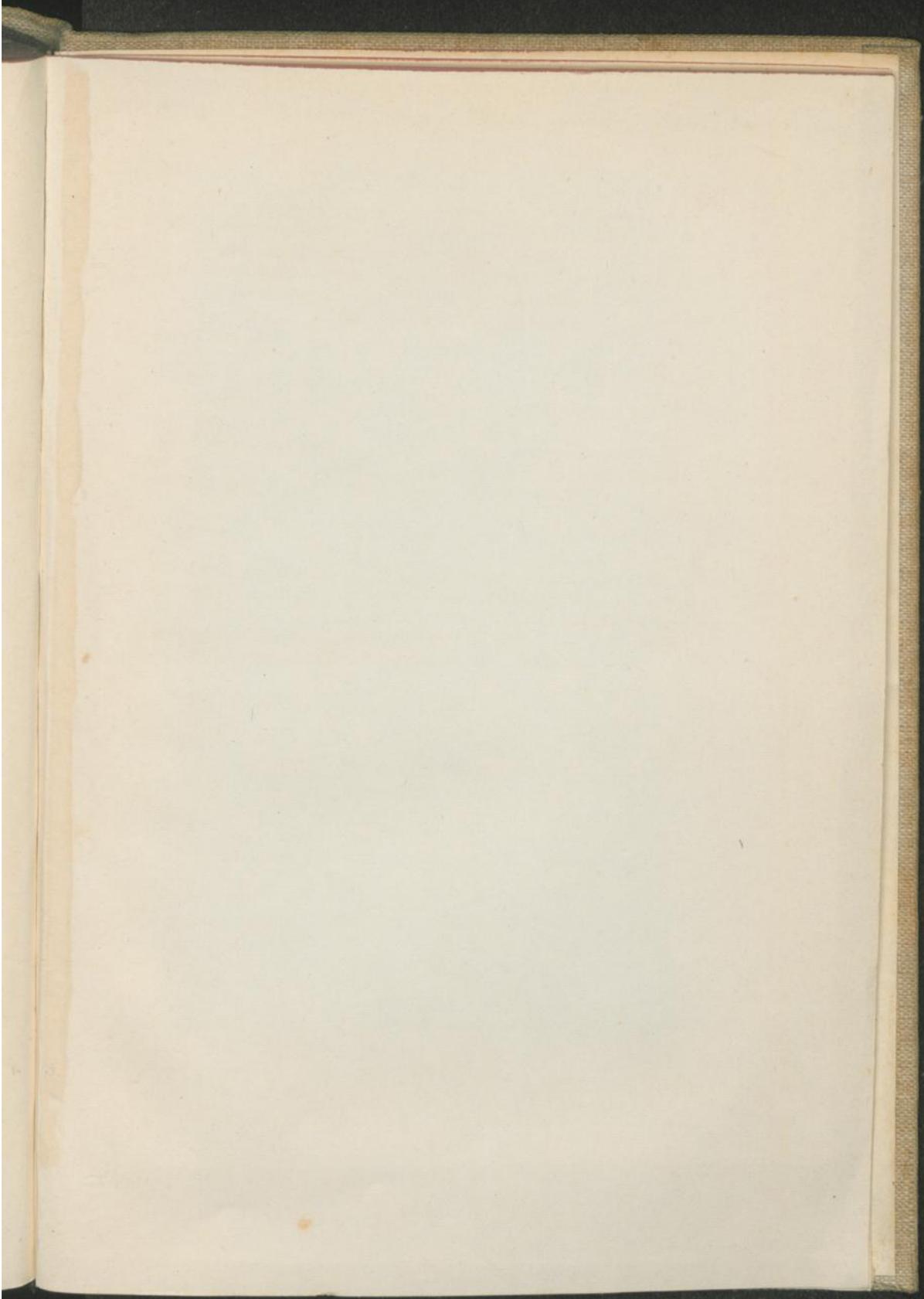
R. Dorgeles, Die hölzernen Kreuze. Deutsch von Kellen und Wittel, Horw, Montanverlag, 1930. (Schilderung des Frontlebens, den deutschen zum Verwechseln ähnlich!)

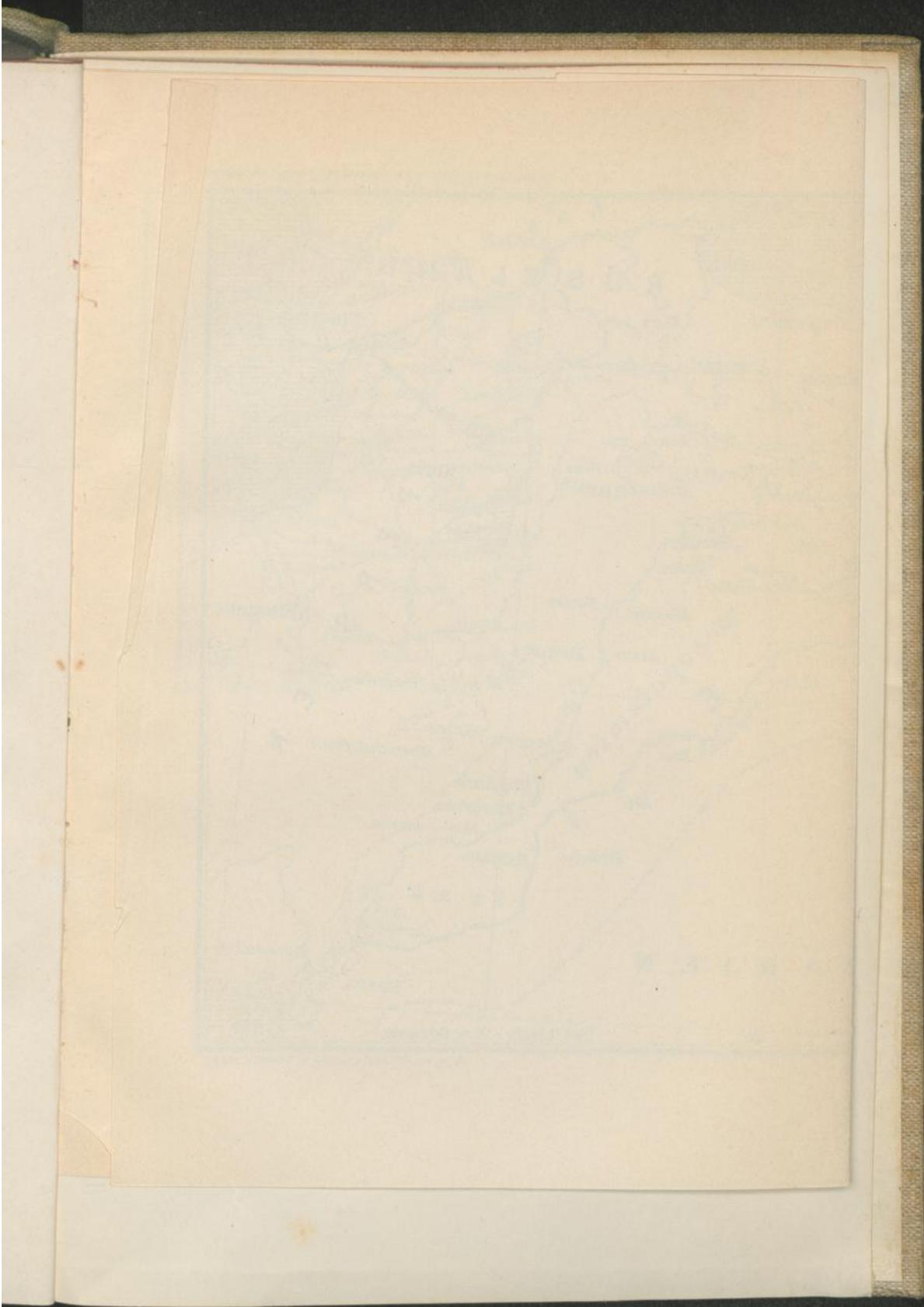
A. Maurois, Das Schweigen des Oberst Bramble. München, Piper, 1929.

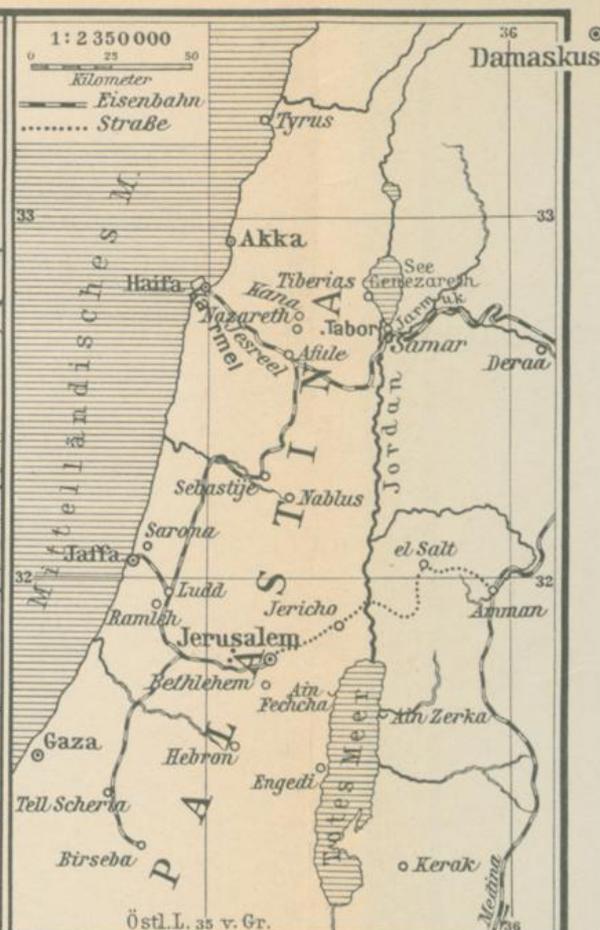
Mottram, Der Spanische Pachthof, deutsch von Franke, Leipzig, Inselverlag.

3. Englisch:

G. Frankau, Peter Jackson, London, Hutchinson & Co. (Ausbildung, Frontleben, treffliche Schilderung einer Erschöpfungsjenirasthenie.)







Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

